

Der Richter



Der Richter

Die Geschichte einer Liebe, einer Ehe
und eines Berufs

erzählt von

Margarete Kurlbaum-Siebert

Im Vieweg-Verlag

Titel und Einbandentwurf von J. E. Schmitz

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-322-98251-3

ISBN 978-3-322-98944-4 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-322-98944-4

Copyright 1937 by Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1937

Druck von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig

E r n s t P ö h n e r

zum Gedenken

dem großen Richter und unvergeßlichen Freunde

Es ist auf den Menschen gelegt,
daß er Wahrheit nur ahnend erkennen,
dennoch aber richten soll.

Das junge Weib	9
Das Mädchen im Abendwald	11
Das Heim in der Mühle	34
Gute kleine Etta	57
Erstes Glück	70
Ihr Kind	79
Die Botschaft	104

Das Amt	121
Der Brandstifter	123
Die zerstörte Stadt	155
Eine Nachricht	173
Picknick im Baubüro	194
Gespräch in der Nacht	219
Das Weisefest	232
Zu Besuch daheim	267
Begegnung und Auskunft	288
Der Jäger auf der Spur	308
Erzählung von Jugendleid	333
Das Ziel	357
Die Nacht der Erschöpfung	386
Antwort	412

Die Straße der Menschen	441
Zerrissene Bande	443
Lote Ferne	454
Der Ruf aus dem Raum	464
Noch einmal	473
Das Urteil der Notwendigkeit	496

Das junge Weib

Das Mädchen im Abendwald

In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts war Walter Justin Amtsrichter in dem hübschen mitteldeutschen, am Gebirgsabhang liegenden Städtchen Kerne. Er lebte mit seiner Mutter und seiner Schwester zufrieden, soweit es die Zeit für Deutschland zuließ, in seinem schönen Heim.

Nach seiner Gewohnheit bestieg er eines stillen bedeckten Herbstnachmittags sein Fahrrad, um zum Tore hinaus- zuradeln in die kleinen Pfade zwischen die abgeernteten Felder hinein. Er tat so fast unter allen Wetterumständen, damit er seine Seele reinige von all der Streitlust und Hilflosigkeit, die sein Beruf täglich an ihn heranbranden ließ. So suchte er mit Vorbedacht für solchen Ausflug die kleinen Feldpfade voll hinterlistiger Löcher, hartnäckiger Pfügen und steifgebackener Geleisgrade aus, die für jeden Schritt seine Aufmerksamkeit verlangten. Die Landschaft vor den Toren lag leer mit der Weite der beraubten Stoppelfelder, über die nur ein Krähschwarm heiser krächzend den erdnahen Flug hinschwang.

Walter Justin hielt nichts davon, sich die Seele mit unbestimmter Ahnungstrauer umhängen zu lassen. So nahm er sich vor, bis zur herandrängenden Feste der Waldnahe an der Straße drüben zu fahren, um von dort hurtig nach Hause zu eilen. Sein Heim lockte ihn genug, daß er sich auf den Abend bei der Lampe auf seinem Schreibtisch und beinahe sogar auf die Durcharbeitung seiner Berufsakten freute.

Aber an der vorgeschobenen Feste jener Waldecke wartete ein kleiner Kraftwagen, schnittig, elegant, funkel-nagelneu, nur so glitzernd von aller erdenklichen Kraft-wagenkostbarkeit. Das Rüstchen wartete auch nicht ver-lassen oder aufgegeben oder etwa gestohlen. Allerdings nicht im Sitz noch am Steuer sondern niedrig in der auf-geschlagenen Tür saß ein Weib. Walter radelte über das Grasbrüßchen seines Pfades auf die Landstraße und er-kannte, sogar ein sehr hübsches und sehr gut angezogenes junges Weibchen saß da und schaute ausdrücklich in seine Richtung hin. Nicht frohgelaut, o nein, durchaus nicht so, als ob sie ihm als einem Retter in der Not entgegen-lächeln wollte. Sie saß regungslos und sah eher abweisend aus. Sie hatte das Kinn auf die Waage der gefalteten Hände gestützt und blickte starr.

In Walter Justin regte sich der richterliche Ordnungs-sinn und einige Hilfsbereitschaft. Wurzelschlagen sollte hier an dieser Landstraßenecke doch wohl weder das fremde junge Weib noch der kleine fremde Wagen. Oder handelte es sich um ein Stelldichein? Walter Justin überschlug, welches Mannsbild der Umgegend würdig von solch einem hübschen Wägelchen und solch einem schönen Weibchen erwartet werden konnte, und verwarf alle, trotzdem oder weil er sie alle zu kennen meinte.

Nun, eine Anfrage mußte erlaubt sein nach dem Wo-her, Wie, Wohin.

Er radelte an das junge Weibwesen heran — war sie Frau oder Fräulein? — stieg von seinem Rädchen, lüftete seine Kappe und sagte: „Haben Sie Pech gehabt? Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?“

Das Steinbild mit den auffallenden morgenblauen Augen regte sich. Die junge Dame stand auf, war schlank,

recht groß und ganz in Leder gehüllt. Sie wies auf den Wagen und sagte: „Die Karre bockt. Bitte, bringen Sie sie in Ordnung.“

Aber einen so stolzen Befehl konnte Walter Justin nur lächeln. Auch, weil mit ihm ein Hauptgeheimnis um die junge Dame zerfiel. Die wenigen Worte setzten sie im Anklang des Dialekts, so diszipliniert er war, sofort in ihre Land- oder vielmehr Stadtschaft ein. „Ich verstehe nur leider nichts von Automobilen“, sagte er vergnügt.

„Automobil? Mein kleiner Pudel?“ Das junge Weib tat verächtlich.

Die schmale Herrin war gewiß noch ein Fräulein. Sie war wirklich ungewöhnlich hübsch, wußte in jeder Bewegung um diese Tatsache und war im übrigen jung wie Eva noch im Paradies.

„Ich kann doch nicht in dieser Wildnis festwachsen!“ jammerte sie.

„Was fehlt Ihrem Wagen denn?“ fragte er.

„Ach ich glaube, ich habe nur kein Benzin mehr, gar keins.“

„Na, na“, meinte Walter milde überlegen streng.

Sie schlug vor, er möchte zur nächsten Tankstelle radeln und ihr eine kleine Kanne voll heranbringen. Es gab nur keine Tankstelle hier in einer erreichbaren Nähe. So sollte er ein paar Ackergäule zum Einschleppen heraufbefehlen. „Ich will alles bezahlen, was die da nur haben wollen. Ein paar Ackergäule werden doch sogar in dieser gottverlassenen Gegend aufzutreiben sein!“

„Ich möchte Sie nicht in dieser Dämmerung auf der Landstraße hier an dieser Waldecke allein sitzen lassen“, meinte er.

„Außer Ihnen ist seit einer halben Stunde auch noch nicht eine Kasse durchgekommen!“

„Eben deshalb.“

„Ich habe meinen Revolver mit!“ Sie zog den Griff des Geräts aus der Manteltasche.

„So so“, erwog er, „also so sausen unsere jungen Damen heutzutage auf der Landstraße herum. Mit einem Revolver und ohne Waffenpaß. Einen Führerschein haben Sie auch nicht.“

„Sind Sie von der Polizei?“

„Nicht ganz. Aufschreiben will ich Sie gar nicht. Aber sicher ist es hier herum nicht unbedingt. Das muß ich am besten wissen.“

Sie sah ihn von oben bis unten an. „Sind Sie der Hauptmann einer gutgehenden Räuberbande aus dieser Gegend? Wie ein Zigeuner sehen Sie schon aus, allerdings wie ein sehr gut angezogener.“

Er errötete. War dieses Fräulein eine Prinzessin, jählings entsprungen, oder nur unerzogen? Na, ihn ging's nichts an. Das Fräulein verbesserte auch schon selbst seine Haltung, errötete auch, es war ein hübsches Schauspiel, und sagte hastig: „Sie sehen unserem Mathematiklehrer ähnlich. Das heißt, ich meine, nur so von außen, nur ganz oberflächlich. Von innen kenne ich Sie ja nicht. Ich meine, er könnte sich gratulieren wenn er so ausähe — ach Gott!“ Sie hatte sich hoffnungslos verheddert.

„Ich bin kein Mathematiklehrer und auch kein Räuberhauptmann. Dieser Schein trügt in jeder Beziehung. Ich bin nur . . .“ Walter Justin sagte seinen Namen und seinen Stand an.

„Hätte ich nie gedacht, daß ein Amtsrichter so aussieht“, staunte sie.

„Wie denn sonst? Alter brummiger Herr mit sehr vielen Schmissen aus ferner Jugendzeit?“

„Ach, was weiß ich. Lebendig, ich meine, mit Bewußtsein, habe ich noch keinen Amtsrichter sonst gesehen. Ich dachte nur — Sie sehen doch noch ziemlich jung aus.“

„Bin ich auch. Einunddreißig Jahre. Oder finden Sie das alt? Wie alt sollte ich denn sein beim Beginn meiner amtsangestellten Laufbahn? Amtsrichter ist nach dem Assessor die erste Stufe.“ Er fragte nun seinerseits: „Sie gehen noch in die Schule?“

„Nur bis vorgestern. Ich habe vorgestern mein Abitur bestanden. Endlich! Ich hatte die Langerweile bis zum Halsherauswachsen satt. Es dauerte alles viel zu lange. Aber ich bin selbstverständlich nie sitzengeblieben. Und ich habe mein humanistisches Abitur mit Griechisch. Ja, entweder ganz oder gar nicht. So wollte ich es.“

„Was studieren Sie denn nun?“ fragte er.

„Jetzt? Zwei Tage nach der Prüfung? Na, bestimmt nicht Jus. Vielleicht überhaupt nichts. Mein Vater hat auch nicht studiert.“

„Das glaube ich“, sagte er.

„Mein Vater!“ fuhr sie atemlos auf. „Mein Vater hat Studium überhaupt nicht nötig. Hat es nie nötig gehabt. Aber ich weiß schon was Er denken. Familie Neureich, Fräulein Neureich, o ja.“

Er war ruhig. „Meine Mutter hat auch nicht studiert und ist das klügste Wesen, das ich kenne. Was sollte ihr Studium? Also, Sie sehen, die Elternhälften entsprechen sich.“

Es war nun beinahe dunkel im Wald und dämmerig über der Landstraße.

„Ich kann doch nicht die Nacht hindurch hier sitzen“, jammerte sie wieder und weinte fast. „Bitte bitte, so geben Sie mir doch nur Ihr Rad. Ich habe meinen Sportanzug unter dem Mantel an. Ich will da ins Dorf radeln oder was da ist . . . Radeln kann ich. Seien Sie unbesorgt.“

„Ich zweifle nicht. Aber da kommt ein Auto. O ja, sogar unser Doktorwagen.“

Der Arzt, der in dem Wagen saß und auf den Wink Walters hielt, fragte auch streng nach einem Blick auf das blanke Gefährt und das junge Fräulein: „Haben Sie denn überhaupt einen Führerschein?“ war aber bereit, die kleine Karre mitzunehmen. Nein, nicht bis zur nächsten Tankstelle, sondern gleich bis in die Stadt. Irgendwelchen Aufenthalt könne er sich nicht mehr leisten. „Ich habe eine Geburt im Gange“, meinte er erklärend zu Walter und war schon schlechter Laune, daß er so viel Berufsgeheimnis verriet.

„Langemanns? Endlich?“ fragte Walter. Die Erwartung dieses jungen Ehepaares mußte als Kerner Stadteigentum gelten.

„Ja ja!“ Der Doktor wollte nur eilends weiter.

Das Fräulein half flink und geschickt beim Anbinden. Sie setzte sich in ihren kleinen Wagen, schlug die Tür zu. Sie winkte Walter noch einmal, und dann fuhr der große Wagen an und nahm den jungen mit, und der kleine Zug entrollte in die Dunkelheit der trüben Landschaft. Die Scheinwerfer blendeten über die Straßenränder und Feldraine. Weiter weiter, dann verblaßte auch ihr Hüschen und Gleiten. Da stand Walter und war allein mit der Dunkelheit, und nur der Wind raschelte durch den Wald und wehte in die schwarze Nacht.

Walter schaltete sein Licht ein, stieg auf sein Rädchen und fuhr davon.

Eine Stunde später rief der Fernsprecher beim Kaufmann Langemann. „Hier Amtsgerichtsrat Justin. Dr. König ist bei Ihnen? — Alles geht gut? Meine Mutter und Schwester wünschen auch herzlich alles Gute. Sagen Sie, Doktor, bitte, wo haben Sie denn die kleine Berlinerin abgesetzt, die junge Dame von der Landstraße, die Sie vorhin aufgabelten? In den ‚Drei Raben‘? Sie muß erst einmal ihren Wagen von einem verständigen Menschen nachsehen lassen? Gewiß, ausgezeichnet. — Nochmals alles Beste von uns allen, dem ganzen Hause. Auf Wiedersehen.“

Fünf Minuten später, Fernsprecher im Gasthaus zu den Drei Raben: „Gnädiges Fräulein, Sie haben nach Hause gemeldet? Von Ihrem Aufenthalt hier über Nacht? Oder waren Sie als Überraschung unterwegs?“

„Sind Sie aber ein Schulmeister“, entgegnete sie. „Natürlich habe ich gemeldet. Mein Vater... Aber was geht Sie das an?“

„Ich schätze, heute abend werden Sie ins Kino gehen wollen?“ fragte er.

„Warum? Wollen Sie mitkommen?“

„Ich habe einen anderen Vorschlag.“ Er lud sie ein, auch im Namen seiner Mutter und Schwester, die bei ihm lebten, den Abend bei ihnen zu verbringen. „Gerufen Sie ja zu sagen. Meine Mutter und meine Schwester sind sehr nett.“

„Der Abend ist ja doch sowieso verhungt und ver-schandelt“, entgegnete sie.

„Ihre Aufrichtigkeit darf entzücken. Ich werde mir erlauben, Sie binnen zehn Minuten abzuholen. Wir haben keinen weiten Weg.“

Er fragte sie unterwegs: „Finden Sie meine Einladung sehr kühn?“

„Über wieso denn nur? Sie müssen sich ja doch in diesem Nest zu Tode langweilen. Und wenn wir wirklich miteinander ins Kino gegangen wären, was sollte auch daran gewesen sein?“

„An und für sich gewiß nichts etwa in Berlin oder sonst in einer flotten unbekannten Ferne. Hier in meinem guten Kerne möchte morgen in unserem Blättchen eine gesellschaftliche Nachricht darüber gestanden haben. Jedenfalls wäre unser Zusammensein im Kino das Marktgespräch gewesen.“

„Ach ja, Sie sind ja hier die große Amtsgewalt.“

„Es ist bestimmt auch so gemütlicher“, meinte er.

„Was haben denn Ihre Mutter und Schwester zu diesem Akt der Barmherzigkeit gesagt?“ erkundigte sie sich.

„O, meine Mutter und Schwester! Über was würden sie sich Kleinlich wundern? Sie freuen sich auf Ihren Besuch.“

Er lächelte: „Wissen Sie, daß ich Sie hauptsächlich einmal ohne diese verwünschte Lederkappe sehen möchte?“

Sie lachte kindlich freudig: „An mir ist nicht viel zu sehen.“

„Bitte noch eins“, machte er aufmerksam: „Sie wissen, ich bin Walter Justin. Meine ehrfurchtgebietenden Titel sind Ihnen offenbar geworden. Sie werden bemerkt haben, in den Drei Raben bin ich wohlgelitten. Sie wissen um meine Familienverhältnisse, daß ich mit meiner Mutter und Schwester zusammen lebe. So wissen Sie, ich möchte sagen, um meine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.“

Sie antwortete: „Also schön. Ich heiße Edda Möller und habe soeben meine Reifeprüfung in Berlin bestanden.“

Wie ich mir zu erwähnen gestattete, mit Griechisch. Wir haben die Grabrede des Thucydides und drei Tragödien gelesen. Ilias, Antigone und Ödipus Tyrannos. Ich bin jetzt auf dem Wege zu meinen Eltern, die in Pößegg im Fichtelgebirge wohnen. Ich habe Ihnen schon anvertraut, glaube ich, daß mein Wagen ein Geschenk meines Vaters für mein Abitur war, weil ich es so gut bestanden habe, und fernerhin, daß ich noch nicht genau weiß, was und auch nur wann und wo ich studieren werde. Ich habe eine verheiratete Schwester, sie heißt Olga und ist in Ungarn verheiratet, aber an einen Deutschen, und sonst habe ich keine Geschwister mehr. Meine beiden Brüder sind im Weltkrieg gefallen, ungefähr durch halb Europa getrennt und doch fast in der gleichen Stunde. — Genügen diese Angaben fürs erste? Halt, die große Hauptsache: Mein Vater hat in Pößegg eine Dampfmühle.“

Sie legte in der Diele der Justinschen Mietwohnung ab und Walter Justin sah sie ohne die Lederkappe und ohne den Mantel. Sie war Schneewittchen mit strahlendem Gesicht bei sehr blauen Augen und dunklem Haar, das sie eng am Kopf anliegend geschnitten trug. Sie konnte sich solch kühne Haartracht leisten, denn ihr ganzes Köpfchen war auf ein klares Formziel hin zu Ende gebildet. Auch ihr Körper war in der Anlage so wohl gebaut, daß die Durchbildung, die das Fräulein unzweifelhaft schon lange tatkräftig auf ihn verwandte, ihn zur Beherrschung auch der unwillkürlichsten Bewegung erzogen hatte. Sie sah aus wie eine Frucht mancher Kreuzung, die, endlich zu Ende gekommen, eine neue, feste und widerstandsfähige Vollkommenheit herausgebracht hat. Sie konnte zu einer beherrschenden Schönheit heranreifen, und der Wille und das Geschick, solche Schönheit heraus-

zustellen, durften ihr zugetraut werden. Wenn sie eitel war, so war sie es schon in diesen ihren jungen Jahren großartig. Sie war elegant. Wie sie da aus ihrer Hotelstube heruntergestiegen kam, ohne ihren Ritter warten zu lassen, war sie schon geschminkt und gepudert und hatte den Lippenstift in Bewegung gesetzt. Sie trug einen Sportrock von falber Herbstblattfarbe zu einer gelbseidenen Bluse, beides von so seltenen Stoffen und so auserlesenem Schnitt, wie sie nur große Modellhäuser ihren Kunden anbieten können. Die Bluse war mit großen Topasen als Knöpfen geschlossen. Sonst trug sie keinen Schmuck. So wie sie konnte sich nur eine Millionärstochter anziehen, und zwar nur eine von sehr sicherem Geschmack.

So trat die junge Etta Möller zu den drei Menschen Marianne, Wanda und Walter Justin und kam, geschmeidig, leichten Ganges, hochfahrend und unsicher, höchst lebensbegierig und lebensverächtlich, zu jeder Liebe und zu jeder Demut wie zu jeder Widerspenstigkeit bereit, mit ihrer Seele als einem Bündel widerstrebendster Anlagen, sogar des Wollens.

Die drei Justins, die Mutter, die Tochter und der Sohn: Da standen sie um das fremde junge Weib und taten, was ihre Kerner Mitbürger an ihnen oft bis zur Verzweiflung verdroß: Sie betrachteten das Menschenwesen ihnen gegenüber wohlwollend heiter. Es konnte nicht anders sein. Sie waren die geschlossene Dreieit. Sie brauchten keinen Menschen. Sie konnten, unwillkürlich oder auch klar bewußt — der Sohn jedenfalls wußte um diese Untergründe ihres Lebens —, jede Überlegenheit über einen Teil außerhalb von ihnen darstellen.

Dem fremden Kinde, das aus der Riesenstadt kam und die großstädtische Kühnheit der äußeren Lebensform be-

stimmt in höchst beachtlichem Ausmaß besaß, ging es wie den gutmütigen Kernern; es staunte. Vor Mariannes Erscheinung versagten auch ihm die flinken Worte. Sie fiel beim Knig über die freundliche Hand beinahe zusammen und hätte die Hand am liebsten geküßt. Marianne strich ihr, die Hand zurückziehend, gutmütig übers Haar.

Marianne Justin war eine große schlanke Frau und sah jung aus. Wie sie zwischen ihren Kindern stand, konnte nur offenbar sein: Sie würde, wünschten es ihre Kinder, mit ihnen kühne Berge besteigen oder im raschen Boot durch bewegte Seen fahren. Dennoch hatte sie sich seit ihrer Jugend sehr verändert. Sie war, noch nicht zwanzig Jahre alt, jauchzend in ihre Ehe hineingetanzte, strahlend in Frische und Zuversicht. Ihr Vater war ein Maler gewesen, der sich zwar fern vom großen Betrieb hielt, aber durch seine sichere und echte Kunst reichlich Wohlstand und Ehren erwarb.

Seine Tochter Marianne, die Älteste von vier Kindern, hatte sich noch nicht über Berufsnotwendigkeiten und Berufsschwierigkeiten — die Schwierigkeiten größer für Frauen — den Kopf zu zerbrechen brauchen, als sie sich schon verlobte und bald danach verheiratete. Sie hatte den Mann gewonnen, den sie liebte und der zu ihr gehörte wie sie zu ihm. Sie gebar die drei innerlich wie äußerlich geglückten Kinder; eine jüngere Tochter Ruth war an einen Heidelberger Professor für gerichtliche Medizin verheiratet.

Marianne Justin blieb in Ehe und Mutterschaft überlegenden und beweglichen Geistes. Aber ihr Leben überstrahlte sich mit der Gewißheit, daß sie den Reichtum ihrer Gaben zur Beseligung ihrer geliebten Menschen einzusetzen hatte, und der Dank ihres Herzens leuchtete um

sie, immerdar so gnadenreich geben und lieben zu dürfen. Aus der raschen Lebenstänzerin ward eine durch ihr Glückseligsein immer tiefer befestigte Frau. Gestalt und Antlitz blieben schlank, nur daß sich die einstige lustige Magerkeit mit feiner Weichheit umgab. In Mariannes Gesicht sprachen ihre prachsvollen dunklen Augen, und die Welt empfand sich von ihnen aufgenommen und freundlich verstanden.

Marianne Justin war mittelbräunlich. Ihre jüngste Tochter Ruth strahlte üppig hell. Die beiden Geschwister Walter und Wanda standen dunkel in der Welt. Bei ihnen mochte eine Erbanlage aus irgendeiner über den Erdball schweifenden Vergangenheit herauskommen.

Sie sahen keinem gewußten Familienmitglied oder Vorfahren ähnlich. Sie waren beide schlank, Walter wie ein Flötenrohr und Wanda wie das, was sie war, eine lebenswürdige, gutevolle Asketin. Walter setzte eine tägliche Übung ein, um seine Schlankheit weder aufzugeben noch zu einer Zerbrechlichkeit herabkommen zu lassen. Wanda tat nichts dafür noch dagegen und blieb wie sie war. Von ihrem Bruder war allerdings schon im Feld ein anderes Durchhalten und Ausproben verlangt worden. Sie hatten einen feinen kleinen Kopf mit reichlichem dunklen Haar um eine schöne klare Stirn. Beiden wachten grünliche Augen, in denen goldne Fünkchen tanzten, über den schmalen Wangen. Aus den heitern und ruhigen Blicken der Schwester sprach ihr sanftes Wohlwollen für die Welt bei sehr wenig Begehr für sich selbst. Sie trug sich einfach und konnte in einem Ausverkauf eine Bluse für zwei Mark erstehen und wohlthuend und ausgezeichnet in ihr aussehen. Ihrer Mutter wurde Verehrung entgegengebracht; Wanda war allenthalben beliebt. Wenn sie

nicht mit unwillkürlichstem Takt freundlich gehemmt hätte, so würden sich ihre Schulmädchen in Schwelgereien von Schwärmerei für sie gütlich getan haben.

Mit dem Bruder standen die Dinge nicht so einfach. Er legte auf eine angemessene Haltung hohen Wert. Er zog sich, wie das sachverständige Fräulein Etta Möller mit dem flüchtigsten Blick festgestellt hatte, sehr gut an, allerdings mit der fast ängstlich durchgeführten Absicht, nicht aufzufallen. Wenn über Walter Justin eine hauptsächlichliche Besorgnis hauste, so war es die, niemals ein Snob zu sein. Die Wahl eines haltungsvoll durchgeführten Lebens durfte niemals unterstrichen erscheinen. Jede echte Vornehmheit war unwillkürlich oder überhaupt nicht. Er war sich bewußt, die Menschheit brüderlich und aufrichtig zu lieben. Solches Bewußtsein wollte etwas bei ihm heißen, denn er war mit Verstand Richter.

Er war eine sehr gute Erscheinung, die beste im Städtchen, wie sogar die übrige beeinträchtigte Kerner Jungmännerwelt anerkannte. Die Frauen? Es gab sowohl unter den Erfahrenen von verliebter Anlage wie unter den nur hilflos Verliebten genug, die seine schmalen Wangenflächen sehr gern behutsam zwischen die Hände genommen hätten, um diesen beweglichen feinen und angenehmen Männermund über kleinen weißen Zähnen — Walter Justin rauchte nicht — zu küssen. Mit der Meinung ihrer Umwelt hatten es die Justins immer gut gehabt. Immerhin hatte sich Walter den Ruf erworben, ein arger Spötter zu sein. Er quittierte alle freundlichen und geneigten Gefühle und Bemühungen der Kerner Damenwelt mit dem Lächeln des behaglich Unbeteiligten: Viel Auswahl haben sie nicht.

So stand die Dreieckigkeit der Justins geschlossen genug. Aber an diesem Abend gefellte sie sich das fremde junge Mädchen zu.

Sie saßen um den Eßtisch, und unterm Plandern offenbarte sich die reizvollste Eigenschaft des Gastes auch für die beiden Frauen, die sie erst kennenlernten. In Ruhe strahlten die ungewöhnlichen Augen im Licht einer hellen Morgenbläue über ihr kleines Gesicht hin. Aber wenn sie zuhörte oder sprach, dann war ihr Gesichtchen eine Landschaft, über die Empfindung in schönster Abwechslung Sonne und Schatten spielen ließ. Das Antlitz konnte in hoffender Spannung zu einem einzigen Leuchten werden oder ängstlich in Trübsal erblaffen und sich mit Schleiern verhüllen. So offenbarte sich das reiche und immer aufnahmefähige Temperament des jungen Kindes und es bedurfte keiner großen Erschütterung, sondern schon das gewöhnliche Gespräch zauberte solches Licht- und Schattenspiel frei. Deshalb konnte auch das einfachste Gespräch mit ihr zum Vergnügen für den andern Teil werden, wenn er sich bis zu einem Grade verstanden fühlte, als habe er weit über den armen Ausdruck seines Wortes Klügeres und Tieferes gemeint. Etta Möller war, wenn und wo sie wollte, eine ausgezeichnete Zuhörerin. Allerdings, wenn sie die Nichtachtung ihres beweglichen Ausdrucks zuwandte — und das tat sie oft, viel öfter als sie selbst wollte oder wollte —, den konnte sie zu gefährlichem Grimm und Haß aufreizen. Ihr Mienenspiel war aber um so anziehender, als es ja niemals von ihr selbst im Spiegel wahrgenommen werden konnte. Schauspielerisch gefühlt war es auch nicht. An dieser so bewußten kleinen Frau blieb der Ausdruck doch unwillkürlich.

Die drei Justins waren von ähnlicher Anlage. Sie blickten gern in das anmutige Gesichtchen; sie konnten seine Herzensschrift lesen, und es war, als ob sich ein Bundesring für sie alle fast hörbar schloß.

Das Fräulein sah auf die Wände, auf das Gerät um sie. Noch behielt sie ihre Meinung für sich. Sie schaute auf die Geschwister und fragte endlich: „Nicht wahr, Sie sind Zwillinge?“

„Nicht ganz“, lächelte Walter. „Ein Jahr auseinander. Ich habe das Jahr.“

Er brachte das Bild seiner Schwester Ruth. „So jung!“ staunte das Fräulein. „Sie ist sehr schön und hat schon solch einen dicken Buben.“

„Inzwischen hat sie sogar noch einen zweiten bekommen“, meinte Wanda, „nur noch nicht so schön photographiert.“

Im Wohnzimmer verwunderte sich das Fräulein weiter und gab endlich ihr Staunen preis. „So viele Bücher haben Sie! Lesen Sie immer alle diese Bücher?“

„Na, nicht alle auf einmal“, entgegnete Walter.

„O Gott“, wehrte das Fräulein hilflos, „sind Sie immer so? Ich meine solch ein Silbenstecher? Das ist wohl so, ich meine, bei den Gerichtspersonen?“

Marianne lächelte: „Es ist nicht so schlimm damit.“

Das Fräulein sagte mit Offenheit: „Wer hätte es gedacht, daß mir jemals eine Wohnung nur mit alten Sachen so vollkommen gefallen könnte. Dazu muß man nun in die tiefste Provinz kommen. Ach, vielleicht ist es überhaupt nur in der Provinz hübsch. Gott, wie habe ich Berlin bis zum tiefsten Elend satt!“

Sie erzählte von dem Berliner Fremdenheim, in dem sie gewohnt hatte: „Ganz netter Stall. Na, manches natürlich. Zum Beispiel gab es da kaum eine Stube, bei

der man nicht den ganzen Betrieb als Zugabe mitbekam. Zuerst hatte ich eine an der Diele. Nur war kein Besuchszimmer da. So saßen denn da in der Diele — sie war leider gut geheizt im Winter — den ganzen Tag hindurch Parzen, irgendwelche mehr oder weniger scheußlichen alten Frauenzimmer, meistens mehr, die jeden einzelnen abäugten, der an ihnen vorbei mußte, und das mußte jeder, der überhaupt in die Wohnung wollte. Dann wechselte ich die Stube und hatte nun eine am Flur gegenüber dem Fernsprecher, und den ganzen Tag hing jemand an der Quasselstrippe. Ich bekam schon ein wahres Zittern, wenn nur von fern ein Tritt herantrampelte. Ich habe sämtliche Geheimnisse aller Pensionsinsassen gekannt. Ich mußte jede Silbe hören, trotz Ohrenwatte und Ohrenkugeln. Sie können sich nicht vorstellen, was alles Leute in den Fernsprecher hineinbrüllen oder flüstern; aber das Flüstern geht auch durch alle Bretter. Ich konnte überhaupt nicht mehr bei mir in meinem Zimmer arbeiten.“

„Konnte denn keine Zelle gebaut werden?“ fragte Marianne.

„Ach, was denken Sie. Heutzutage ist jede Pensionsinhaberin froh, wenn sie nur mit ihrer Miete herauskommt. Von Bauen ist nicht die Rede, nicht die kleinste Planke.“

Etta Möller sagte, fürs erste wolle sie nicht wieder nach Berlin zurückkehren.

„Wohl lieber München?“ fragte Walter. „Nach Weihnachten der Fasching, immer die Berge? Ich kann München aus eigener Studienzzeit her empfehlen.“

Sie meinte: „Vielleicht war München einmal hübsch, vor dem Kriege. Die Gage flüstert davon. Heute lockt überhaupt nichts mehr.“

Walter fragte: „Sie sind in Berlin geboren?“

„Allerdings“, antwortete sie. „Fassen Sie sich nur. Ich kann nichts dafür.“

Sie erzählte von ihrer Schule. „Bei uns wurde alle Jahre die Dümme von irgendeinem unserer Studienräte aufgeheiratet. Das kam viermal vor. Aber wir hatten ohnehin keinen Respekt vor unseren Lehrern.“

Sie redete doch noch von Studienplänen, wenn auch nur mit Zagen vor so bedeutsamen Leuten: „Ich habe schon gedacht, wirklich, was meinen Sie, aber auslachen dürfen Sie mich gar nicht — ich will Suaheli studieren oder sonst eine primitive Sprache, am besten mehrere, je mehr desto besser. Es können auch australische Sprachen sein, von den Buschnegern oder aus Polynesien — und dann will ich auch noch die primitive Kultur und Religion studieren, ich meine die ganz primitive, die aus den Uranfängen, aus der Zeit, als es noch gar keine Geschichte gab, auf jeden Fall keine aufgeschriebene. Aber dieser Teil der Geschichte ist ja natürlich viel wichtiger als alles andere danach, und alles auf der ganzen Welt ist damals für alle Zeiten und für alle Ewigkeit geformt worden, aus dem Rohen heraus, und nachher ist das alles doch immer nur ausgewalzt worden und plattgewalzt auch. Na, solche ganz uranfängliche Geschichte will ich studieren. Und dann möchte ich Forschungsreisen unternehmen. O ja, das denke ich mir sehr anregend. Mein Vater gibt mir das Geld, das ist eine Kleinigkeit für ihn. Aber ob er dazu Lust hat, weiß ich nicht. Na, vielleicht bekomme ich ihn herum. Schon damit ich untergebracht bin.“

„Die weiblichen Forschungsreisenden pflegen nur leider ausnahmslos vor allem zur Verzweiflung sämtlicher Konsulate der Welt zu dienen“, warf Walter ein. „Die

unternehmenden Damen sollen geschützt werden, nur wie? Ihre eigene Gefolgschaft ist für gewöhnlich die stärkste Bedrohung. Und wenn die betreffende Forschungsreisende auch noch jung und schön ist . . ." Er lachte spitzbübisch.

Sie wurde gebührender und erfreulicher Massen dunkelrot; eine wahre Welle ergoß sich über ihr weißes klares Gesichtchen. Aber sie winkte Huldigung und Gesprächshindernis hinweg. „Man muß es durchsetzen. Man muß es diesen Mannsbildern, ich meine diesen Asiaten und Zulusaffern oder diesem sonstigen Pack angewöhnen, daß sie sich anständig zu betragen haben, sogar gegen eine Frau. Wenn Frauen nur in einiger Massenhaftigkeit als Forschungsreisende auftreten, dann wird sogar diesen Afrikanern und allen diesen wilden Kerlen sonst schon die Lust vergehen, immer nur über sie herzufallen.“

„O ja, vielleicht im übernächsten Zeitalter“, entgegnete Walter.

„O, ein neues bricht an! Wir stehen im Durchbruch!“ rief sie.

„Allerdings“, erwiderte er und sein Herz war bedrängt. Denn dieser Glaube reichte ihm bis in die letzten Tiefen jeder Unheimlichkeit.

Das Fräulein fuhr eifrig fort: „Es gibt in der Sahara aber auch anderswo, in Afrika oder in Australien, in der Südsee, immer noch ganze Staaten mit ausgesprochenem Frauenrecht und mit Frauenmacht. O ja, ich weiß sehr genau, das ist durchaus nicht dasselbe. Viele primitive Staaten haben noch Mutterrecht, aber mit der Frauenmacht sieht es trotzdem windig aus. Na, bei einigen ist jedenfalls die Frauenmacht noch in voller Blüte und sie sind auch nicht im geringsten verkümmert. Sie sind sogar merkwürdigerweise zumeist die kriegerischsten Staaten für die Männer-

pflicht. Zu denen möchte ich hinreisen, in diese Staaten, schon deshalb, damit die Frauen nicht etwa jetzt bei Anbruch eines neuen Zeitalters, das ihnen im letzten Ende unbedingt günstig sein wird, aufhören ihre Macht zu behaupten.“ Sie erzählte von männerstolz beleidigten Amerikanern, die die Männer aus diesen Frauenmachtsstaaten eifrig aufzuheben versuchten. Aber viele Holländerinnen, Engländerinnen, sogar auch Französinen seien am Werk der Bestärkung. Von einer Deutschen habe sie bisher nichts gehört.

„Da kann es ja nicht fehlen“, sagte Walter heiter.

„Ich finde unsere Zustände hier in unserer alten Welt ziemlich ekelhaft“, entschied das Fräulein.

„Und denken sich Afrika, Australien und die Wüste Gobi hübsch“, entgegnete er. „Nur auf jeden Fall, jünger sind diese Welten wahrhaftig auch nicht.“

Das Fräulein erzählte nun von Klassenkameradinnen: „Manche tanzten ungefähr Nacht für Nacht, das heißt natürlich nur solche, die Geld hatten. Ich habe es niemals mitgemacht. Mit diesen Knäbchen! Ich bitte!“

Sie fragte die Familie: „Sie kennen Berlin und den ganzen Betrieb da wohl überhaupt nicht?“

Marianne antwortete freundlich: „Ich habe eine geraume Zeit meiner Ehe in Berlin verlebt. Mein Sohn ist dort geboren. Meine Töchter nicht. Da waren wir schon von Berlin fort.“

Höchst überrascht wandte sich das Fräulein Walter zu. „Was! Sie sind auch ein Berliner?“

„Nur so so. Als Beamtenkind ist man an und für sich nirgends recht bodenständig.“

„Woher stammt denn Ihre Familie?“ fragte sie.

„Thüringen. Eisleben. Mansfeld. Aber meine Vorfäter sind immer als Beamte weit herumgekommen.“

„Als Juristen?“

„Ja.“

„Ich weiß überhaupt nicht, wer oder was meine Vorfäter gewesen sind“, gestand sie. „Ich schätze, kleine Fischer aus dem Berliner Kiez.“

„Gar keine schlechte Abstammung“, meinte er.

„Aber meine Mutter stammt vom Lande, aus der Gegend von Pößlegg im Fichtelgebirge, von daher, wo mein Vater sich jetzt seine Dampfmühle gekauft hat. Er hat sie aber erst großartig ausgebaut. Nein, daß Sie aber auch ein geborener Berliner sind! Wo denn nur geboren? Ich meine, in welcher Gegend? Ganz bestimmt im Westen. Ich stamme aus Segel.“

„Mutter, wo war es? Meine Erinnerung läßt mich einigermaßen im Stich. Als ich sechs Monate alt war, zogen meine Eltern mit mir aus Berlin heraus.“

„Du bist am Augusta-Ufer geboren worden“, sagte die Mutter. „Es war eine sehr hübsche Wohnung.“

Die Weite der Berliner Landschaft zwischen Nähe Lützowplatz und Segel schien das Fräulein nachdenklich zu stimmen: „Auf jeden Fall waren Sie schon ein großer Junge, als ich auf die Welt kam.“

„Zwölf Jahre alt. Und damals in Straßburg. Mir konnte wirklich keine Ahnung dämmern, was dieses mein dreizehntes Jahr in Segel brachte.“

Sie saßen um einen niedrigen kleinen Tisch vor dem Kamin, in dem ein Klobenfeuer brannte. Walter stand manchmal auf und schob ein neues Scheit ein, damit es frachte und funkte. Das Fräulein saß dem Kamin gerade gegenüber. Sie blickte endlich ausführlich auf das

große Bild über dem Sims und tat die Frage, die ihr schon lange im Herzen brannte: „Das ist Ihr Vater?“

„Ja“, antwortete Walter.

Alle schwiegen und saßen ganz still. Von der knappen Antwort herbeigerufen, wehte die Gewalt eines starken und heiß geliebten Lebens durch den Raum und die seines Sterbenmüssens.

Da sprach Marianne Justin etwas Auffallendes. Sie blickte zu dem Bilde auf, drückte ihre Hände eng gegen ihre Brust und sagte: „Es ist niemals weder zu begreifen noch zu vergeben, daß nach einer Ehe, wie sie allein sein darf, der Tod einen Teil übriglassen kann.“

Dieser Ausdruck mußte ihre Kinder bis zu jeder Erschütterung erschrecken. Denn die Mutter hatte sich zu keiner Zeit, niemals, mit solcher Verzweiflung geäußert, auch nicht im Überfall des Schmerzes unmittelbar nach jenem Sterben. Walter war zu diesem Todesraub am Vater, dessen Zustand sich binnen vierzehn Tagen von anscheinend leichter Krankheit so entscheidend gewandelt hatte, auf Urlaub aus dem Felde zu seiner Familie geeilt. Die Mutter nahm verstummt an ihre drei Kinder geschmiegt den Schicksalschlag entgegen, und die Angst, zu welcher Bestimmung der Sohn binnen wenigen Tagen wieder ins Feld hinaus mußte, schlug die schwarzen Flügel um die Herzen.

Über diesen heftigen Ausdruck mußten beide Kinder erschrecken, ein jedes aus sehr verschiedenem Grunde.

Niemand sagte noch ein Wort. Etta Möller erhob sich sehr bald. „Da bin ich Ihnen ungebührlich lange zur Last gefallen!“ Sie blickte auf die Wanduhr. Sie lächelte Marianne innig an. „Ach, gnädige Frau, es war doch heute wie ein Wunder für mich.“

Walter begleitete das Fräulein zu ihrem Hotel zurück. Sie fragte: „Ihr Vater ist schon lange tot? Was war er denn zuletzt?“

„Landgerichtspräsident. Er starb im Herbst sechzehn.“

Sie kamen bis zur Tür der Drei Raben.

„Sollten wir einander nicht bald einmal wiedersehen?“ fragte er.

„Ihre Frau Mutter hat mich so freundlich eingeladen. Aber ich kann doch nicht immer nur bei Ihnen vorfahren.“

„Warum nicht? Wenn man schon einen kleinen Wandererwagen hat.“

„Kommen Sie doch einmal nach Berlin oder nach München. Natürlich studiere ich doch schon in diesem Winter. Was sollte ich denn zu Hause anfangen?“

„Nach Berlin oder nach München? Ich habe nur leider nicht viel Zeit. Aber sind Ihre Eltern besuchsfeindlich?“

„Bestimmt nicht. — Aber nur. Na, ich schreibe einmal. Karte.“

„Denken Sie an mich, wenn Sie morgen in Ihrem Kleinen Wanderer faulen. Ich werde auf dem Gericht sitzen.“

„Ach, in höchsten Ehren. Und dann verhängen Sie, ob einer Gefängnis oder Zuchthaus bekommt?“

„Zuchthaus nicht. In der Regel vierzehn Tage Haft oder zwanzig Mark Geldstrafe.“ Er lächelte. „Das Leben brandet aber auch an meinen bescheidenen Richterstuhl in aller nur wünschenswerten Fülle heran.“ Ihm fiel ein: „Nicht wahr, Sie besorgen sich daheim sofort einen Führerschein?“

„Ich glaube, Sie sind doch ein Pedant“, erwog sie. „Nun, auf Wiedersehen, irgendwie, irgendwann, irgend-

wo.“ Sie zitierte so einen Berliner Schlager; vergebens, denn Walter kannte ihn nicht.

„Grüßen Sie Ihre entzückende Mutter. Ihre Schwester ist auch reizend.“ Sie stand gedankenvoll in der Tür. „Die Welt ist schon anders, wenn man einige Menschen, wie man sie sich vielleicht ausgedacht hat, wirklich und lebendig in der Welt weiß. Es ist nur die Frage, wie anders.“

Sie hob winkend die Hand. Dann war sie fortgeschlüpft.

* * *

Das Heim in der Mühle

Walter Justin hatte sich vom ersten Denken an nie anderes vorstellen können, als daß auch er einmal Richter sein würde. So war die Tradition seines Geschlechtes, so stieg das Begehren seines eigenen Blutes auf. Mit jeder Entwicklung an Leib, Seele und Geist wuchs er nur tiefer in solche Bestimmung hinein. Der ruhige, fluge und charaktervolle Vater konnte ihm durch sein Leben und im formenden Gespräch das Idealbild des Richters vor die Seele stellen. Aber der Sohn hatte erst das zweite Jahr seines Studiums begonnen, als der große Abgrund des Krieges aufriß. Er meldete sich sofort und machte den ganzen Krieg mit, immer an der Front. Er ward nicht ein einziges Mal verwundet, zu seinem häufigsten Staunen. Als er heimkehrte, war der Vater schon seit zwei Jahren tot. Seinen Rat und seine Liebe mußte der Sohn für sein Leben und für seinen Beruf entbehren.

Walter Justin hatte den Krieg von der ersten Woche an als Weltuntergang gewußt. Nimmermehr wälzte sich Europa, bald die Welt, zu einem minderen Ziel gegeneinander auf. Walter Justin hatte bewußt als Atom der großen Deutschlandseele bis zum letzten Einfaß um den deutschen Endsieg mitgekämpft. Er ward verschont. Warum? Die Geheimnisse von Erhaltung und Sterben müssen können nicht menschlich gedeutet werden. Er mußte den Niederbruch erleben und konnte sich nur mit ihm abfinden, indem er ihn sofort als den stärksten Anlaß der tiefsten Wiedergeburt seines Volkes erkannte. Als der

verpflichtete Sohn seines Geschlechts wußte Walter Justin für sich vor allem um die Aufgabe, daß er in dieser Wiedergeburt so rein und kraftvoll wie er nur konnte, die große Form seines Vatererbes darstellte und weitergab, ihre Gründung auf selbstverständliche Ehrenhaftigkeit und auf jeden Anstand, ihre Ausbildung und Hütung echter Seelen- und Charakterkultur. Für diese Ideale wollte sein Geist in aller seiner Lebhaftigkeit und Kraft der Anlagen zu jeder Stunde reif und bereitet sein. Die Vernichtung unechter Werte durch den Weltkrieg, und mochten sie noch so glitzernd im Vordergrund geschienen haben, bekümmerte Walter Justin keinen Pfifferling. Sehr viele, ja die meisten hoch gepriesenen Werte der zusammenstürzenden Zeit waren ihm schon lange vor ihrer Abwägung auf Leben und Tod als nur noch untergangsunfähig erschienen.

Die freundliche Meinung, die seine weitere Umgebung trotz mancher Einschränkung von ihm hatte, teilte er und verwarf sie auch. In der Art: Man stiehlt keine silbernen Löffel. Das Moralische ist immer selbstverständlich. Nur war es ihm mit der Selbstverständlichkeit der Moral sehr ernst und er zog die Grenzen tief.

Die Einschätzung seiner selbst am Ideal über ihm? Da thronte die große Gottheit.

Er lebte gern mit Mutter und Schwester. Als seine Bestallung zum Amtsrichter in Kerne feststand, bewarb sich Wanda um die freigewordene Stellung als Oberlehrerin am Kerner Mädchenlyzeum und erhielt sie auch. Die Mutter folgte ihren Kindern.

Sie hatten sich das Leben freundlich eingerichtet. Beide Frauen wünschten aber, daß der Sohn und Bruder bald heiraten möge. Ein unverheirateter Mann erschien ihnen als

ein halber Lebenskrüppel, viel mehr als eine unverheiratete Frau. Walter wußte, ohne daß Rederei darum gemacht wurde, um diese Wünsche der beiden Frauen. Er war auch nicht entgegengeneigt. Nur, wo sollte die andere Hälfte der neuen Einheit herkommen? Daß er sich jemals in eine der freundlich fülligen Madonnenknospen im Städtchen verlieben würde, kam ihm unwahrscheinlich vor. Den Madonnenknospen übrigens auch. Und Walter hatte wenn einen festen Entschluß so diesen gefaßt, daß er als Grundlage seiner Heirat eine große feurige Liebe einsetzen würde. Er war der Meinung, daß zur großen Liebe genau so gut die angeborene besondere Anlage gehöre wie zu jedem ungewöhnlichen Talent sonst. Wenn er sich denn insgeheim diese Anlage zur großen Liebe zutraute — zum Aufblühen dieses Talentes gehörten immerhin zwei Seelen, zwei Leiber. Die Partnerin kam vielleicht niemals? Sehr viele Menschen warteten gewiß ihr Leben lang vergeblich auf den andern Teil, der ihre Liebesnotwendigkeit zur neuen großen Einheit schloß.

Da stand am nebligen Herbstabend das Mädchen an der Waldecke, schön, fremd und jung.

Er wollte sich seine Eindrücke nicht verkleinern. Warum auch? Das auf jeden Fall höchst reizvolle Fräulein erschien ihm schon für ihn selbst an die Waldecke hingestellt. Daß sie eine Aufgabe bedeutete, sogar für die flüchtige Bindung eines Nur-öfter-Zusammenseins, behinderte ihn nicht. Er war mutig. Ein Abenteuer? Willkommen. Ein Spiel? Wurde weiter nichts daraus denn nur dieses Spiel, was schadete es?

Es war doch auch etwas an dem, wie es das Fräulein ausgedrückt hatte: Sie müssen sich ja doch da in Ihrem Nest zu Tode langweilen.

So hatte er sich entschlossen, den belebenden Sport der Begegnung bis zu einem Abschnitt vorzutreiben.

Erst wollte er einmal abwarten, ob das Fräulein seiner Zusage gemäß schrieb. Er brauchte seine Entscheidung, den neuen Anfang nun ihr zu überlassen, nicht umzustößen. Das Fräulein schrieb bald. Auf einer Ansichtspostkarte mit einer banalsten Kirche in Buntdruck. Bei einer so ausermählt angezogenen jungen Dame konnte soviel grelle Nichtswertigkeit nur Absicht sein. In die freie Ecke hatte das Fräulein mit Maschinenschrift eingequetscht:

Ich habe es mir überlegt und weiß doch noch nicht, ob Berlin oder München. Wollen Sie mal zu uns nach Pößlegg kommen? Alle Tage haben Sie doch nicht Gericht.

An die Frau Mutter und das Fräulein Doktor
viele ergebene Grüße. Etta Möller.

Walter betrachtete das Kärtchen, lächelte und nahm die Einladung an.

So hob er denn eines milden Oktobervormittags nach einer einstündigen Eisenbahnfahrt sein Rad aus dem Zuge, um noch eine Stunde bis Pößlegg zu fahren, einem frohen Sommerfrischenstädtchen, in dem von allen Balkons und Fensterbrettern Blumen über bemalte Wände hinab-
rauschten. Die Straße verlor sich hinterm Städtchen in
ernstem Wald. Wässerchen plauderten zur Seite. End-
lich lag vor einer dunklen Bergwand jenseits einer weit-
gebreiteten Wiese das Möllersche Mühlengrundstück.
Vom mächtigen Schwunge des Riesentreibrades hinter
allen Fenstern des Maschinenhauses schien die Erde zu
zittern. Die Fabrik verlor sich fast wie eine kleine Stadt-
anlage die Waldstraße entlang. Innerhalb des Fabrik-
wesens lag das Wohnhaus abgetrennt und war keine

Villa, sondern eine gewachsene Wohnstätte, tief in wilden jezt feurig rot glühenden Wein eingesenkt. Alle Fenster waren dicht zugeschleiert. Das Haus lag ganz ruhevoll. Vielleicht war es die Armühle, denn hier am Zusammenfluß mehrerer starker Bäche mochte stets ein blühendes Mühlenamwesen gelegen haben.

Walter schob sein Rad durch den offenen Torweg des Fabrikgrundstückes, stand an der Wohnhaustür, klingelte, wartete, klingelte wieder und wartete noch. Vornehme abgeschlossene Ruhe? Jetzt vormittags um elf?

Vornehm war das kleine Dienstmädchen mit der verbrauchten Küchenschürze über dem Leib nicht, das ihm endlich nach immer wiederholtem Läuten die Tür aufthat. Sie behielt die Tür in der Hand, verstand ihn augenscheinlich nicht, weil sie wohl nur Dialekt konnte, redete selbst umständlich und war auf jeden Fall jedes fremden Besuches ungewohnt. Wenn er zum Herrn wolle, so müsse er hinüber ins Kontor.

„Ich will Fräulein Möller sprechen, ich bin angemeldet“, sagte Walter ungeduldig.

„Ach so, Sie wollen zu der Dame? Zu der Dame wollen Sie?“ staunte das dienende Kind.

Da kam das Fräulein selbst die Treppe herabgerauscht, in diesem Augenblick nur zürnende Göttin.

Sie sagte sofort zu der ungeschickten Huldin: „Sie gehen an Ihre Arbeit. Den Herrn besorge ich selbst“, und zu Walter: „Ach! Ich bitte Sie, so nehmen Sie doch nur nichts übel. Die dumme Kuh! Hoffnungslos.“ Sie war aufgeregt.

Aber sie war wieder so wunderhübsch, wie er sie sich nur vorgestellt hatte oder noch hübscher. Sie war auch wieder ganz auserlesen angezogen, heute in einem Kleide aus weißer

dicke seltener Seide mit Türkisknöpfen. Walter legte seine Kappe ab und dann mußte er in eine Eßstube eintreten. Da war an einem Ende des Tisches für eine Person gedeckt.

Walter staunte doch. So etwas wie diese Eßzeimereinrichtung gab es noch auf der Welt. Über einem Klavier prangten zwei Reliefs aus getriebenem Blech oder so etwas, und das eine stellte Lohengrins Ankunft vor und das andere den Trompeter von Säckingen. Da war ein großes Plüschsofa mit einem hohen Umbau, beladen mit Porzellanfiguren und Vasen, und ein Buntdruck von Böcklins Toteninsel hing auch noch da.

Doch durch eine zweite Tür kam eine kleine dicke Frau, die Etta-Mutter. Ihre Seele knigte tief vor Walter, und der körperliche Knig wurde nur aufgefangen, weil die Frau mit beiden Händen um Walters Rechte griff. Sie zog Schleusen der Beredsamkeit auf und sagte von Dankbarkeit an, die sie, die Eltern, empfinden mußten, weil der Herr Amtsgerichtsrat ihre Kleine, die Etta, so getreulich bebatert hatte an jenem Septemberabend, damals, als sie die eklige Panne mit ihrem Wagen hatte, und er hatte die Etta wirklich von der Landstraße aufgelesen und hatte sie gerettet. Denn was hätte ihr da in der wilden Einsamkeit und beinahe schon mitten in der Nacht alles passieren können.

Er aber hatte sie zu seiner Mutter, der Frau Präsident, und zu seinem lieben Fräulein Schwester, dem Fräulein Doktor, zu Abend eingeladen. Aber nun müsse der Herr Amtsgerichtsrat frühstücken nach seiner Fahrt und Reise und müsse vorlieb nehmen — und Frau Möller sagte, die Gänseleber habe sie selbst gebraten und die Erdbeeren im Sommer selbst eingelegt.

Es half nichts, er mußte sich an den Tisch setzen und essen, er allein, und die beiden Frauen sahen ihm zu und erklärten, nein, mitessen könnten sie beide nicht. Die Mutter redete immerfort und Etta schwieg.

Der Vater Möller kam auch und war eine Überraschung. Er war ein dunkler, großer, sehniger Mann. Er sah nicht im geringsten wie ein aufs Land verschlagener Großstädter aus, wie ein Berliner, sondern eher unheimlich wie ein Waldherr; man konnte ihn sich als einen Schmugglerkönig vorstellen. Er war gleich der Tochter sehr gut angezogen, passend halbländlich in einem erdfarbenen Sportanzug mit hohen Stiefeln. Er trug einen langen dunklen, sorgfältig gepflegten Vollbart und war im Gegensatz zu seiner Frau weder an Haupt noch Bart im geringsten ergraut.

So trat er auf Walter zu, prüfte ihn und dann lächelte er. Ihm die Hand schüttelnd, dankte auch er ihm für die Betreuung der Tochter, der Göre, wie er sich ausdrückte. „Was hat so ein Mädel allein in der Welt herumzugondeln? Na, unsere eigne Schuld. Ich hatte ihr gedrahtet auf die Nachricht von ihrem Abitur, dreitausend Märker, die darf sie verpulvern, und ich dachte, es wird ein Diamantenarmband sein oder vielleicht ein paar Kleiderfegen, bei meinem Fräulein Tochter kostet der Plunder schon so viel. Kommt sie da mit ihrer Kieckarre an und hat sie noch nicht einmal ganz bezahlt, und den Rest soll natürlich ich umgehend blechen. Und Ihnen ist sie auch noch über den Hals geraten.“

Der Mann sprach ohne Scham und Scheu vollkommen berlinerisch. Aber ihn lächerlich zu finden wäre keiner Seele im Traum eingefallen. Mauern von Eis in Härte und Kälte umgaben diesen Menschen. Nur die Frau

schien ihm selbstverständlich zu sein und er ihr auch. Der Tochter erwähnte er ohne jeden Ton einer Zärtlichkeit. Doch auf Walter blickte er freundlich. „Nun wollen wir beide die Fabrik ansehen gehen“, sagte er.

Frau Möller erhob Einspruch.

„Nein Vater, die Mühle zeigst du dem Herrn Amtsgerichtsrat erst nach dem Mittagessen. Wenn ihr jetzt miteinander fortgeht, dann können wir stundenlang mit dem Essen auf euch warten, und das ganze gute Essen verprügelt.“

Der Mann fügte sich. „Aber hier herum sitze ich nicht. Sie werden es mir nicht verdenken“, sagte er zu Walter. „Auf Wiedersehen.“

Die Frauen zeigten Walter das Haus. Vor allem die Gewächshäuser. Sie waren ohne Tadel gehalten, wenn auch nur mit herkömmlichen Pflanzen besetzt, mit Azaleen, Alpenveilchen und Primeln. Frau Möller erzählte immerfort von ihren Versuchen und Absichten hier im Gewächshaus, das ihr ganz besonderes Reich sei, und so habe sie im Hause immer die frische Pracht hier von den Blumen her. Zwischendurch rückte sie an Töpfen und Kästen und hatte den richtigen Griff. Sie redete und ging voran. Dann kam Walter, folgsam und behaglich zuhörend. Das alles machte ihm sehr viel Spaß. Er wollte Etta als selbstverständlich den Vortritt lassen. Aber sie wehrte knapp: „Ich schließe hinter Ihnen die Türen wieder zu.“

Sie kamen ins Eßzimmer zurück und da stand Frau Möller vor der großen Flügeltür still und sah bekümmert zu Walters Höhe auf. Und sie bat ihn, nun auch noch in ihr Heiligtum mitzukommen. Sie schlug die Tür zu:

rück und da war der Raum, in dem sie nun eintraten, eine Totenkapelle, oder vielmehr er war dem Andenken der beiden gefallenen Söhne geweiht. Ihre Bilder in Lebensgröße — Buntphotographien, wie Walter erkannte — standen auf zwei Staffeleien im Zimmer, von starken, ganz mit Flor umwickelten Goldrahmen gehalten, und von allen vier Ecken wallten die breiten Florschleifen nieder. Blumen über Blumen waren wie auf Altären vor den Bildern aufgestellt. In den niedrigen Schränken die Wände entlang mochte das Eigentum der Toten geborgen sein. Ihre Feldausrüstung lag auf den Altartischen unter den Bildern. Unter dem Bilde des jüngeren lagen auch drei schmale Büchelchen dabei, und Walter hätte gern gewußt, was sie enthielten, aber noch konnte er nicht zu einer Sicht herantreten. Der ältere Sohn mußte ein strenger schöner Mensch gewesen sein. Der andere sah — es erschütterte Walter zu seinem eignen Schrecken bis ins Herz — wie seine Schwester aus. Aus den Bildern bezeugte sich mehr noch als am lebendigen Menschen, der Schwester, wie sehr alle drei Kinder, die Walter nun kennenlernte, dem Vater ähnelten.

Walter Justins Herz brannte. Ja, er war vier Jahre draußen gewesen. Wann erst — vorgestern? war er heimgekommen? So hatte er die Kameraden gekannt, so waren sie gewesen wie diese beiden da, gefaßt und doch heiter entschlossen. Da in den ersten Monaten nach den großen Bewegungsschlachten hatten die Reihen der Toten zur Beerdigung gelegen — da waren sie blühend gefällt worden und hatten es so gewollt. Und Walter wunderte sich, wie er es ohne Unterlaß tat, daß er selbst wiedergekommen war und wußte das Warum nicht. Und die Toten schienen ihn zu fordern, immerdar, und nur diese

Kameradschaft würde durch das ganze Leben hindurch echt sein.

Jeder der draußen gewesen war, wandelte im Leben doch immer nur wie halb zurückgeschenkt.

Die Frau aber, die Mutter da in ihrem ureigenen Heim, hatte die Hände unter ihrer Brust gefaltet und sah zu den Bildern auf und manchmal zu Walter hin. „Meine Jungen! Da zogen sie in den Krieg und waren so groß und stark. Und wollten durchaus hinaus. Aber damals hatten wir noch nicht das viele Geld, obgleich es damit schon anfang. Aber sie sind doch noch nicht als Offiziere hinausgezogen, denn sie sind beide nur mit dem Einjährigen von ihren Schulen abgegangen, von der Höheren Bürgerschule, und das war damals schon viel für unsere Verhältnisse, und es wurde uns auch von der ganzen Nachbarschaft sehr verdacht, und damals haben wir in Segel gewohnt. Es war aber deshalb, weil unsere Jungen so fleißig und so begabt waren, und das Lernen fiel ihnen spielend leicht. Und unser Kleiner, mein Otto, der wollte wenn der Krieg aus war studieren, auf der richtigen Universität, und deswegen hat es auch mein Mann der Etta erlaubt, obgleich es ihm nicht recht ist, daß sie immer zwischen all den Studenten sitzen soll, aber was wollen wir machen? Und ich bin ja noch rüstig und kann mir nun auch die Mädchen leisten. Aber ich koche doch meistens selbst, wenigstens zu den Festtagen, so zum Beispiel wenn solch ein lieber Besuch kommt. Und ich muß auch gleich noch einmal in die Küche gehen. Aber meine lieben Jungen sind beide an demselben Tage gefallen, beide am 15. Mai 1915, und der eine fiel bei Gorlice, und der andere auf der Lorettohöhe. Aber nur mein Otto war zu Weihnachten nach seiner Aus-

bildung und bevor er ins Feld zog, noch einmal daheim gewesen. Und am 20. Mai kam die Depesche: Rudolf Möller, Unteroffizier, auf dem Felde der Ehre gefallen, und seine Regimentsnummer war auch dabei, aber ich kann sie durchaus nicht behalten. Und ich schrie, und Olga, die unsere älteste Tochter ist, die war gerade vom Einkaufen nach Hause gekommen, und sie holte ihren Vater, und ich schrie immerfort: Unsere beiden Jungen sind tot! und ich weiß nicht, wie ich darauf gekommen bin, daß beide tot waren, denn in der Depesche hatte es zuerst nur von einem gestanden. Ich nahm mich zusammen und sagte zu meinem Mann: Vater, wir haben doch noch unsern Otto, und wir dürfen uns nicht versündigen, und der liebe Gott hört jedes Wort von uns ganz genau. Aber da war mein Otto doch auch schon tot. Ich wußte es nur noch nicht, und wir hatten überhaupt keine Söhne mehr. Meine lieben, lieben Jungen — und unser Rudolf könnte nun schon längst verheiratet sein und Kinder haben. Und in der Fabrik wäre er als die Stütze seines Vaters dringend nötig. Und unser Kleiner hätte auf Doktor studiert, ich meine nicht nur Arzt, sondern was er wollte. Aber am Abend kam das zweite Telegramm, eigentlich schon in der Nacht, und ich nahm es selbst dem Postboten ab, und da saß ich auf meinem Stuhl im Flur, und mir war toteneskalte, und ich wünschte immer, ich wäre tot, und ich glaubte, daß ich nun auch sterben würde. Ich getraute mir nicht, die Depesche aufzumachen, und dann packte es mich doch und ich sagte zu mir: Kopf hoch, tapfer, Jette. Du mußt dich zusammennehmen. Und Gott kann nicht wollen, es ist unmöglich, und Gott wird doch ein Einssehen haben, und er kann nicht auch tot sein. Und er wird nur verwundet sein, und vielleicht hat er den Heimat-

schoß. Und so nahm ich mich zusammen und riß die Depesche auf und getraute mich kaum hineinzublicken, und da stand auch: Auf dem Felde der Ehre gefallen, und ich schrie, schrie, und dann rannte ich ins Kontor, und da konnte ich die schrecklichen Worte nicht herausbringen, und ich ächzte und fiel auf das Sofa und dann wurde mir schwarz vor Augen, und dann hielt mich Olga im Arm und die Kleine war auch da, und sie war damals ganz klein, und sie kniete im Nachthemd vor mir und schluchzte immerfort: Ach Mutter, du darfst doch nicht auch sterben. Wie wir uns dann wieder gewöhnt haben, wenigstens doch so einigermaßen, das kann ich kaum selbst sagen. Mein Mann stürzte sich wie besessen auf seine Arbeit und auf das großartige Vorwärtstommen, obgleich er auch früher immer sehr fleißig gewesen war, aber es war mit dem riesigen Geldverdienen schon in Fluß gekommen. Er ist von da an rastlos und ohne Ermüdung immer nur herumgereist, er hatte die Lieferungen für Mehl und Hülsenfrüchte, für das Heer und für die Heimat, für sie, wenn etwas übrigblieb, und er hatte so riesige Lieferungen, daß sehr viel Geld herauskam, auch wenn er sich nur den genauesten Verdienst ausrechnete. Und wenn alle wie er gewesen wären, so rastlos und so unerbittlich, noch etwas zu finden, dann hätten wir den Krieg niemals zu verlieren brauchen. Er wäre aber ohne die unmenschliche Arbeit und den Erfolg eingegangen nach dem Tode der Jungen, und auch, weil er so viel Dummheit und Faulheit mit ansehen mußte und noch viel Schlimmeres, und er konnte es mit aller seiner rastlosen Tätigkeit nicht aufhalten, daß es zu dem schrecklichen Ende kam, und auf seine Vorschläge haben sie nicht gehört, denn er wußte wohl, wie man vieles hätte anders machen müssen, zum mindesten in

seiner Branche. Aber unsere älteste Tochter ist an einen Geschäftsfreund unseres Vaters verheiratet, in Ungarn, er ist aber ein Deutscher und heißt Georg Pursch, aber wir nennen ihn Schorsch, und er hat eine Schweinezüchterei im Großen, und er ist jetzt schon von sich aus ein reicher Mann, aber er hat auch Olga zur Frau. Sie haben drei Kinder, nur sehen wir wenig von ihnen; es ist zu weit, und wir haben alle viel zu tun. Und unsere Kleine hier, die Etta, die will nun studieren. Na, so kann sie es ja vielleicht tun.“

Frau Möller nahm ihr Taschentuch, wischte ihre armen heißen Tränen ab und schnob heftig an ihrer Nase.

„Mutter“, erinnerte Etta halblaut, „du wolltest doch noch in der Küche nachsehen gehen.“

„Ach Gott ja, du hast ganz recht.“ Aber sie sagte doch noch: „Was hat unsereins vom Kriege gehabt? Gram und Herzeleid und weiter nichts. Unsere Söhne sind den bitteren Heldentod gestorben und haben auch durch ihren Opfertod Schmach und Schande von Deutschland nicht abwenden können. Jetzt muß man Steuern zahlen, daß ich nicht begreifen kann wie so etwas möglich ist und erlaubt wird, und wie solche Steuern eingetrieben werden können. Es ist nur ein Glück, daß es doch noch Leute in Deutschland gibt, die derartige Steuern bezahlen können, zum Beispiel mein Mann. Aber er zahlt jedes Jahr ein Vermögen, wie ich es mir früher niemals habe träumen lassen, daß wir in hundert Jahren so viel Geld haben könnten, aber nun gibt er es ohne weiteres für die Steuern hin. Wir haben unsere Jungen nicht heimholen können, denn sie waren in der Feuerlinie gefallen und waren schon mit den gefallenen Kameraden begraben

worden, als die Depeschen zu uns kamen, und nachher hätte man sie nicht mehr aussondern können. So mögen sie denn bei ihren Kameraden ruhen. Zu Weihnachten mache ich die Türen weit auf, und dann müssen sie mitfeiern und unsern Christbaum mit ansehen. Aber ich gehe oft hierher, ich muß es gestehen, alle Tage, und es ist meinem Mann gar nicht recht, und er darf mir nicht darauf kommen, daß ich täglich hier sitze, und ich muß dann vor meinen Bildern weinen. Aber allezeit weiß ich, daß sie hier neben unserm Eßzimmer leben und ihre Stube haben. Und ich brauche schließlich doch nur die Tür aufzuräumen.

„Nun muß ich aber wirklich in die Küche, denn das Abschmecken kann ich der Emma nicht überlassen, und der Herr Amtsgerichtsrat wird mich gewiß entschuldigen. Aber Sie wissen sicher von Ihrer Frau Mutter her Bescheid, und ich schätze, die Frau Präsident wird auch eine sehr tüchtige Hausfrau sein.“

Sie eilte ab. Etta schloß mit Walter heraustretend die Tür des Gedächtniszimmers. Da stand das Mädchen in der wunderlichen Eßstube und sah vor sich nieder und regte sich nicht, und ihr Antlitz war bleich und zugeschliffen. Sie fragte endlich, ohne die Blicke zu erheben: „Wo sind denn Sie unterm Kriege gewesen?“

Er antwortete ihr: „Wo war ich nicht?“ Er nannte Polen und die Somme, den Donauübergang und den serbischen Feldzug. Er schüttelte seinen Kopf: „Ich kann nicht begreifen, daß ich noch am Leben bin.“ Er sah sie beweglich an: „Da war es, da wußten wir, draußen: Tod ist der notwendige, der eigentliche Schritt in unsere wirkliche Bestimmung hinein zum wahren starken Leben.“

Sie antwortete nur mit einer beinahe verzweifelten Bewegung, lächelte halb. „Es hilft doch nichts, Sie müssen nun auch mein Zimmer sehen.“

Vor der Thür zögerte sie noch einmal. „Es war schon ein Unternehmen, daß ich Sie hat zu uns zu kommen. Entschuldigen Sie bitte.“

Er war bestürzt. „Lassen Sie es mich sagen. Gestatten Sie es mir. Ich fürchte, Sie unterschätzen die großen Vorzüge Ihrer Umgebung, die innerlichen.“

Sie lächelte blaß. „Wollen Sie mir predigen? Dann können Sie mir nichts helfen.“ Wie in einem letzten Entschluß stieß sie die Thür ihres Wohnzimmers auf.

Es war schon ein verblüffender Raum. Walter hatte dergleichen auf Ausstellungen und in Zeitschriften abgebildet gesehen. Nun lag solch ein Raum mitten in diesem Haus mit seinen überwältigenden Altmodisheiten.

Sahnefarbne Wände ohne jedes Bild, schimmernd wie gewachst, übergehend zur hellen, milbleuchtenden Decke. Der Fußboden glänzte von schwarzem Lack. Mitten im Zimmer stand auf hochrotem Teppich ein sehr großes Ruhebett, über das ein goldbraunes Fell geworfen war. Nur ein Bücherständer aus Glasplatten, die dicke Mittelsäulen aus Messing zusammenhielten, war noch in der einen Ecke, und vor dem Ruhebett ein Tischchen aus Glas, an dem aber die Metallbeine silbern schimmerten. Nein, da war doch noch ein Gegenstand, ein Schemelchen aus kostbarem Holz mit eingelegter Arbeit. Es sah seltsam altgewohnt aus, trotzdem es aus dem Orient stammen mußte.

Ja ja, dachte Walter, in diesem Zimmer konnte nun kein Mensch weder schreiben noch sonst eine nützliche Arbeit verrichten. In diesem Zimmer lag die junge Dame

— die Dame, wie das wunderliche kleine Dienstmädchen gesagt hatte — zusammengerollt auf dem Riesenruhebett und rauchte. Ein höchst ausführliches und zwar goldenes Rauchzeug prangte auf dem Glattisfischen. Vielleicht las sie manchmal. Da lag ein Buch neben dem Rauchzeug. Wahrscheinlich las sie vertracktes Zeug. Weil sie noch nichts vom Leben verstand oder schon zu viel?

Das Fräulein hockte sich, die Beine hochgezogen, die Arme darum geschlungen, auf dem Divan nieder. Walter nahm den orientalischen Schemel.

Die Etta-Eltern betraten dieses Zimmer bestimmt niemals.

Walter griff nach dem Buch auf dem Tischchen. Sie kam ihm zuvor und warf, sich wie ein Schlanglein bäumend, das Buch hinter sich in eine fernste Ecke. Sie griff nach dem Rauchzeug, bot an.

„Jetzt vor Tisch?“ fragte er.

„Na, denn also nicht.“ Sie legte gehorsam Dose und Streichholz hin. „Sie rauchen gar nicht?“

„Nein.“

„Sie sind überhaupt immer tugendhaft?“

„Nein.“

Da lachten sie beide.

Ihn aber überfiel ein entsetzlicher, in seiner Trivialität fürchterlich hoffnungsloser und leider nur endgültig wahrer Vers, und er konnte die Worte nicht loswerden, sie wirbelten in ihm und um ihn herum:

Man lebt doch nur so kurze Zeit
und ist so lange tot!

Und er würde seine Beherrschung verlieren und diese Vernichtung laut herbeten.

Aber auch das unentrinnbarste Verhängnis sollte ihn nicht leicht überwältigen!

Eine Unterhaltung kam nicht ohne weiteres in Gang.

Erta Möller sagte schließlich: „Als Sie da neulich durch alle diese Stoppelfelder immer auf mich zugeradelt kamen, da hatte ich Sie schon lange gesehen. Und da habe ich mich gefürchtet. Sie kamen so gewiß näher wie der Himmel ohne jede Lücke bedeckt über uns stand. Und einmal — es war leicht zu berechnen wann — mußte Ihr Felspfädchen in die Landstraße einbiegen, gerade bei meiner Ecke. Ich mußte Sie heranzwünschen; ich brauchte Sie ja bitter nötig. Aber ich habe doch nur bis zum allerletzten Augenblick gehofft: Wenn Sie mich doch nur nicht sähen und vorüberradelten!“

„Kind, liebstes Kind“, rief er, „in welche Unmöglichkeiten hatten Sie sich eingefangen! Das kann doch nur die Abspannung nach all der Arbeit für das Abitur gewesen sein. Oder hatten Sie ein so schlechtes Gewissen an jenem Abend und da an der Waldecke, ich meine, ohne den Führerschein?“

Sie wurde natürlich und lebhaft. Nun hätte sie den Führerschein. Aber Walter dürfe sie nicht mit einem Sterbenswort verraten vor ihrem Vater, und sie hätte ihn sich heimlich besorgt. Dennoch kam sie nicht von ihrem Thema los. „Mir war damals sehr bange. Glauben Sie, daß ich sonst und im allgemeinen ängstlich bin?“

„O nein, bewahre“, erwiderte er, „eine junge Dame mit Plänen nur noch für die Sahara.“

Sie richtete sich steil auf. „Bitte! Sie haben es leicht. Sie leben in Ihrer Welt, die zu Ihnen gehört, und Sie haben es gut. Um Sie herum ist immer alles nur, wie es für Sie sein muß. Aber hier und bei mir, da steht alles

verzweifelt anders.“ Sie schlug die Hände vor ihrer Brust zusammen. „So sagen Sie mir, so erklären Sie es mir doch, wie komme ich dazu, daß mir zum Beispiel oft meine Mutter bis zum Haß auf die Nerven fällt? Es nützt mir gar nichts, und wenn ich es mir auch tausendmal immer wieder um die Ohren peitsche, daß sie unendlich viel mehr wert ist als ich.“

„Sie haben zu wenig zu tun“, sagte er nüchtern.

„Ach, ich habe wirklich wie besessen zu meinem Abitur gearbeitet. Ich kann griechisch. Ich kann es beinahe sprechen. Sie wissen was das heißt.“

„Sie haben zuviel Geld.“

„Wir haben doch nicht immer das schrecklich viele Geld gehabt, und damals war das Leben nur noch viel schenßlicher. Und ich werde etwas mit meinem Gelde anzufangen wissen, verlassen Sie sich darauf. Und nur, weil ich Geld habe, kann ich vielleicht wirklich einmal zu den Tuaregs reisen.“

„Ich zweifle, ob Sie sich in der Wüste Sahara und sogar bei den Tuaregdamen viel glücklicher fühlen würden“, antwortete er ihr ganz ernsthaft methodisch. „Es sei denn, daß Sie mit einem Ihnen zugehörigen Menschen reisen. Es ist doch so, mir scheint: Frauen können ihr Leben nur als echt empfinden, bezogen auf ein anderes persönliches Leben außerhalb ihrer selbst.“

„Ich habe ja auch kein Geld“, sagte sie. „Mein Vater hat es.“

„Um irrsinnig geliebt zu werden, dazu braucht keine Frau Geld“, antwortete er.

Sie sofort: „Warum wollen dann aber alle Frauen, um die Männer sich ruinieren sollen, durchaus immer sehr elegant sein?“

„Weil Frauen, um die Männer sich ruinieren sollen, nichts anderes haben als Elegantien.“

„O nein. Eleganz ist die höhere, die höchste Stufe des irdischen Daseins. Der Wunschtraum. Auf der ganzen Welt. Manchmal gehen doch auch Sie ins Kino?“

„Ich verachte den Gedanken vollständig, daß zu meinem Glück Reichsein gehören sollte“, sagte er hochmütig.

„Ja, weil Sie Besseres haben. Das Sein Ihrer Familie seit Jahrhunderten. Sie können doch nicht ahnungslos sein, daß heute in unserer Welt mit dem Verschleiß aller Kulturwerte auf Rekorduntergang ein solches Dasein der allerhöchste Luxus ist?“

Will diese junge Tagerin wirklich mich, oder ist das alles nur Traum? dachte er.

„Mutter ruft zum Essen!“ Sie sprang von ihrem Ruhebett. „Und ich habe heute durch zwei ganze Stunden nicht geraucht!“

Bei Tisch redete der Vater und fragte ausführlich und immer sehr geschickt nach den geschäftlichen und sozialen Verhältnissen von Kerne. Die Mutter sah dem Gast nach den Augen und umsorgte ihn. Die Tochter schwieg. Nur als sie von Tisch aufstanden, sagte sie: „Vater, nun mußt du mir den Herrn Amtsgerichtsrat überlassen. Er kann bloß bis zum Abend bleiben und schließlich ist er doch wirklich mein Besuch. Du kannst ihn nach dem Kaffee in die Mühle schleppen.“

Der Vater fügte sich. Er pflegte nach Tisch seine Zeitung zu lesen.

Etta Möller stieg mit ihrem Ritter den Berg hinter dem Mühlenanwesen aufwärts. Die Luft wurde streng. Das Fräulein aber taute auf, wurde gemütlich und freundlich und schwor ab: unter ihren Bäumen hier wolle sie

auch nicht mehr reich sein. Sie verlangte aber von Walter eine Vorschrift zum Glückseligsein. Er müsse sie besorgen.

Ja ja, sagte sie, eine Frau mit fünf oder sechs hübschen und guten Kindern und mit einem Mann, der sie gern hat und gut behandelt — sie könne vielleicht schon glücklich sein. „Ich glaube, Mutter war es trotz aller Plage bis zum Tage, da die Jungen fielen. Seitdem lebt sie nur noch so so, von der Hand in den Mund. Was bin ich ihr? Meine Schwester Olga stand ihr auch nicht nahe. Olga ist unbarmherzig geseheit. Gar nicht sehr gebildet. Darüber lacht sie nur. Sie ist sehr meines Vaters Tochter.“

„Das sind Sie doch auch. Viel mehr als Sie anzunehmen scheinen.“

Sie staunte. „Können Sie jeden Menschen, wenn Sie ihn nur ansehen, gleich vollständig richtig beurteilen? Das kommt gewiß daher, weil Sie Richter sind. Vielleicht habe ich mich damals an der Waldecke deswegen vor Ihnen gefürchtet. Weil Sie die Leute durchschauen, so mit einem Blick, von Berufswegen.“

„Aber mein liebstes Kind! Als ich da auf meinem Mädchen von meilenweit herangerudelt kam durch jene Stoppelfelder in der Herbstdämmerung, da konnten Sie doch unmöglich schon von der völligen Durchschlagskraft meines dämonischen Richterblicks unter Angst und Schrecken gesetzt werden!“

„Bitte bitte! Nicht diese gräßlich männliche, juristische Spitzfindigkeit! So dürfen Sie nicht necken. Bitte nicht.“

„Ich wollte Ihnen wirklich nichts zu Leide tun. Damals nicht und heute noch viel weniger“, sagte er zärtlich.

Sie traten zur Waldklippe hinaus. Der Berg fiel gewaltig unter ihnen fort. Die Kette der Berge eilte end-

los zur blauen Ferne bis hinein in den zarten Schimmer des Himmels. Etta winkte mit ihrem Taschentuch ihren Gruß an die Winde.

Er hätte sie gewiß gern geküßt. Aber er wußte zu viel vom Leben und sie war ihm schon allzu innig lieb. Und er wußte, sie war so sehr jung.

Sie gingen fast ohne zu sprechen nach der Mühle hinab unten am Fuß der Bergwand.

Bei der Kaffeetafel erzählte die Etta-Mutter, wie alles gewesen sei, als sie noch als kleines Oftermädchen hier im gleichen Hause diente, und sie habe sich niemals einbilden können, in dem herrlichen Mühlenhaus demaleinst als eine Herrin zu schalten und zu walten. Aber nun sei alles hier im Hause nur so sehr viel reichlicher und besser im Stande als jemals unter ihrer alten Herrschaft.

Nach dem Kaffee ließ sich Möller den Besucher nicht mehr rauben. Er führte ihn durch seine ganze große Fabrik hindurch. Auch er sagte, er habe viel Geld in die Mühle gesteckt und habe viel gebaut. Und da seien alle Jahre neue Maschinen, und einer könne ein Modefaske werden nur in Maschinen, aber so etwas sei die allertenerste Alfanzeri, und auch das allergrößte Vermögen hielte ein solches Verbuttern nicht aus. Und ob es dem Werk und vor allem den Arbeitern bekäme, sogar wenn das Geld vorhielte, das sei die sehr große Frage.

Er war herrschend in seinem Betriebe, kalt und großartig. Doch seine Arbeiter grüßten ihn unbefangen und sprachen freimütig mit ihm, und er hörte zu und gab seine Anordnungen ohne jede Geste oder Miene eines Emporkömmlings.

Etta sagte nach der Rückkehr zu Walter: „Sie können nicht bleiben? Wir haben Gastzimmer. Schade! Nun,

so will ich Sie mit meinem kleinen Pudel zur Bahn fahren. Seien Sie unbesorgt, ich kann jetzt fahren. Ihr Rad geht mit dem Lastauto zum Bahnhof. Nein, das Lastauto fährt sowieso.“

Sie fuhr ihn durch die Ortschaft und fuhr mit jedem Maß, ganz nach der Vorschrift. Sie sahen beide nach der Schnelligkeitsuhr und nach den Warnungsschildern an den Straßen. Sie machte Walter auf Lieblichkeiten an einigen Häusern, auf besondere Straßendurchblicke und Straßenschlüsse aufmerksam. Ein helles kleines Mädchen stand am Straßenrand, lachte und hob winkend das Händchen. Etta hielt. Das Kind kam näher. Etta sagte: „Mariechen, warte hier. Es dauert nicht lange, dann komme ich wieder durch. Dann nehme ich dich nach der Mühle mit.“

Sie fragte Walter nachher: „Ist sie nicht entzückend? Ich habe sie schrecklich gern. Sie wohnt nicht zu weit von uns. Sie heißt Mariechen Penkert. Ihre Eltern sind ganz arm, aber sie ist ein Wunder an Hofseligkeit. Sie soll mich nachher trösten, wenn wir miteinander spielen, wenn ich nun nach Hause komme und Sie sind fort.“

Sie fuhren die Stunde, die Walter die Anfahrt bis Pöfsegg auf dem Rade gekostet hatte, in Minuten. Da war der Bahnhof. Sie hielt. Er sprang heraus.

Sie beugte sich zu ihm, war bleich, die Angst stand in ihren Augen. „Erledigt?“ fragte sie.

Sein Herz rauschte auf, an der Erschütterung über ihre Angst und an seiner eignen Bewegung. Er nahm sich zusammen. „Wann sehen wir uns wieder?“

„Ich studiere natürlich doch in Berlin“, sagte sie. „Ich schreibe, sobald ich dort bin. Hierher kommen Sie nicht

mehr, bitte bitte nicht. Ich möchte es nicht. Ich schreibe Ihnen. Ich werde sehr bald nach Berlin gehen."

"Sie müssen mit mir rechnen, wie ich bin", sagte er.
"Ein sehr landläufiger Mensch."

"O ja, gewiß. Sehr landläufig! An sich und für mich ganz gewiß", erwiderte sie und lächelte selig. "Auf Wiedersehen!"

Da sprang ihr Wagen an.

* * *

Gute Kleine Etta

Walter Justin saß in der Bahn zu einer sehr unbequemen Reise von Kerne nach Berlin und sein Herz sang dem Gegenstand seiner Unruhe und seines Entzückens entgegen im Rhythmus der Eisenbahnräder: Gute kleine Etta, gute kleine Etta, und immerfort. Dabei wußte Walter sehr genau, daß das Beiwort gut gar nicht auf den Gegenstand der Sehnsucht paßte. Wer war gut? Wer war gütig? Seine Mutter? Gewiß. Aber sie war doch auch bis zum Tode des Vaters vom Schicksal gütig behandelt worden. Wanda? Ja, sie, von Anlage und jeder Willensbildung her. Wanda brachte in dieser Beziehung viel fertig. Der strenge Dr. König liebte sie verzweifelt und unentwegt. Sie konnte seine Liebe nicht erwidern. Er ließ nicht ab. Sie konnte sich nicht ändern. Er ward immer strenger und saurer. Aber sie nahm auch keinen andern trotz sehr hinreichender Möglichkeit. Allerdings, verführerischer als Dr. König kamen ihrem Bruder ihre andern Kerner Verehrer auch nicht vor, eher noch weniger. Doch er traute Wanda zu, daß sie niemals heiraten würde aus lauter Rücksicht auf den armen, bitteren, schwächenden Mann.

Gute kleine Etta. Gute kleine Etta. Nun, zu ihm war sie gut. Sehr gut sogar. Und er liebte sie.

Er war schon mehrere Male von Kerne nach Berlin gereist. Einfach war diese Reise nicht, sondern so lang und sehr viel unbequemer als wenn er etwa von Berlin nach Frankfurt am Main gefahren wäre. Er mußte

um fünf Uhr morgens aufstehen, stundenlang auf der Bahn liegen und noch im Wartesaal eines Bimmelbähnchens kostbare Zeit versitzen. Die Rückreise war ebenso langweilig. Er war immer erst spät nach Mitternacht in Kerne zurück. Zehn Stunden Reise für einen allerdings sehr langen Tag. Er mußte Akten mitnehmen und unterwegs arbeiten. Einmal brachte ihn Etta mit ihrem kleinen Wanderer weit hinaus bis zur ersten Schnellzughaltestelle. Als er sich im Eisenbahnwagen hinterher ausmalte, was tat sie nun, in diesem gegenwärtigen Augenblick, da wurde ihm zu seinem Schrecken klar: Sie fuhr durch Stunden allein auf der dunklen Landstraße nach Hause. Sie wurde böse, als er beim nächsten Mal aufs bestimmteste widersprach, sich wieder bis zu seiner Einsteigstelle fahren zu lassen. Sie sagte, er leiste nur deshalb Widerstand, weil er als Mann nicht daneben sitzen wolle, wenn sie am Steuer lenke.

Sie wurde grundsätzlich und sagte: „Ich habe einmal gelesen, im Buch eines klugen Mannes, eines Psychiaters, daß alle Hysterie in der Welt nur von der völlig falschen Selbsteinschätzung der Männer herkommt, von ihrer ungeheuerlichen Selbstüberschätzung. Die Frauen sind hysterisch, weil dieser Anspruch der Männer zwar falsch ist, aber doch auf ihnen als das eiserne Gesetz an sich liegt. Nun müssen sie alle ihre Kraft hauptsächlich dazu verbrauchen, gegen diese ungeheuerliche, falsche, männliche Selbstüberschätzung anzuleben und müssen sich selbst immer nur ganz klein machen. Das hält aber im Grunde kein Mensch aus. Die Männer selbst aber sind hysterisch, weil sie ihren eigenen Anspruch in ihrer Selbstüberschätzung in Wahrheit niemals bestätigen können, ganz einfach, weil er immer nur falsch ist.“

Walter hatte in der Regel seinen Spaß an ihren Ausfällen gegen die Überansprüche des männlichen Geschlechts, schon aus seinem heiteren Machtgefühl über sein eignes Gegengeschlecht heraus.

Aber an jenem Nachmittag mit der Frage dieser Rückfahrt in der Schwebel hatte er keine Lust. „Was soll mir das? Ich bin mir keiner Überlegenheitsgefühle über Sie bewußt, weder hysterischer noch anderer.“

„Sie werden doch nicht etwa an einem Minderwertigkeitskomplex leiden?“ fragte sie besorgt.

Von Komplexen und Minderwertigkeitsgefühlen zu reden war damals die große Mode, und was alles sollte nicht in diese Geheimgründe hineingehören.

Er aber hatte nie Neigung verspürt, diese Mode mitzumachen. „Verschonen Sie mich mit diesem infamen Zeug“, sagte er. „Wenigstens wir wollen uns doch nicht unsere Gefühle in diesem Hackepeter scheußlich werden lassen.“ Er nahm an jenem Abend die Bahn.

Sie wollte immer: „Sie müssen einmal über Sonntag kommen, schon am Samstag. Doch; wir fahren weit hinaus.“ Sie lockte mit Rheinsberg, Tangermünde, Lehnin. Was könne er ihr dort für Erbauungsvorträge über deutsche und brandenburgische Geschichte halten!

Er blieb taub.

Etta wollte aber nicht still bescheiden auf der Plattform der Bestimmung warten, wie er sie ihr anwies. Er mochte ihr Schminken und Lippenanstreichen nicht; er sagte es, sie wußte es auch so und war für ihr Antlitz farbenmatt geworden. Einmal aber trat er zu ihr ein und prallte zurück. Sie hatte sich grellrot und schlohweiß angemalt und gepudert. Ein grasgrünes Seidenkleid ohne Ärmel umgoß sie als eine zweite Haut. Darauf

lagen ihre weichen runden Frauenarme sahnefarben eingestrichen. Sie hatte ihr Haar zu Mohrenlocken brennen lassen, die ihren Kopf ausgekämmt in Pudelwolken umstanden.

„Sie sehen grauenhaft aus“, sagte er. „Und nur, — wozu?“

„Sie sollten mich einmal auch so sehen.“

„Ach, das weiß ich auch ohnehin.“

Er fragte streng: „Sitzen Sie etwa auch so mit diesen Lacklippen und Kaffernlocken in der Universität?“

„Sind ja noch immer Ferien!“ lachte sie.

Er befahl. „Nun ziehen Sie sich um. So kann ich Sie nicht ertragen.“

„Ich wollte doch nur ausprobieren, wie lange!“ Sie schlüpfte fort und kam nach fünf Minuten wieder, gewaschen, gebändigt, im bescheidenen wenn auch kostbaren Kleid. Alles mußte schon bereit gelegen haben.

Danach waren sie vergnügt am Rande ihres Spannungsstrudels, in den er sich nicht hineinstürzen, den er aber auch nicht springend überwinden zu wollen schien. Abends reiste er in der gewohnten Weise zurück, und brauchte jene Zeit wie von Berlin bis Frankfurt am Main.

Warum zögerte er immer? Wollte er sich auch in dieser wichtigsten Angelegenheit Beherrschung abzwängen, entgegen jedem allgemeinsten Sich-gehenlassen? Wollte er ihr eine harte Probe auferlegen? Sie sprang wider den Zwang an — o ja, was für Pläne der Widerständigkeit wälzte sie! Aber vor jedem Versuch eines Sprungs ins Freie, auch vor jedem von ihm ungeahnten, kehrte sie gehorsam wieder um.

War es, daß er dieses für ihn ganz liebliche Spiel auf dem Grunde seiner vollkommenen Sicherheit über ihre beiderseitigen Gefühle genoß?

Nur: Fragte er jemals, wie ihr dabei zumute war?

Sie war der Überzeugung, daß sie ihn viel dringender, viel unverbrüchlicher und leidenschaftlicher liebe als er sie. Ihr erschien sein Zögern nur als schmerzhaftes Unverständnis. Ihr Gefühl wankte am Abgrund dunkelbitterer Zweifel über seine Neigung hin. Er konnte vom Gefährte, das sie jetzt schwungvoll durch die Gefühlsweiten riß, abspringen. Was alles konnte er an nicht auszudenkender Untreue begehen! Und sie würde noch nicht einmal in der Lage sein, auch nur einen geringsten Vorwurf aufzuwälzen. Nur zurückbleiben konnte sie, um über die für ewig zerbrochenen Stücke ihres armen Herzens zu weinen. Er ging hin, leicht und lachend, und kein Sterbenswort von all ihrem Gram drang zu ihm.

Einen wie ihn bekomme ich niemals wieder! dachte sie trostlos.

Sie zerrang ihr Herz; ihr war wütend und jammervoll zumute zugleich und abwechselnd. Aber dann kam er; sie sah die goldnen Pünktchen in seinen grünlich braunen Augen aufleuchten; er sah sie zärtlich an und ihr Herz loderte in Entzücken, daß er ihr allem Anschein nach doch immer noch zugehören wollte.

Sie liebte ihn ganz und gar, so wußte sie, und hatte sein Bild vor sich und in ihrem Herzen wo sie nur ging und stand, sein Bild vom Kopf bis zu den Füßen, bis zu jedem Aufheben seiner langen, lässigen und doch so fest bewegten Glieder.

Nun, der Sonntag kam, an dem sie auswärts aßen und dann zum Kaffee in Ettas Pensionszimmer einkehrten. Sie lag auf dem Divan. Aus ihrem geöffneten Grammophon tanzte und trillerte die Melodie des unweltlichen Nachtrigallenschlages einer großen Sängerin:

Ich kann so zärtlich sein.

Walter stand vom Sessel auf, drückte den Grammophonhebel weg, schloß den Kasten und sagte: „Das fehlte noch.“

Er kniete neben ihr nieder, faltete seine Hände ihr entgegen und sagte: „Ich liebe dich so, daß es vollständig ausgeschlossen ist — so kann es nicht weitergehen.“ Er war totenbleich und sehr aufgeregt.

„Na endlich“, seufzte sie. „Gott sei Dank.“ Und unter seinen Küssen schluchzend vor Glück: „Das konntest du doch schon vor Wochen haben.“

„O nein“, entgegnete er.

„Ach ja, ich weiß, deine Seelenkämpfe.“

Er wollte nicht viel reden. Einmal brandete das Meer der Glückseligkeit.

Sie aber fragte: „Sage aber doch nur warum, und sage mir wirklich, was war denn nur? Hältst du meinen Vater denn nicht für einen anständigen Mann? Ich dachte, doch!“

Er prallte zurück. „Ich? Deinen Vater? Ich bitte dich! Wie kommst du darauf? Wie kannst du so etwas sagen? Ich bewundere ihn geradezu.“

„Na also“, seufzte sie und war wie erlöst. „Aber wenn es nicht das ist, warum, warum denn nur?“

Er antwortete ihr: „Diese Entscheidung gilt für unser ganzes Leben. Vor allem ist es mir um dich.“

Sie: „Ich würde dich ewig lieben, und wenn du mich nach vier Wochen ins Wasser schicktest.“

Er: „Aber wir sind nicht nach vier Wochen tot. Kann es dir denkbar sein, daß du jemals als meine Frau Amtsrichter in Kerne lebst?“

„Aber das wird doch nur vollständig entzückend werden!“

Er, schüchtern, listig: „Du wolltest doch immer in die Sahara reisen!“

Sie: „Solche Pläne hast du doch nicht für einen Augenblick ernst genommen.“

Sie erklärte ihm: „Ich habe es mir abgerungen, als ich dich damals nach Pöfsegg einlud, in die Mühle. Wenn er das übersteht, Mutters Redefahrten und Vaters Berliner Blüten — ja, dann! Aber du mußtest durchaus beim dicksten Ende anfangen.“

Er sagte: „Dein unmenschliches Geld — damit ist es nun wirklich eine sehr heiße Sache.“

„Das ist doch ganz angenehm, es zu haben.“

„Das sagst du so. Nur, Herzenslieblich, ich brauche es wirklich nicht.“ Er setzte ihr auseinander: „Als meine Eltern heirateten, da war mein Vater in der gleichen Stellung wie ich jetzt bin. Es war zum Heiraten sehr knapp, ich gebe es gern zu, und meine Mutter kam aus einem unbekümmert geführten Haus. So hat ihr ihr Vater einen netten Zuschuß gegeben. Sie erbte von ihm ein ganz leidliches Vermögen. Es ist natürlich jetzt längst von der Inflation weggebrannt. Aber mit so freundlicher Leichtigkeit leben oder reich sein, so wie es dein Vater ist, das ist ein sehr großer Unterschied. Ich schwöre es dir und bitte dich, nimm es ernst, ich brauche keinen Reichtum. Und das wird die Schwierigkeit sein und um diese Klippen ging mein Gefühl und mein Verstand, alles in mir in diesen Wochen brütend herum: Ich kann keinen üppigen Lebensstil führen. Ob du damit einverstanden bist?“

„Wenn ich dich habe, so ist mir alles einerlei.“

„O ja, so denkst du jetzt. Es ist sehr liebenswürdig von dir. Aber wirst du immer so denken und fühlen können?“

„O mein Herzensliebbling, weißt du es denn nicht, du bist eine Verschwenderin.“

„Schulden habe ich noch nie gemacht.“

„Na, bei deinem Wechsel!“

„Ach, was hätte ich hier in Berlin für einen Lebenswandel führen können! Hast du eine Ahnung! Oder hast du sie vielleicht doch? Ich habe nie gemocht. Ich glaube, ich wollte immer nur dich, längst, längst ehe ich nur wußte, daß es dich auf der Welt gab oder auch nur geben konnte. Wie kann man nur einem Mannsbild so grauenhaft und schrecklich ganz und gar verfallen sein.“

„Sieh“, setzte er die Darlegung seiner Bedenkllichkeiten fort: „Ein Beispiel. Da trägst du immer nur Kostbarkeiten als Knöpfe an deinen Kleidern, solche, nach denen sich andere Frauen alle zehn Finger ausrecken würden, nur um sie als einen einzigen Anhänger für den Festtag um ihren Hals zu hängen . . .“

„Ach, das ist alles nicht so teuer“, meinte sie.

„O, mein Liebbling, was ist für dich teuer! Aber wenn du nun deine Sachen wegschenkst, so nach vier Wochen oder auch nach zwei Monaten, sage mir, trennst du dann wenigstens deine Amethystknöpfe in Gold gefaßt oder die Türkiesten oder wie all das Zeug sonst heißt — trennst du es ab?“

Sie lachte froh. „Da über- oder unterschätzt du mich. Natürlich trenne ich meine Knöpfe ab.“

Er blieb beharrlich. „Du bist mir jetzt gut, meine Herzensseele, ich glaube es so gern. Aber du bist noch so sehr jung. Du kannst es nicht beurteilen — es ist ausgeschlossen — was es heißt, die Frau eines Beamten in einer kleinen Stadt zu sein. Du müßtest einen Mann heiraten, der dir ein glänzendes Leben aufschließen kann, für dich, mit allen deinen unerhörten Vorzügen . . .“

„O du lieber Himmel! So sage doch nur gleich einen Grafen oder abgetafelten Prinzen, es kann meinertwegen auch ein Wodka-Großfürst sein! Und mit meines Vaters Millionen . . . Ich hätte es doch nicht für möglich gehalten.“

„Ja“, entgegnete er sehr ernsthaft, „es ist nur leider so.“

„Ich hätte es dir nicht zugetraut!“ Sie lachte, lachte. „Und mein Vater würde den Grafen oder abgetafelten Prinzen hinauswerfen, daß die Rockschöße flögen . . .“

„O nein“, antwortete er, „dein Vater würde sich den Mann ansehen. Es gibt sehr nette Grafen, die auch sehr zum Liebhaben sind, aktiv und passiv.“

„Na, unter meiner Bekanntschaft nicht. Und da stromert so mancherlei herum. Jedenfalls sind sie mir auch in der Phantasie höchst einerlei, und ich will keinen denn nur dich, dich. Und wenn du für alle deine boshaften Zweifel vom Schicksal zu einem ewigen Amtsrichter in Kerne verurteilt wirst, nun, so will ich deine ewige Frau Amtsrichterin sein, du Strolch, du Räuber, du Zigeuner, du wunderbarer Pedant und Richtersmann! Ich aber unterwerfe mich dem Stil deines Lebens, den du bestimmst — ich liebe dich viel, viel mehr als du mich liebst, und wenn ich denke, daß ich nun am Tisch deiner Mutter niedersitzen soll und mit dazugehören, so ist mir immer als spränge mein Herz vor Glück entzwei.“

Er war sehr gerührt.

„Ich kann nie anderes als Richter sein. Aber in Kerne werden wir kaum für immer bleiben müssen.“

Er erzählte ihr. „Meine väterlichen Vorfahren sind schon durch viele Generationen hindurch Richter gewesen, manche in hohen Posten. Da ist ein großer Schatz an Ansehen und Vertrauen erworben worden. Wenn nun

auch ich meinen Weg ordentlich gehe — ich habe auch wissenschaftlich viel gearbeitet —, dann darf ich darauf rechnen, daß ich bald weiterkomme. Kerne braucht es nicht für immer, ja nicht einmal für lange Zeit zu sein.“

Sie war einverstanden.

„Was werden deine Eltern zu mir sagen?“ fragte er und ihm war bekümmert. „Ich kann mir ja wohl denken, daß dein Vater einen Grafen oder einen Mann, der dir eine glänzende Stellung ganz fertig bereit bieten könnte, dennoch nicht ohne Bedenken annähme. Aber gerade deshalb — er will gewiß einen Geschäftsmann zum Schwiegersohn.“

„Ich sollte einen Geschäftsmann für Vaters Mühle ehelichen und in Pöfsegg hausen, und vielleicht baute Vater sogar eine neue Villa für das junge Paar! Nein, dazu sind meine Eltern denn doch allzu gescheit, um sich ein solches Glück auch nur für den winzigsten Augenblick zu wünschen.“ Sie seufzte. „Was meine Eltern zu dir sagen werden weiß ich leider nur zu genau. Erschrück nur nicht. Es ist nicht so. Es ist das vollkommene Gegenteil.“

Ihre Mutter hatte nach Walters Besuch ungefähr nur noch dieses eine Thema gehabt. Warum er gekommen sei, ob er reelle Absichten habe, ob ihm das Haus und die Mühle gefallen habe — vielleicht habe ihm beides nicht gefallen? Und was er wohl zu der Familie meine? Und ob er nun anhalten werde oder nicht, und wie alles weiter gehen würde, und so immer im Kreise herum.

„Ich habe geschrien und gebrüllt“, sagte sie. „Mutter muß man anbrüllen. Sie ist zähe. Und dann tut sie ausnahmslos nur, was sie will, ausschließlich und ganz allein. Ihr ist überhaupt nicht beizukommen. Und ich habe geschrien, du hättest keine Absichten, weder reelle noch un-

reelle, und in eine solche Familie Neureich, wie wir seien, würdest du niemals hineinheiraten — aber deine Familie wäre mir auch viel zu langweilig. Ja, so etwas habe ich sagen müssen, stelle dir vor! Ich war in solcher Verzweiflung. Dieses Gedröhn, diese Rederei von dir mußte ich zur Ruhe bringen. Aber damit hatte ich nun das Allerverkehrteste gesagt. Meine Mutter tat daraufhin, als ob man mich als Mißgeburt auf dem Jahrmarkt ausstellen müsse, um mich danach in den tiefsten Höllengrund hinunterzuwerfen. Es wurde entsetzlich. Was half es, ich mußte abreißen.“ Sie barg die Stirn in ihre Hände, ihr schauderte. „Es war wirklich schlimm. Ich liebte dich doch.“

Sie fing an zu weinen.

„Du weißt doch nicht was du tust, wenn du mich heiratest. Ich habe nur dich. Ich bin so heimatlos.“

Sie bat ihn: „Wirst du mich immer lieben? Wirst du mir niemals untreu werden? Selbstverständlich wollen dich alle Frauen haben und werfen dir Blicke zu. Wirst du immer nur mich lieben? Du liebst mich doch, wirklich und wahrhaftig?“

Walter kam noch in der Nacht zu seiner Mutter. Marianne lag wach. Heute ging er nicht wie sonst nach diesen Berliner Ausflugsreisen an ihrer Tür vorbei. Er stand zögernd davor. Sie rief ihn herein. Wie sie auf ihn blickte, wußte sie um sein Verlöbniß. Er saß bei ihr auf dem Rande des Bettes. „Mutter, sie ist unbeschreiblich wundervoll. Und sie will ihr ganzes Leben mit mir leben, und hier in Kerne werden wir anfangen.“ Er bat: „Nicht wahr, Mutter, du machst dir nichts daraus, daß sie die wunderliche Verwandtschaft hat? Ich habe sie sehr gern, aber für dich ist es vielleicht anders...“

Marianne lächelte: „Mein lieber Junge, wenn wir nicht einmal damit fertig werden wollten!“

Sie hielt des Sohnes Hand. Rauschend umstürzte sie das Andenken an die eigne Stunde, da sie sich ihrem Geliebten versprach, und die Frucht dieser Liebe war der Sohn, der jetzt seinen Liebesweg gehen wollte, und sie liebte ihn namenlos. Alles Sein der Zugehörigkeit mit dem toten Geliebten umzitterte sie bis in die letzte Faser ihres Leibes und ihrer Seele. Sie hätte sich aufrichten und ihre Hände ins Dunkel ringen mögen und rufen: Wo bist du? Schatten bist du geworden! Teil einer unwiderruflich dahingegangenen Welt! Ich aber lebe noch! Du durftest nicht von mir gehen!

Sie lag weiß und still in ihren Kissen, fühlte die warme gute Hand des Sohnes und dann rannen ihr doch die hilflosen Tränen. „Es ist — es ist — es ist sicherlich nicht wegen deines Glücks.“ Sie wollte lächeln. „Ich bin so zufrieden. Um dein Glück will ich nur Freudenstränen weinen.“ Er wußte, er verstand. Er beugte sich zu ihr, legte seine schmale Wange an ihr Gesicht. „Ja, so soll es sein“, sagte sie tapfer. „Ich bin sehr froh.“ Er richtete sich auf und war zu seiner eignen Seligkeit entrückt und sie konnte nur Ewigkeit bedeuten. Sterbenmüssen und Sterbenkönnen waren sehr fern und sehr nahe; denn die Grenzen des Seins sprengte ihm seine Liebe.

Zu ihr aber kam im dunklen Zug das endlose Sterben, das fürchterliche nie zu begreifende Weltsterben des Krieges. Sie erlebte die Wunder wieder, die ihn ihr schenkten. Das Wunder seiner Geburt, als er ihr, die selbst noch so jung war, klein und hilflos in die Arme und an die Brust gelegt wurde. All die Jahre seines Großwerdens, seiner Entwicklung. Die Jahre ihrer Herzensfreude, ihres

Mutterstolzes um ihn. Dann die grauenhafte Nichtigkeit, das eigne Absterben, das Bereitwerden zur Hoffnungslosigkeit während er im Felde stand. Das Wunder, daß er vom Kriege wiederkam.

Sie war in ihrem Blut dem Sohn so vollständig verbunden, daß sie seine Verückung durch dieses junge, ganz gewiß nicht einfache Geschöpfchen in jeder Tiefe mitfühlte.

„Etta liebt dich so sehr, Mutter“, sagte er freudig. „Sie findet dich anbetungswürdig. Ich glaube, sie liebt mich hauptsächlich deshalb, weil ich dein Sohn bin.“

„Wir heiraten bald“, meinte er noch. „Diese Zeit muß zu Ende kommen. Aber ich bin doch nur klüger, reifer, schneller denkend geworden. Ich war sehr unruhig in diesen Zeiten, und ihr mußtet viel Geduld mit mir haben. Und nur, weil ihr niemals fragtet, deshalb konnte ich noch immer so durchhalten, wie ich es doch versuchte. Aber, Mutter, wenn ich meinen Salar umwarf, dann fiel die Unrast von mir ab und ich wußte, daß ich doch noch würdig richten kann. Ja, daß ich alles in der Welt, auch alle Vergehungen und Fehler in ihrer Wahrheit nun nur durchsichtiger sehe. Daß ich ein besserer, weiserer Richter geworden bin.“

* * *

Erstes Glück

Die nächste Zukunft rollte glatt und prächtig ab. Marianne Justin mußte nur in Kleinigkeiten vermitteln. O nein, nicht zwischen den Liebesleuten; da war nur eitel Glück und Seligkeit. Aber Etta kam mit ihrem kleinen Pudel angetobt: „Mutter! So höre doch nur!“ Sie war außer sich. Marianne setzte sie erst einmal an einen behaglichen Leetisch. Wanda kam auch. Der Verlobte hatte noch auf seinem Gericht zu tun. Etta strömte ihre Bedrängnis aus. Es war aber weiter nichts als daß die Etta-Mutter eine große Hochzeit wollte. „Wenn es nach mir geht“, sagte die Braut, „so heiraten wir in einem Berliner Winkel mit zwei Dienstmännern als Zeugen oder mit euch.“ Aber die Etta-Mutter wollte an diesem Tage durch die Pößegger Kirche wallen, ihren ganzen Diamantenladen funkelnd auf dem Busen; Vater Möller hatte in der Inflationszeit märchenhafte Schätze an Schmuckstücken eingekauft als Kapitalanlage und sie seiner Frau übergeben. Ganz Pößegg würde zur Kirche drängen, um diesen Hochzeitstag anzusehen und vor allem die Etta-Mutter anzustarren, sie, das erfolgreichste Pößegger Kind und im Städtchen schon von ihrer großartigen Wohltätigkeit her jeder Spittelgroßmutter und jedem Hundejungen erz bekannt.

Etta hatte für diesen Hochzeitstag große Angst vor ihrer eigenen Familie. Auf ihre Schwester Olga freute sie sich. Olga war klug, eine Lebensherrscherin, und die Schwestern hatten einander immer sehr lieb gehabt. Aber

Olgas Mann, Echorische Putsch, dieser Schwager! Etta sagte, sie könne sich nicht an ihrer eignen Hochzeit vor allem immer vor seiner neckischen Hochzeitsrede graulen, und Echorische Putsch halte sich für einen hervorragenden Fest- und besonders Hochzeitsredner. Und zu Echorische Putsch und seiner großen Hochzeitsrede nun die Justinsche Verwandtschaft! Diese Exzellenzonkel von Zivil und Militär, alle noch aus der alten Zeit, und Etta kannte die meisten überhaupt noch nicht, und wenn Walter mit ihr irgendwohin gefahren war, da hatte sie sich bewegt, vorsichtig wie auf Hosparfett.

Marianne und Wanda hatten niemals selbst in solchen Angstnöten geseufzt und konnten da nicht einmal Vorstellungen haben. Doch hörten sie beide aufmerksam zu. Marianne entschied: „Kindchen, du mußt diesmal deiner Mutter die Freude gönnen. Du kannst bestimmt nicht verhindern, daß es so wird wie sie es sich ausgedacht hat, und so hilft es nichts, du mußt es auch für dich von der andern Seite betrachten. Hole alle Liebe aus deinem Herzen hervor für dein altes Leben und stelle alles Widerstreben zurück, und du sollst sehen, es geht. Es ist ja nicht für lange. Bald bist du in deinem ureigenen Land. Und so denke jetzt daran, wie freudenvoll dir deine Eltern dieses Land einrichten, und immer soll nur euer Geschmaçk und Wille entscheiden. Denke an Walter und wie bald du ihn ganz hast, und dann wird dir alles andere nicht mehr viel bedeuten.“

Ach, und wegen der Justinschen Verwandtschaft! Gewiß, da waren die Exzellenzen. „Aber glaubst du denn, Exzellenzen können nicht wirklich gescheite Leute sein? Unsere sind es schon. Onkel Willibald wird mit allen seinen

Orden auf der Brust deine Mutter durch die Kirche führen. Warum soll sie da nicht in ihren Diamanten prangen? Er aber wird nur stolz auf die neue nette Verwandtschaft sein." Marianne sah ein, sie mußte nachdrücklich helfen. „Deine Mutter ist eine im höchsten Maß liebenswerte und echte, ursprüngliche Frau.“ Marianne lächelte. „Ich könnte mir für meines Sohnes Kinder niemals eine bessere Großmutter von der anderen Seite her wünschen. Und von unserer Verwandtschaft werden sich sämtliche Männer, die zur Hochzeit kommen, vorher oder nachher in deines Vaters Mühle herumführen lassen und werden mit deinem Schwager zusammensitzen und sich über die tiefsten Geschäfte, für Deutschland von Ungarn her gesehen, unterhalten und über die Finanzprobleme der ganzen Welt.“

„Ach ach ach! Schorsche Pusch und die europäischen Finanzprobleme! Der kennt nur Schweinepreise.“

„Was meinst du, sie dürften ein sehr bedeutsamer Teil davon sein. Dein Schwager wird so und so viele Einladungen auf sein ungarisches Gut verstreuen und sie werden sehr zahlreich angenommen werden. Wanda wird als seine Tischdame neben ihm sitzen und wird ihn wahrscheinlich sehr gern haben aber ihn doch auch zu dämpfen suchen, und Olga wird es auch tun, und sie dürfte ihn ja wohl kennen. Und, Kind, wenn er dann doch aufsteht und ans Glas schlägt und zu reden anhebt — wer bändigte je einen erfolgreichen Hochzeitsredner, — die Welt ist bunt und das ist nur gut, und wir müssen uns darüber freuen. Du aber bist neben Walter. Was geht dich die Welt sonst an? Du weißt an diesem Tage, in einer Stunde hast du ihn ganz allein nur für dich.“

Wanda meinte: „Bei unsern Verwandten ist dein Berliner Abitur, und daß es sogar das humanistische ist, wie ein Orden und zwar ein hoher. Kleines gutes Kindchen, du wirst an deinem Hochzeitstage wie ein Fee aussehen, und alle werden Walter immer nur beneiden.“

„Er liebt mich!“ versicherte Etta glühend. „Nicht wahr, Ihr beiden wißt es auch, er liebt mich wirklich!“

Sie nickten und dann ging draußen die Tür und der Verlobte erschien und konnte seine Ansicht über diese Frage selbst darlegen.

Water Möller hatte, als die Wohnungsschwierigkeit zur Sprache kam, sofort erklärt: „Mit dem Wohnungsuchen heutzutage wird nur Quatsch. Da in eurem Kerne sind doch nur Karnickelbuden. Ich baue. Ihr könnt aussuchen. Scherereien will ich nachher nicht haben, daß euch nichts recht ist. So sollt ihr sagen, wie ihr es haben wollt, vor allem Walter. Er muß am besten wissen, was ihr da in eurem Kerne braucht.“

An ihrem Hochzeitstage schritt Etta wie eine triumphierende Jugendgöttin durch das Pöfsegger Kirchenschiff.

Für ihre Hochzeitsreise zog es sie in den warmen Süden. Da saßen sie in dem Welthotel, das seine Hallen übers Meer hinausbaute, und der Morgenfeewind umfächelte ihren Frühstückstisch. Sie blickten hinaus auf das sacht wogende Meer im Abglanz des schimmernden Himmels und empfanden die himmlische Schönheit um sie wie ein Geschenk ihrer Herzensseligkeit an die Welt. Sie saßen so, daß sich ihre kleinen Finger immer berühren konnten, und die Wonne ihrer jungen Liebesnächte hüllte sie ein.

Etta wollte ihren jungen Ehemann unterhalten. Ihre Erregung grub sich wortreichen Strom. Sie drehte ihr feines Köpfchen hin und her, warf geschwinde Beobachtungsblicke und sagte: „Sieh nur, sieh, mit was für Schmückern sich wieder die Lady Bim“ — in Wahrheit hieß die Dame ganz anders — „angetan hat. Ich glaube, sie kauft dem Girolamo die Glasketten büschelweise ab, mit Kilometerprozenten, und trägt alle Mitbringsel für die ehrenwertgeschätzten Freundinnen daheim erst einmal selbst probeweise. Man müßte ihr zureden, sich ein durchbrochenes Gitter mit Diamanten eingelegt über ihre Kaffzähne machen zu lassen. Afrikanische Neger verwenden ihre eingewachsenen Zähne schon längst zu den schmückendsten Kunststücken. Und Negergeschmack ist ja schon ewig bei uns Trumpf und Stil.“

Ihr Gatte lehnte sich in seinen Stuhl zurück und lachte, lachte. Sie war sofort auf dem Posten. „Worüber lachst du? Über die Bim? Du lachst über mich.“

„Diese Engländer sind durchaus nette Leute“, sagte er. „Ich habe sie mit ihrer gelähmten Tante im Rollstuhl gesehen; sie sind reizend zu ihr.“

„Sie wird erb sein“, meinte Etta.

„Herzensseele, mein Engel“, entgegnete er, „ihr jungen Damen von heute habt Zungen, mit denen verglichen das Schlachtschwert eines alten Wikingerprinzen als schärflich einzuschätzen sein möchte. Und ihr hegt in euren Herzen Wohlwollen für eure modischen Mitschwestern, um alle himmlischen Heerscharen ihre Vorräte beschämt einpacken zu lassen.“

„Zigeuner“, sagte Etta. „Du schwarzer Hufstienpfeifer. Aber trotzdem bist du ein Richter. Du trägst

Zuchthausverhängnis in deinem Arme! Wo es darauf ankommt, bist du hunderttausendmal schlimmer als ich.“

Sie nahm Neckerei nicht übel. Wenigstens von Walter nicht. Wenigstens jetzt auf der Hochzeitsreise noch nicht.

Sie gingen am Strand hin im sanften Blenden von Meer, Strand und Strahlenhimmel. Etta rannte tanzend fliegend auf ihren Gatten zu, stürzte sich in seine Arme, glühte tobende Liebesworte. „Ich wache in der Nacht auf und möchte schreien: Ich habe geträumt, du warst nicht mehr mein! Wie habe ich dich nur bekommen können? fand ich dich nicht, so fand ich nichts in der Welt.“

Sie erzählten sich, am Strande liegend, von ihrer Hochzeit und von ihrem Haus, das in Kerne auf sie wartete.

„Was uns nicht gefällt, werfen wir hinaus und kaufen uns anderes“, sagte sie zufrieden entschlossen.

Da war er entsetzt. Ihm sei noch ganz schwindlig von all dem Ausfuchen in den Berliner Läden. Berlin war ihm nur noch wie ein einziger Möbelbazar vorgekommen. Und sie selbst, als hätten sie ihre Seelen für Zeug verkauft. Noch einmal mache er einen derartigen Tollkirschenrausch nicht mit.

Eines Abends stiegen sie zur Tanzhalle des Hotels hinab, wirklich hauptsächlich deshalb, um Ettas großes Festkleid leuchtend wie Abendröte und Morgenschimmer prangen zu lassen. Sie war auch unter den kunstvollen Fürstinnen dieses Weltgötterfirmamentes zum Staunen schön. Sie tanzte mit ihrem Mann. Andere holten sie. Sie kam fröhlich wieder: „Nur du siehst schön und stilvoll aus. Nur mit dir will ich tanzen.“

Er war nicht so guter Laune. „Na ja, mit solch einem Gigolo, mit solch einem Kerl, der seine Tanzbeine und was er vielleicht sonst noch hat, vermietet oder verkauft, weil er nicht arbeiten will, da nehme ich es am Ende ja noch auf.“

„Böse?“ Sie funkelte nur Glück.

„Ja.“

„Wir wollen tanzen, wir beide.“

„Tanzest du noch einmal mit einem von diesen Kerls, so hole ich mir ein Weib“, drohte er.

„Das darfst du nicht!“

Sie saßen auf ihrem Balkon mit dem Blick auf die ewige Verschwendung des flutenden Meeres. Der Mond kam auf und goß seine Götterpracht. Walter sagte, all das Volk hier im Hotel wisse natürlich ganz genau, daß sie erst seit ein paar Tagen, seit einer Woche verheiratet seien. „Nun macht sich dieses Lumpenpack, diese schmutzigen Hunde da unten im Tanzsaal, ein perverfes Vergnügen daraus, dich mit ihren frechsten Blicken anzufallen und dir ins Kleid sehen zu wollen und deinen Nacken abzutasten. Dabei wissen sie ganz genau, wie mir dabei zumute ist, und tun es erst recht und freuen sich über meine ohnmächtige Wut. Du sollst dich nicht von diesen Kerls anfassen lassen. Du weißt nicht, du kannst es dir nicht ausdenken, was das für Schweine sind, wirklich der Auswurf dieser untergegangenen Welt, hier in diesen internationalen Hotels gestrandet, und sie sind immer von allen Hölleamaschinen geheizt und gehegt. Was diese Lumpenbanditen bei Frauen als selbstverständlich voraussetzen und ja auch wirklich vielfach gewöhnt sind . . . Aber ich schlage solch einen Schurken nächstens doch noch nieder . . .“

„Geliebtes Schenkel“, sagte sie hoch zufrieden, „wozu die Aufregung? Wir reisen einfach ab. Glaubst du, daß ich mich nach Lady Sims Wiskynase oder nach ihrem Knochengeriist im Abendkleid mit allerlängstem Rückenlicht zu Tode sehnen werde?“

Sie mieteten einen großen Kraftwagen und fuhren von ihrem Hotel fort durch die Insel. Sie rasteten, wo es ihnen gefiel. Sie lagen im Theater und von Syrakus im Schatten der Marmormauern und kleine funkelnde Eidechsen umschlüpfen sie, und eine stand still und sah Etta gläsernd an.

Etta hob in sachter Gebärde ihre Hand und sagte halblaut auf griechisch homerische Verse her, die Begrüßung des Odysseus mit Naufikaa, und Walter saß, die Stirn in die Hand geneigt, und hörte zu. Es ging immer in ihm: Werde ich für so viel Glück bezahlen müssen? Schwer und mit Bitterkeit? Aber das Glück war übermächtig. Trunkenheit war um sie, Rausch der Natur, der Formen dieser ganzen Welt, ihrer Liebe.

Sie erzählten einander von Syrakus und diesem Theater. Der eine wußte und der andere konnte ergänzen. Sie erzählten von den Griechen, die dieses Theater und diese Tempel aufgebaut hatten. Die Bildsäulen auf den ausgeraubten Standblöcken wuchsen ihnen zu lebendigem Glanz zurück. Züge gelassener Menschen mit durchgearbeiteten Leibern wallten feierlich in leuchtende Gewänder gehüllt in diese syrakusanischen Tempel ein. Sie empfanden die wogende Menge auf den ungeheuren Theaterstufen, hörten das Brausen ihrer Vorfreude. Herolde traten auf die Bühne heraus und hoben die Luba zur Ansage. Sie vermuteten, welche der Tragödien von damals, die sie kannten, heute oder morgen oder gestern hier dargestellt

worden war. Die Götter schritten für sie über die verödete Szene hin.

Etta nestelte sich an Walters Seite ein. Sie schlief. Er betrachtete sie lange, das junge Weib, dem seine Seele hinfort verfallen sein würde. Er dachte an ihren Hochzeitmorgen, daran, wie er sich da am Altar gelobt und vorgenommen hatte, gleich der unendlichen Schar liebender junger Ehemänner vor ihm, den Alltag zu bezwingen. Die Liebeskräfte ihres Bundes sollten sich immer nur höher und tiefer leuchtend aus den Zeiten zur Ewigkeit hinheben.

Ihr Kind

Das weiße Haus, das Vater Möller hatte bauen lassen, stand am Abhang, der Nordwinde abschloß und Rosenwiesen gedeihen ließ. Die Kerner kamen unterm Bau, um anzustarren und zu bewundern; es war das erste neuzeitliche Haus für sie. Aber die Heirat ihres jungen Amtsrichters kam ihnen überhaupt wie ein Märchen vor. Nun, sie waren gutmütige Leute und freuten sich über ihr „schönstes Paar“.

Die wahre Pracht und Herrlichkeit konnten die Kerner noch nicht einmal sehen. Das geräumigste Schlafzimmer war im ganz großen Stil, im echten Kinoschlafstubenstil, eingerichtet worden. Seine Wände glänzten mit gewässelter, silbrig leuchtender Seide ausgeschlagen bei gleichen Vorhängen an den Fenstern und Türen und gleichen Zudecken über den Betten. Es war in ihm wie in einem Wunderzelt. Zu dem Fußboden und zu den Bettgestellen waren nur die teuersten, schönstfarbigen echten Hölzer gut genug gewesen. Die stärksten Eindrücke aber waren ein schwarzes Riesenfell über einem Riesenruhebett und eine zauberisch im Raum schwebende Deckenlampe aus blutroter Lackarbeit. Und wenn morgens die Vorhänge zurücktrauschten, dann leuchtete eine himmlisch sanfte und abwechslungsvolle Landschaft herein.

Walter saß zwischen den Herrlichkeiten seines neuen Hauses und mußte lachen: „Zu Besuch auf einer Ausstellung.“

Da war seine junge Frau gekränkt. Er hatte zu trösten. „Wir wohnen es uns zum Heim zurecht. Allen jungen Ehepaaren geht es zuerst so.“ Er neckte und küßte, und noch war Küssen die große Hauptsache, die alle Lebensschwierigkeiten ohne weiteres glücklich erledigte.

Sie aber seufzte: „Euch vom Gericht steht der Mund niemals still um eine Antwort. Ihr redet euch heraus, und wenn ihr auf vier Seiten eingemauert seid und oben drauf liegt noch ein Deckel.“

„Meine kleine Frau ist so schüchtern“, lächelte er.

„Dir bin ich nicht gewachsen“, antwortete sie.

Zu ihrem wahren Kummer setzte sie keinen neuen Kraftwagen durch, trotz Wagenraum und Führerwohnung. „Also, wenn der Pudel einmal ausgeleiert ist. Nach fünfmal hunderttausend Kilometern. Ach, ich glaube, wir rattern noch nach einer Million mit ihm über die Landstraße.“

Walter wollte keinen großen Wagen und keinen Fahrer als Hausangestellten. Er wollte sogar noch sein Mädchen benutzen. „Wir fahren zu unserm Liebeswald. Weißt du noch, wie du so betrübt auf dem Trittbrett saßest?“ Aber davon wollte sie kaum hören. „Ich bekomme immer so schreckliche Angst, ich hätte dich damals nicht treffen können.“

„Herzensseele, Bestimmung!“

Etta wollte gewiß eine vollkommene junge Hausfrau sein. Alles leuchtete glänzend auf neu poliert. Alles sollte weiter glänzend auf neu poliert leuchten. Musterwirtschaft war das allermindeste Ziel. So durchklapperte, durchstieg sie unaufhörlich das ganze Haus. Leider hatte sie nur keine Ahnung vom Umgang mit Hausgehilfen. Walter fand, vom Gericht heimkehrend, seine junge Frau in der

Rüchse zornbebend vor dem weiblichen Monument, das bei ihnen den Ruchendienst versah. Das dicke Weib lachte schadenfroh: „Da steht der Herr!“ Etta schrie sie an: „Augenblicklich scheren Sie sich an Ihre Arbeit, Sie dumme Kuh, Sie.“

„Das lasse ich mir nicht gefallen“, sagte die Dicke erbozt. Walter ging schweigend aus dem Raum. Etta kam ihm in sein Zimmer nachgestürmt wo er zeitungsliegend im Sessel saß, riß ihm das Blatt aus der Hand, nestelte sich auf seinen Knien ein und fing an zu weinen und zu schluchzen. „Das geht über meine Kräfte. Das kann ich nicht aushalten. Und die dumme Kuh geht heute noch aus dem Hause, heute! Noch heute! Sie fliegt! In einer Stunde!“

„Wenn du dumme Kuh sagst zu ihr oder zu andern über sie, so daß sie dich belangen kann, so kostet das drei Mark Strafe, zum allermindesten.“

„Bezahle ich. Wundervoll. Und sage noch dreimal: Dumme Kuh. Blöde Kuh. Kindvieh. Also zwölf Mark.“

„O nein, drei Mark sind es nur beim ersten Mal. Es wird mit jedem Mal teurer. Schließlich kommst du ins Rittchen. Und welche Verwicklungen! Soll ich über dich gegen die Amalia Haft verhängen? Strenge Haft bei Wasser und Brot?“ Er warnte: „Herzenseele, wenn du die Amalia heute fortschickst, so mußt du selbst kochen. Oder versteht es Susanne?“

„Tausendmal lieber koche ich selbst!“ Sie erzählte. Der Streit war an Kochgrundsätzlichem ausgebrochen. Amalia wollte keine Bratpfannen auscheuern; um des guten Geschmacks der zu bratenden Köstlichkeiten willen hätten die Pfannen im Zustand einer ewigen Fettigkeit auszuschmoren. „Ich dulde, dulde solche Schweinerei nicht.“

Sie sprang von seinen Knien und raste im Zimmer hin und her. Sie schrie, daß sie kochen könne und daß sie es ausdrücklich gelernt habe, um nicht in den Fängen dieser blödsinnigen Frauenzimmer zu verschimmeln. „Und sie fliegen, fliegen noch heute alle beide. Sofort kann ich Ersatz haben, an jedem Finger zehn. So viele ich will. Wo ist sonst noch ein Haushalt hier herum, wo sie es so bequem haben, mit der Ölheizung und dem heißen Wasser immerfort, und sie brauchen nur anzudrehen, und Schmutz gibt es überhaupt nicht. Aber sie haben nichts zu tun, das ist es, und deshalb werden sie frech. Und ich dulde, dulde es . . .“

„Herzensseele, warum tobst du so?“

„Ich will manchmal toben. Ich muß. Ich habe nicht eure olympische Ruhe. Ich gehöre nicht zu den Halb- oder Ganzgöttern so wie ihr.“

Er wurde feuerrot, schwieg.

„Natürlich“, sagte sie, „vor dir liegen die beiden Frauenzimmer bauchrutschend auf den Knien. Du bist Mann, und auch sonst. Aber die irren sich, alle beide, und wenn sie sich einbilden, sie stürzen mich in Verzweiflung, wenn sie alle beide abziehen, Knall und Fall, meinetwegen sogar heute noch, so sollen sie aber ver-teufelt schief gewickelt sein.“

Sie blieb stehen, wurde im Atemzug ruhig und sagte: „So. Nun hast du es einmal erlebt. Wie es ist, wenn ich wütend bin.“

Er antwortete: „Ich habe es dir immer zugetraut und ungefähr auch so wie es ist, oder, wir dürfen doch nun sagen — war?“

„Du findest es ungebildet?“

Ihm wallte wieder die Röte übers Antlitz. „Ich habe doch eine lebendige Frau und keine gemalte.“

Sie warf sich in einen Sessel. „Und damit fliegst du wieder zum Schornstein hinaus.“

Sie schlug vor: „Kannst du nicht auch einmal wütend werden?“

„Über dich?“

„Na, über die Pflanzen ärgerst du dich doch nicht sozusagen bis zum Schlagrühren.“

Er war noch so verliebt oder er liebte sie wirklich so sehr, daß ihm ihr Ausbruch nicht einmal unbehaglich war; er hatte sich ja auch nicht im mindesten gegen ihn gerichtet. Aber wie sie nun Wut und Ausbruch von ihm verlangte, da war es als ob sie kindisch und gewaltsam an einem letzten Hebel ziehen wollte. Und es war so, als ob alles Recht auf das berauschende Glück seiner Tage und Nächte nur Selbstbetrug bedeutete, und nur die schwarze Verworrenheit des Lebens durfte echt sein.

„Was ist dir?“ fragte sie erschreckt. „Du bist totenbleich.“

„Ich werde nicht gern wütend“, antwortete er. „Es liegt mir nicht so fern wie du annimmst. Aber ich weiß, wenn ich mich nicht beherrschen kann, so gebe ich Jahrzehnte an kaum errungener Würde, ja an innerster Kraft fort. Und ich kann es nicht ändern, ich vergesse meine Ausbrüche nie.“

Er berichtete. Da im Felde an der französischen Front, da sei einmal eine Patrouille in schlimmste Gefahr nicht nur für sie selbst, sondern für seine ganze Eke gekommen durch einen Befehl von ihm, den er in wütendem Eigensinn nicht zurücknehmen wollte. Nur die Besonnenheit des Patrouillenführers, eines tüchtigsten Mannes, eines

Maurergesellen, habe die Leute selbst und seinen ganzen Zug vor dem Untergang bewahrt. „Wie mir zumute war als ich merkte was ich angerichtet hatte, und bis sie wieder kamen, kannst du dir nicht vorstellen. Es ist nicht die olympische Ruhe der Familie. Ich habe sie gar nicht. Mutter und Wanda können sie haben, schon weil sie miteinander wirklich in vollkommener Harmonie leben. Aber, Herzensseele, ich würde an Wutausbrüchen verkommen. Ich habe meinen Beruf, da muß ich Geduld lernen. Als Richter bin ich der ratlosen und sündigen Welt, die da vor meine Schranke kommt, nichts mehr schuldig als Geduld und Selbstbeherrschung.“

Er stellte seine junge Frau sanft auf ihre Füße, erhob sich und versprach ihr: „Ich werde nun gehen und der Amalia ordentlich und streng sagen, daß sie sich gegen dich anständig zu benehmen hat. Und daß deine Wünsche gelten. Aber du wirst dir für das Kochen doch bald einen anderen Geist suchen müssen. Bei der Frau ist zu viel an Disziplin locker geworden. Heute sollst du aber deine Ruhe bekommen.“

Was ihr Mann zu Amalia sagte, erfuhr Etta nicht, weder von ihm noch von ihr. Die Kochkünstlerin hatte abends verweinte Augen, tat aber ihre Arbeit nach ihrer Verpflichtung.

Marianne und Wanda nahmen Ettas Küchenzwistigkeiten sowohl leicht wie schwer, beides. Wanda schlug vor, Etta solle wirklich einmal vier Wochen hindurch selbst kochen. Jeden Tag alle Mahlzeiten, unausweichlich. „Nur so bekommst du es in die Hand. Ich fürchte nur, es wird dir niemals lohnen. Ich glaube nicht daran, daß Frauen ein echtes, sozusagen ein Urtalent zum Kochen haben. Zu allem Möglichen was sie nicht tun dürfen

oder sollen, aber zum Kochen nicht. Bei den Chinesen kochen die Männer. Kaum einer Frau ist Essen wirklich wichtig. Bei Männerkongressen spielt das große Herrenessen die bedeutende Hauptrolle und wird als wahrer Mittelpunkt in wochenlangen Verhandlungen vorher genau ausgeklügelt. Bei Frauenkongressen kostet das Mittagbrot fünfundsiebzig Pfennige und man schluckt es hinunter, schnell schnell, damit man nur bald wieder an seine Arbeit kommt. Aber was hilft es. Wir müssen kochen und so müssen wir es auch lernen und uns einbilden, wir kochten manchmal gern." Sie erzählte: "Ich habe auch gekocht und kann es. Aber einen ganzen Morgen an einem Mittagessen zu wirken und dann ist es in zehn Minuten aufgegessen, das kommt mir verzweifelt wenig lohnend vor."

"Hast du deshalb nicht geheiratet?" fragte Etta. "Wegen dieser scheußlichen Kocherei?"

Wanda schüttelte lachend ihr schmales dunkles Haupt und Etta wußte, der Dr. König hätte ihrer sanften Schwägerin zwei Köchinnen gehalten, wenn sie es verlangte und nur zu ihm kommen wollte. Sie aber wäre in der Notwendigkeit immer auch nur mit einer halben Hausgehilfin oder mit gar keiner fertig geworden.

Marianne riet: "Suche dir ein wirklich brauchbares Mädchen und bringe ihr echtes Wohlwollen entgegen. Du mußt nur nicht moralische Leistungen von ihr verlangen, auch nicht innerlich in deinem Herzen, die du selbst niemals aufbringen möchtest." Marianne meinte, die meisten Brotgeber oder Vorgesetzten, Hausfrauen und unzählige Männer, verlangten von ihren Untergebenen an Haltung, Entsagung und Selbstbeherrschung ein Ausmaß, das ihnen selbst zu leisten auch nicht im letzten

Traume einfallen würde. Dabei wären sie natürlich aufs äußerste entrüstet über jeden Zweifel, nicht sie besäßen die tausendmal bessere Erziehung.

Etta sagte: „Walter darf mich nicht schulmeistern wollen.“

„Ja, tut er es denn?“ fragte Wanda ehrlich verwundert.

„Nein nein, nicht so. Ich meine nicht ausdrücklich. Aber, ja, er denkt sich sein Teil. Und er könnte mich doch schulmeistern wollen.“

„Na na“, meinte Marianne.

Etta erzählte. Sie müßten nächstens eine große Gesellschaft geben, in Erwiderung. Wo seien sie nicht herumgebeten worden! „Und ich weiß schon längst, wie man es machen muß, tausendmal besser und hübscher als diese ganze Spießerei hier — aber wenn wir auf einer Gesellschaft gewesen sind und nun nach Hause gehen, dann möchte er mich immer in lange Auseinandersetzungen darüber verstricken, wie alles war und ob richtig oder falsch, und was daran auszufegen gewesen sein dürfte, und ich möchte aus der Haut fahren, denn das ist so ein kleiner Belehrungskurs. Ich bin gar nicht böse geworden, das kann ich leider gar nicht gegen ihn, aber wahrscheinlich ist es auch ein wahres Glück. Aber ich habe kein Wort gesagt sondern bin immer nur eisern still gewesen, und da hat er es gemerkt, und nun sagt er nichts mehr. Dafür geht er jetzt um die Gesellschaft, die wir geben müssen, herum wie um eine Pulvertonne mit einem Schwefelfaden und der Funke glimmt schon. Mit euch will ich gern alles besprechen. Ihr helft mir. Aber ich will nicht vor ihm klein sein. Nicht wahr, ihr helft mir?“

Die beiden versprachen alles. Die Gesellschaft stieg bald und war ein Erfolg.

Dann schmolz Ettas Wesen hin in der Hoffnung, die sich hob und wieder unsicher wurde, bis sie endlich zur Gewißheit auferstand, daß Etta ein Kind haben sollte.

„Herzensstern, du Geliebter, wird es ein Bub oder ein Mädel sein? Ach, du weißt es auch nicht.“

Sie bedauerte glücklich den Buben, falls es einer werde. Der müsse dann demaleinst auch nur ein Richter sein, so wolle es das heilige Familiengesetz. „Über unsern zweiten können wir für Vaters Mühle erziehen. Ach, sie mögen es unter sich ausmachen, wer was werden will und wozu einer Talent und Lust hat. Wenn es ein Mädel wird — ich möchte ebenso schrecklich gern ein Mädelschen haben — aber mit dem Beruf ist es dann noch viel schwieriger. Das sind ja alles in Wahrheit noch kaum gelegte Eier für die Mädelschen. Ach, siehst du, so ist es nun mit dem Menschenleben: Raum bin ich an Land, so fängt schon die Sorge um unsere Tochter an. Aber ob Bub oder Mädel, wunderhübsch und gesund und gescheit sollen sie alle werden. Deine Mutter ist so schön und es hat ihr gar nichts geschadet.“

Sie ließ sich Werke kommen, deren Bilder in Herrlichkeit sie in sich aufsaugte. Walter traf sie auf den Knien vor einer Säule, die den erhabensten Kopf einer antiken Göttin trug. Sie war beschämt und eifrig: „Habe ich nicht recht, die Athene Lemnia kann es sein, für den Bub oder für das Mädel! Ach, was habe ich mir den Kopf zerbrochen.“

Walter wurde es bange im Gemüt vor solchem Fanatismus der Ekstase. Er wollte dämpfen. Unter den Fachleuten hänge die große Frage noch ungelöst, ob eine Mähe

der Mutter, während sie ihr Kind trüge, ihm nützen könne.

„Ach Fachleute! Wir Mütter wissen.“

Es ging ihr körperlich nicht gut. Sie schleppte sich schwer. Sie hatte oft Schmerzen. Aber zum erstenmal in ihrem Dasein erlebte sie ihre Umwelt als große Allgemeinheit. Zum erstenmal empfand sie als Wirklichkeit, selbst das Mittelglied einer endlosen Geschlechterreihe zu sein. Zum erstenmal empfand sie ihr Volk.

Doch eines Nachts mehrere Wochen noch vor der erwarteten Befreiung weckte sie ihren Mann auf. Sie hatte ihn nur leise angerührt. Er erschrak sofort, drehte das Licht an; sie fiel ächzend in ihre Kissen zurück: „Hilf mir!“ Sie wand sich in Qual.

„Ich habe mich beherrschen wollen. Ich kann nicht. Ich. Ich . . .“

Er stürzte zum Fernsprecher nach dem Arzt, nach seiner Mutter, lief, um die Mädchen wach zu klopfen, kam zu ihr zurück. Sie griff nach seinen Händen, stieß sie fort: „Nur Wehen können das nicht sein! Wenn es doch nur Wehen sind?“ Sie flehte den Arzt an. „Alles will ich aushalten, machen Sie mit mir, was Sie wollen. Nur retten Sie mein Kind.“

Sie wurde sofort in die Klinik gebracht, unter schweren Betäubungsmitteln.

Walter saß aschgrau bei seiner Mutter. Es ging um seine Frau selbst.

Er sah sie erst wieder, als alle Hoffnung auf das Kind vorüber war. Sie winkte ihn matt zu sich heran, hielt ihre Rechte um seinen Kopf gelegt: „Unser Kind ist tot“, flüsterte: „War ein kleines Mädchen. So liebes kleines Mädchen. Nun ist es tot.“

Sie wurde aufgeregt. „Sie sagen mir nicht die Wahrheit. Was tut man mit den kleinen Kindern, die tot aus ihrer Mutter Leibe geschnitten werden? Es soll nicht sezirt werden! Es soll still und freundlich begraben werden. Sie sollen es nicht in Stücke schneiden.“

Er flehte sie an: „Du mußt für mich leben.“

Lange umwallte sie die Dunkelheit schwerer Gefahr. Er saß an ihrem Bett, in dem sie schwer atmend in glühendem Fiebertraum schlief.

Sie durfte nicht sterben. Sie war seines Lebens Anteil. Sie war seines Lebens Recht und Erfüllung. Er hatte vielleicht geahnt und doch nimmermehr gewußt, was Liebe für ihn war. Daß sein Wesen erst wirklich ward, sich aufstat, auseinander faltete, Gestalt und Farbe erhielt unter der Sonne seiner Liebe. Nur sie hatte so viel Licht zu wecken und sein Dasein aufzutun vermocht. Er hatte vom Schicksal verlangt, als es sie ihm in den Weg stellte: Gib sie mir. Was daraus entsteht, ob gut oder böse, ich will alles auf mich nehmen. Gib sie mir!

Da lag sie in Todesfiebern gestreckt, bezahlend für das Pfand ihrer Liebeseinheit, das doch nur verheißen worden war, nur von fern gezeigt. Aber sie mußte die ferne Hoffnung mit so viel Qual ihres jungen straffen Leibes bezahlen, als sei ihr überschwängliches Hoffen Todsünde gewesen.

Erhalte sie mir!

Er mußte, daß ihn seine Liebe aufgebraucht und aufgezehrt hatte für immer, wenn seine Seele nicht mehr täglich durch die Kraft ihrer lebendigen Gegenliebe den ausgegebenen Vorrat ergänzen und erneuern konnte.

Wenn aber doch verhängt sein sollte, daß sie ihm starb? Wenn so jetzt für ihn das Sterben nachgeholt wurde, das ihn im großen Kriege verschont hatte?

Laß sie mir! Wenn sie bald sterben muß — ich will vorher fort.

So saß er die stillen langen Nächte an ihrem Bett. Sie kannte ihn nicht. Sie schlief fiebernd und ächzte nur manchmal leise. Der Arzt konnte keinen Herd ihrer Schmerzen finden. Es konnte die Angst ihres starken jungen Lebens sein.

Endlich erhob sich der Engel, der am Kopfende des Bettes die Wacht halten mußte und oft mitleidig zu Walter hingeblickt hatte, dennoch auf die Weisung, daß er seine Todesflügel nicht überschattend breiten sollte. Er reckte die Hand steil auf, zum Gruß und zum Gebet für die beiden Menschen, die das Geschenk der Jahre erhalten hatten, und er wußte um den Inhalt dieser Jahre.

Walter aber wußte nur, daß seine Frau diesmal dem Tode entronnen war und leben durfte. Für ihn und für sich selbst. Sie würde zurückkommen in das Sein, dessen schönster und kraftvollster Teil sie für ihn war.

Etta aber war über die Verheißung zum Leben nicht froh sondern wie durch Drohung bedrückt. Sie hob endlich ihren Mut so weit empor, daß sie den Arzt fragte — es war nicht Dr. König — : „Nicht wahr, ich kann niemals ein gesundes Kind gebären?“

Der Arzt erstaunte ehrlich: „Aber warum denn nicht? Ein halbes Dutzend, so viele Sie wollen. Diesmal war es einbarer körperlicher Unfall. Er kann die gesündeste Frau treffen.“ Er erläuterte.

Etta trauerte vor Marianne: „Es ist tot, als sei es nie gewesen. Was auch kommt, und wenn mich der Doktor auch nicht angelogen hat — ich weiß es ja doch nicht — , nie wieder werde ich den Mut zu einer solchen Seligkeit der Vorfrende aufbringen.“

Sie erholte sich nur langsam. Sie lag im Bett oder auf dem Ruhesofa. Sie las nicht, redete kaum, träumte vor sich hin. Sie wollte nicht nach Hause zurückkehren. Nein, hier in der Klinik sei alles auf ihre Kläglichkeit abgestellt. Walter hat sie einzusehen: „Das Haus ist für mich eine Einöde ohne dich. Herzensseele, bedenke doch wie unbequem es für mich sein muß, täglich so weit hier herauszukommen.“

Sie nickte. Ja ja, das sei alles nur zu klar. Dieser Zustand müsse geändert werden. Aber nach Hause wolle sie doch noch nicht.

Untertags ward sie sehr feierlich als ihr Mann zu ihr kam. Sie zog ihn dicht an sich heran, blickte in sein ängstliches liebevolles Gesicht. Sie teilte ihm mit, sie habe nun ihren Entschluß gefaßt. „Du mußt dich von mir scheiden lassen! Unbedingt. Es ist nötig. Es ist mein vollster Ernst.“ Sie weinte. „Mit einer solchen Jammerpflanze sollst du nicht verheiratet sein.“

Er mußte doch nur lachen. Er sagte: „Es ist mir auch vollster Ernst. Morgen kommst du aus der Klinik. Du hast Pflichten. Derart darf sich niemand hinhängen lassen.“

Er sagte ihr noch: „Du bist meine Frau. Ich will mein Leben mit dir verbringen. Bis jetzt hast du das auch von deinem Teil aus gewollt. Wir wollen beide Kinder. Aber dürfen wir sie nicht haben, so habe ich dich. Hast du mich nicht auch?“

Er sagte kopfschüttelnd noch: „Übrigens ist das gar kein Scheidungsgrund.“

„Was?“ Verwunderte sie sich: „Nicht? Ich dachte, gesetzlich wären wir Frauen nur deshalb wichtig.“

Sie richtete sich lebhaft von ihrem Ruhebett auf. „Du hast recht. Es ist hier abscheulich. Wenn die Schwestern mit dem Essen kommen, ach, gerade weil sie immer so gut sind, wird mir immer schon ganz schlecht. Du mußt mich gleich mitnehmen. Heute abend noch. Meine Sachen kann Susanne abholen.“

Sie hielt ihn doch nochmals an: „Du wirst es nicht bereuen?“

„Steigere dich nicht in Unsinn“, sagte er ärgerlich.

Er nahm sie im Wagen der ihn hergebracht hatte mit.

Ihnen beiden, besonders aber Walter, hatte der Arzt dringend klar gemacht: Nicht vor Jahr und Tag dürfe Etta wieder ein Kind haben. Weder ihr Körper noch ihre Seele könnten bald eine neue Mutterschaft aushalten.

Sie ängstigte sich flehentlich: „Du wirst mir nicht untreu werden, auch wenn du gar nichts mehr von mir hast?“

Ihr Wesen im Hause wurde schattenhaft. Sie bewegte sich umher, war reifer und umsichtiger geworden, sie bekam ihre Dienerschaft völlig in die Hand. Auftritte kamen nie mehr vor. Aber sie lebte abgetrennt von allem andern Sein. Manchmal öffnete sie einen Spalt ihrer Seele und sprach zu ihrem Gatten von ihrem toten Kindchen, das sie seltsamerweise Felicitas nannte — vormals hatte sie diesen Namen niemals auch nur erwähnt. Walter kam mit Fleiß manchmal unermutet heim. Fast immer traf er sie im Kinderzimmer, das schon fertig eingerichtet gelegen hatte zur Zeit des Unglücksfalls. Sie saß vor den Schubladen und glättete, band und legte an den Kindersachen. Er traf sie über den Kinderwagen gebeugt, den sie sacht hin- und herschob, über den sie ihren Kopf neigte, um mit dem eingebildeten Kindchen in den

Rissen zu plaudern. Er erwartete immer, eines Tages würde sie eine Puppe in die Rissen gelegt haben. Er hörte sie zu dem Traumgebilde ihrer Sehnsucht die zärtlichsten Worte raunen.

„Etta!“ rief er sie an. Sie kam zu ihm, wollte ihre Furcht und ihr Erschrecken zudecken, sprach schnell, immer mit den Händen an seiner Brust herumtastend. Sie erzählte ihm. Felicitas würde nun schon drei Monate alt sein und aus dem dummen Vierteljahr heraus. „Dich würde sie schon erkennen und mich schon lieben. Dich bald auch. Aber mich doch eher, nicht wahr? Weil sie doch körperlich so nahe mit mir zusammengehört. O, wir hätten sie beide zwischen uns auf dem Schoß, und da wären wir so glücklich über sie.“

Er fand sie über Papieren, über merkwürdigen Blättern voller Zeichen und über einem ganz mit einer fremden Handschrift vollgeschriebenen blauen Heft. Diesmal hatte sie die Sachen ausdrücklich vor sich hin auf ihrem Schreibtisch ausgebreitet, damit er sie bemerke. Sie blickte flehend schüchtern zu ihm auf und erläuterte in gefaßtem Mut: Sie habe da für Felicitas das Horoskop stellen lassen. Natürlich so, als ob sie lebe. Sie habe den Augenblick ihres Heraustretens in die Welt angegeben, und bis dahin habe sie ja auch gelebt. Und nun stehe in dem Horoskop, daß sie schön und klug werden würde und mit Wissenschaft und Kunst zu tun haben werde. Und sie habe das königliche Zeichen in ihrer Sternbahn, das auf jeden Fall Höherkommen im irdischen Lebenslauf anzeige. Und es sei überhaupt ein sehr glückliches Horoskop. Und sie sei, abgesehen von der Bedrohung, die ja zu ihrem Tode geführt habe, unter sehr glücklichen Sternen ge-

boren, und sie würde eine wundervolle Person geworden sein.“

„Es hat also doch genügt, daß ich so sehr um Schönheit und Klugheit für sie gebetet habe und Tag und Nacht selbst nur gute und kluge Gedanken haben wollte, während ich sie trug. Und sie war würdig, eures Hauses Tochter zu sein.“

Er erwiderte nichts, nahm die Papiere und setzte sich abseits, um sie durchzusehen. Seine Frau beobachtete ihn gespannt, und als er sich zu seiner Durchsicht Zeit nahm und sehr ausführlich betrachtete, las, blätterte, zurückschlug, da wurde ihr angst, und er merkte, daß sie um ihre Papiere bangte, als könne er sie ihr nicht wiedergeben wollen. Sie trat neben ihn und nahm die Papiere und das Heft wieder an sich und wies ihm nun ihrerseits und erklärte ihm. Auf diesem Blatt sei das Rundhoroskop eingezeichnet. Hier aber das progressive für den Ablauf der Jahre. In dem blauen Heft mit all seinen vollgeschriebenen Seiten seien für jeden Monat des ersten Jahres die sämtlichen Tage mit ihren Sternbedeutungen eingetragen worden, damit man immer wissen könne, sie, die Mutter vor allem, welche Gefahren in diesen ersten zarten Zeiten drohten und wie ihnen zu begegnen sei. Denn Gefahren, durch die Sterne angezeigt, könnten bei nicht ganz verzweifelter Sternenlage doch fast immer noch überwunden werden. In dem blauen Heft seien auch die Glücks- und die Unglückssteine für das Kindchen aufgezählt und auch, welche Farben gewählt oder vermieden werden müßten, als glück- oder unheilbringend.

Sie erklärte immer noch. Die ersten Lebenswochen seien besonders wichtig. Jede Woche im ersten Lebensjahr bedeute ein entsprechendes ganzes Jahr im späteren Lebens-

lauf. Für ihn, Walter, sei also zum Beispiel für sein jetziges Lebensjahr entscheidend gewesen, wie es ihm in seiner vierunddreißigsten Lebenswoche erging.

Sie war ungefähr zu Ende mit ihren Erklärungen, wenigstens mit den wichtigsten. Sie sah ihn erwartungsvoll an. Er stand auf und erklärte nun seinerseits, fürs erste wollten sie jetzt zu Abend essen. „Ich habe fürchterlichen Hunger.“

Er ging selbst in die Küche und gab einige Anordnungen. Sein Antlitz war verschlossen unmvölkt. Er sprach wenig bei Tisch, antwortete auch kaum, als sie schüchtern zu ihm sagte: „Ich bin so froh, daß du nun alles weißt. Nun kann ich mit dir darüber reden, und so bin ich auch da nicht mehr so allein.“ Er nickte nur.

Nachher schlug er vor, sie wollten zum Abend in der behaglichen Halle vor dem Kamin sitzen. Er ließ nun aber nicht erst ein anderes Gespräch aufkommen sondern erzählte ihr.

„Ich habe zuerst in Marburg studiert, und da wurde jedem Ankömmling in unserm Kreis mitgeteilt: Niemand dürfe sich wundern, wenn zwischen einem unserer Professoren — er war der Ordinarius für Strafrecht — und seiner Frau manchmal die Rede von Erika und Brunchen aufkomme, ruhig in der Gegenwart Fremder. Unter sich redeten die beiden Eheleute immerfort davon. Jeder, der solche Gespräche höre und nicht Bescheid wisse, könne nur meinen, Erika und Brunchen seien die Kinder dieses Paares und seien nun aus dem Hause, erwachsen und selbständig. Und Erika sei an einen Privatdozenten der National-Ökonomie in Tübingen verheiratet und habe schon Kinder und zwar Zwillinge. Aber Bruno stehe vor seiner Habilitation als Mediziner in Göttingen. In

Wahrheit gebe es diese Kinder des alten Paares überhaupt nicht und habe sie niemals gegeben. Das Paar sei gänzlich kinderlos und die sämtlichen Geschichten um Erika und Brunchen das reinste Phantasiespiel. Es sei aber durch Jahrzehnte mit aller Folgerichtigkeit durchgesetzt worden, und Erika und Brunchen hätten alles mitgemacht, Schule und Kinderkrankheiten, sogar von spinaler Kinderlähmung sei Bruno vollständig genesen und ein wahrer medizinischer Wunderfall in der Beziehung. Und dann waren die Konflikte mit Freunden und Freundinnen, mit Lehrern und sogar mit den Eltern aufgekommen, und die Glaubenskämpfe waren erledigt worden, und danach Tanzstunden und Verliebungen und endlich Heirat und Laufbahn. Jahrelang sei für diese Kinder täglich bei Tisch mitgedeckt worden; viele Leute behaupteten, sie hätten eine vollständige, sehr wirkliche Garderobe, nach jeder Jahreszeit und jedem Jahr ergänzt. Ein Kinderzimmer, in dessen Einrichtung nichts fehlte, und später ein Jungmädchenzimmer und eins für einen großen Schüler und danach Studenten waren bestimmt vorhanden. Als das sogenannte Elternpaar seine silberne Hochzeit feierte, kam der Plan auf, ihm eine Moritat darzubringen, mit den Lebensläufen von Erika und Brunchen, und sie zuletzt nach Bimini abdampfen zu lassen, dem Lande der Vergessenheit, wenigstens nach Heinrich Heine. Natürlich konnte man diesen Einfall nicht ausführen, und das war vielleicht doch schade."

Walter fuhr fort: „Ich war ja nicht lange in Marburg. Der Krieg brach aus und wir zogen sofort mit. Aber draußen habe ich den Professor getroffen. Er hatte sich auch gestellt. Er war im Grunde durchaus noch nicht alt. Im Feld gab er sich frisch und natürlich, und von

Grifa und Brunchen war nicht die Rede. Aber er fiel bald. Ich habe dann nach Kriegsende die Witwe besucht. Sie war zitterig und zerbrochen, sie war eine zerknickte Blume, und eine besondere Lieblichkeit war immer noch um sie, sonst hätte sie ja auch der Mann kaum so abgöttisch geliebt, um all das immer halb wahnsinnige Zeug mitzumachen. Da zeigte sie mir ein lebensgroßes Bild, eine solche lebensgroße Buntphotographie, wie sie Ihr zu Hause von den Brüdern habt. Und sie sagte mit heißen Tränen, das sei Bruno, ich hätte ihn ja niemals gekannt, aber er sei an der Lorettöhöhe gefallen und auch dort begraben worden; sie hätte ihn nicht heimholen können. Aber er habe ihrem Manne bei seinem Sterben im Feld die Augen zugeedrückt; sie hätten in derselben Kompanie gelegen. Dann fiel ihr ein, daß ich ihren Mann getroffen hatte, ich hatte ihr erzählt, seine und meine Kompanie habe Leib an Leib gelegen, und sie sagte, beinahe hätte ich Brunchen kennenlernen müssen, aber als ich ihren Mann draußen traf, da sei Brunchen gerade abkommandiert gewesen. Von ihrem Manne hatte sie kein Porträt, aber wir saßen in seinem Studierzimmer, alles war ganz unverändert, auch die Schreifsachen lagen dort auf dem Pult wie ganz frisch hingeordnet. Er konnte in jedem Augenblick hereintreten, und ich wunderte mich, daß sie nicht sagte, nun würde er sofort kommen. Sie führte mich dann zu einem Bild in ihrem eignen Wohnzimmer, dem Bild einer reizenden jungen Frau, ein bißchen aus der Zeit, so siebzig oder achtzig Jahre alt, und das sollte Grifa sein. Und sie sei auch gestorben, aus Gram um den Feldtod ihres Mannes, und so seien alle tot, alle, alle, und nur sie lebe noch. Und sie fing sehr jammervoll

zu weinen an. Was sollte ich zu dieser schrecklichen Trübsal sagen? Ich ging bald. Woher sie die Porträts hatte, wen sie wirklich vorstellen, der Himmel weiß es. Sie hat noch ein paar Jahre gelebt. Aber jetzt ist auch sie tot.“

So erzählte Walter und dann schwieg er. Auch seine junge Frau sagte lange Zeit kein Wort. Er sah sie mit Sorge an. Da hob sie den Blick. Die Tränen stürzten ihr. Sie stand auf und kam zu ihm und barg sich an seiner Brust.

Sie schluchzte. „Es ist so schwer. Ich weiß ja was ich tun muß. Ach, ich bin eine grundschlechte Frau. Und ich hatte die Warnung, und ich weiß, wie entsetzlich Mutters Totenzimmer für uns war. Aber was du nun verlangst, das will ich tun.“

Sie löste sich, ging, kam wieder und brachte das blaue Heft und die anderen Papiere. Vor dem Kaminfeuer niederkniend steckte sie alle Blätter hinein und sah zu, wie die Flammen sie erfaßten und auffraßen und gänzlich vernichteten. Noch auf den Knien wandte sie sich lebhaft zu ihrem Gatten um. „Hundert Mark hat das Zeug gekostet, ich meine, das Horoskop aufzustellen“, sagte sie.

„Findest du das teuer oder billig?“

„O, beides. Für mich war es Geld genug. Aber es anzufertigen, glaube es mir, das hat Tage und Tage gekostet, und an dieser Riesenarbeit gemessen ist es billig.“

„So sehr hast du dich um mich geängstigt?“ fragte sie ihn zärtlich. „Ja freilich, wenn ich verrückt wurde, so war es immerhin ein bedeutendes Unglück für dich.“

„Rede nicht von einer so fürchterlichen Sache“, bat er sie.

Zum nahen Ostern reisten sie in die Südtiroler Berge. Da, in der halben Nacht auf ihrem Altan unter den

überwältigenden Sternen, gelobte Etta ihrem Mann, nie wieder wolle sie in so vollkommene Selbstsucht versinken.

Sie redeten von Schicksalssternenkunde. Etta setzte auseinander, welche sonderbaren und sehr oft bestätigten Eindrücke sie durch Deutungen dieser Art erhalten habe.

Ihr Mann antwortete ihr: „Die amerikanische Zeitschrift „Wissenschaft und Erfindung“ hat fünftausend Golddollars ausgesetzt als Preis für die richtige Aufstellung des Lebenslaufes einer noch lebenden Persönlichkeit, nach gegebenen Daten. Die sozusagen erste Astrologin der Vereinigten Staaten, wenigstens die bekannteste, meldete sich und erhielt die Daten. Darüber, daß es sich um einen Mann handele, seine Geburtszeit auf die Minute und seinen Geburtsort. Sogar, wann er sich verheiratet hatte, wann ihm sein erster Sohn geboren worden sei, und das Datum vom Tode seiner Frau. Die Dame wurde also sehr reichlich für ihre Forschungsreise ausgestattet. Sie fertigte denn auch ein schönes Horoskop an und reichte es dem Richterkollegium ein. Aber sie hatte da drüben in Amerika trotz Geburtsdatum und Geburtsort nicht gemerkt, daß sie die Lebensdaten von Wilhelm dem Zweiten erhalten hatte. Und in ihrem Horoskop stand von dem Jahre 1914 gar nichts Bemerkenswerthes verzeichnet, und vom Jahre 1918 auch nicht. Aber das Jahr 1926 sollte sehr wichtig sein. — Nun, die fünftausend Golddollars sind heute noch zu verdienen.“

Etta erwiderte: „Es ist ungeheuer schwer, die astrologischen Zeichen richtig zu deuten. Man muß sehr viel wissen, man muß sehr genau aufpassen, und dann muß man noch eine nie zu erlernende angeborene Treffsicherheit besitzen. Immer ist das Material bei jeder einzelnen Person schon unermesslich.“

An dieser ihrer eignen Feststellung hatte er ein. „Da triffst du den Hauptpunkt, wie man auch zu dieser Wissenschaft oder was da ist, stehen mag. Gerade als Wissenschaft ist Astrologie zu schwer. In keiner andern Wissenschaft sind sofort die Begrenzungen des menschlichen Begreifens so augenfällig unüberwindlich hoch. Im Grunde müssen uns immerfort alle Kräfte aller Menschen beeinflussen, mit denen wir in Berührung kommen. Natürlich auch Kräfte aus sehr weiter Ferne und solche, die für unsere Erkenntnis immer unbekannt bleiben. Ich will ein ganz einfaches Beispiel anführen. Neulich ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß auf einem Truppenübungsplatz eine Handgranate geplatzt sei und drei Soldaten getötet habe. Durch die Explosion waren natürlich alle Spuren für eine Nachforschung über den Ursprung des Unglücksfalles vollständig vernichtet worden. Es wäre aber denkbar, daß ein Versehen eines Arbeiters in der Munitionsfabrik vorläge beim Bedienen der Füllmaschine. Der Arbeiter hätte, so nehmen wir an — sonst hätte er ja melden müssen — auch nichts von seinem Versehen gemerkt. So wäre eine Schuld des Arbeiters nicht zu spüren, für jede menschliche Erkenntnis. Aber sein Horoskop müßte unbedingt diese Verschuldung anzeigen. Die Sternenbahn des Arbeiters, der das Versehen beging, hat unter allen Umständen die Bahnen der drei Getöteten entscheidend beeinflußt. Unser Leben, das jedes einzelnen Menschen, ist so unentrinnbar mit dem unserer Umwelt verflochten, daß kein menschliches Erkennen, und sei es noch so mühsam und noch so tief gesenkt, diese Bindungen zu erkennen vermag, geschweige denn sie begreifend auseinander lösen kann. Das kann nur Gott. Das wäre in Wahrheit Unwissenheit.“

Er fragte sie, ob sie sich weiter mit Astrologie abgeben wolle. Sie zögerte. Vielleicht. Bis sich die Spannung dieser Beschäftigungen einmal von selbst ausleierte.

Er wollte nun wissen: „Herzensseele, wann hast du dich denn so eingehend mit Astrologie beschäftigt? Vor unserer Heirat schon? Später habe ich doch nie etwas davon bemerkt, bis du es mir nun sagtest.“

Sie wurde dunkelrot. „Nun, nach meiner Krankheit.“

„Als du so aufgelöst warst? Und ließest dir niemals das Geringste davon anmerken?“

Sie seufzte. „Ich habe mich zu sehr geschämt. Ich fürchtete auch, du würdest es mir ausreden. Was du ja auch sofort getan hast.“

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn ich einmal etwas haben oder tun will, was du nicht magst oder vielleicht nicht mögen würdest, dann muß ich es heimlich tun. Denn du hast zu viel Gewalt über mich. Ach, ich bin wirklich nur aus deiner Rippe geschnitten.“

Sie müsse sich eine Beschäftigung suchen, sagte sie beinahe verzweifelt. Sie bat ihn: „Ich möchte dir so gern bei deiner wissenschaftlichen Arbeit helfen. Du hast früher immer viel gearbeitet. Jetzt hast du eine unendliche Zeit an mich gewandt.“ Sie lächelte. „Ich fürchte, deine großen juristischen Ahnen wirbeln in ihren Gräbern vor lauter Entrüstung über mich.“

Natürlich könne sie ihm helfen. Er werde begeistert sein.

Etta konnte gut stenographieren und Maschine schreiben.

Nach der Rückkehr nach Kerne unternahm sie es, Gerichtsverhandlungen zu besuchen. Walter wehrte lebhaftest, keinesfalls dürfe sie zu ihm selbst kommen. Wie

solle er unter den Augen seiner Frau unbefangen urteilen? Da ging sie zu den Verhandlungen der Kollegen und fuhr sogar in die Kreisstadt zum Schwurgericht.

Sie wurde bis in ihr tiefstes Herz von der Offenbarung erschüttert, was alles Menschen aus einer andern Schicht noch als Sitte und Sittlichkeit ansehen mögen.

„Ich will der armen Frau Mühlmann Arbeit geben“, sagte sie, gerührt von der Erscheinung der guten Frau eines besonders hartnäckigen Bösewichts.

Die Frau kam öfters ins Haus. Etta sagte: „Sie haben einen Kopf wie eine Gottesmutter“, und lief und brachte die Abbildung eines berühmten deutschen Werkes. Die Frau sah das Blatt flüchtig an, lächelte wehmütig und meinte: „In meiner Jugend war ich schon ganz ansehnlich. Aber was hat unsereins davon?“

Etta erfuhr: Die Frau hatte fünfzehn Mal geboren. Sechs Kinder lebten. „Was hätte ich denn mit all den armen Würmerchen anfangen sollen?“

„Sind Ihnen Ihre toten Kinder alle klein gestorben?“

„Mein Hermann war vierzehn Jahre alt und aus der Schule und fuhr mit Flößern den Main hinab. Er hatte im Commer schon Verdienst. Aber das Floß riß mittendurch entzwei, und mein Hermann ertrank, er allein von allen die auf dem Floß waren. Und meine Hedwig war zwölf Jahre alt, da ist sie am Ofen zu Schaden gekommen; sie hatte Petroleum nachgegossen, wir haben ja noch heute die Petroleumbeleuchtung. Die Flasche ist explodiert und die Hedwig stand im Nu von oben bis unten als eine Feuerssäule. Sie ist noch auf die Straße gerannt, da hat sich ein Fuhrmann über sie geworfen mit einer Decke und hat die Flammen erstickt. Aber sie war doch schon zu weit verbrannt. Sie ist nach

zwei Tagen im Krankenhaus gestorben.“

„Im Feuer und im Wasser!“ staunte Etta. „Und neun Kinder auf dem Kirchhof.“

Da brannte ihr das Herz. Die arme Frau hatte in all ihrem Gram und Leid, in Geburt, Tod und Krankheit niemals Trost und Pflege gehabt.

Die Botschaft

Etta hatte ihr seelisches Gleichgewicht wiedererhalten, ja sie war gereift. Auch körperlich hatte sie sich ausgeformt. Ihre Gestalt blieb schlank wie ein Rosenstengel, wurde aber in jeder Bewegung weicher und sicherer. Aber die grausam harte Enttäuschung ihrer armen Mutter-schaftshoffnungen sprach sie nicht mehr. Walter schwieg in Ehrung ihres Zurückhaltens, da mußte ein Gebiet sein, dessen Tiefen für die mütterliche Seele, ja für den jungen mütterlichen Leib ureigen blieben, in die er nicht eindringen konnte, nicht sollte, nicht durfte. Wenn Etta noch das Andenken an das tote Kind hegte, wenn sie vielleicht noch die Stätte und die Gegenstände aufsuchte, die ihm bestimmt gewesen waren und nun sein Andenken bargen — Walter wußte nichts mehr davon und fragte nicht. Das Kinderzimmer lag verschlossen. Die Schritte hallten täglich daran vorbei; es lag in der sonnigsten Ecke dicht neben dem Schlafzimmer der Gatten. Die Tür blieb geschlossen, als sei sie für ewig vergessen. Es war Schein, doch ein sehr notwendiger.

Leider waren die Folgen des Unfalls für ihr Mit-einanderleben nur allzu wirklich. Die Schranke mußte auf Leben und Tod aufgerichtet bleiben. Walter konnte sich selbst vielleicht täglich mit der einen Hoffnung trösten, daß diese Zeit der Entsagung eine Seelenfrucht bringen müsse. Seiner jungen Frau mit ihrem so glühendem, so stracks auf die einfachen Lebenswirklichkeiten gerichtetem Lebensmut durfte er mit Erwägungen von einer Blumen-

haften Seelenherrlichkeit als Ersatz für schwer entsetzende Liebe nicht begegnen, soviel war auch ihm klar. Er hätte ihrer beider Gemüt nur mit unechten, ja vielleicht verlogenen Redensarten vergiftet. Wenn sie aneinander geschmiegt wußten, daß das Schwert zwischen ihnen lag, so wußten sie auch: Unglück war Unglück, und die Entscheidung stellte beinahe übermenschliche Anforderungen. Sie mußten bestehen, diese Zeit mußte ausgehalten werden. Einst warfen sie das Schwert wieder weit fort.

Walter fühlte sich aber an der Tatsache des unbenutzten Zimmers neben ihrem Schlafgemach reizbar werden. Er getraute sich nur nicht, nicht vor Etta und sogar nicht vor dem Schicksal, eine Umordnung vorzuschlagen. Die immer nur gedämpften Widerstände seines Gemüts gegen die Reichtumspracht, die sie umgab, hoben ihr Haupt. Er hätte am liebsten sich und seine junge Frau in zwei fremde möblierte Zimmer gerettet, je banaler und unerträglicher, desto besser, um von da aus ein Heim zu errichten, das sich nach ihren Lebensumständen, hauptsächlich von seinem Beruf aus gesehen, und nach ihrer doch erst zusammen wachsenden Ehe-Einheit bestimmte. Nur: Jede Minute seines Daseins rückte ihm die Tatsache bis an die nackte Haut: Er hatte eine reiche Frau geheiratet. Ein Dasein im Rahmen seines Amtsrichtereinkommens konnte er weder Etta, wie sie war, noch auch ihren Eltern für die Tochter zumuten. Die Eltern hätten ihn für verrückt gehalten, gerade weil ihnen die Komfort-Elegantien, die ihnen ihr Reichtum überschwenglich anbot, nichts bedeuteten. Plunder. Na ja, das dumme Mädel wollte ihn. Warum also nicht? Schließlich war so viel Geld auch dazu da, in Umlauf gesetzt zu werden. Der Schwiegersohn würde spielend mit solchen Außerlichkeiten fertig werden.

Irgendeine geheime Hoffnung saß Walter immer in der Seelenecke: Diese Ausstellungspracht dauerte nicht. Einmal bauten sie sich noch das richtige Nest. Erörterungen waren unnötig. Das kam alles von selbst. Er dachte immer, es würde auf dem Wege einer Berufsversetzung kommen.

Etta war gern in Kerne. Sie hing an Marianne und Wanda. „Siehst du“, sagte sie zu ihrer Schwiegermutter, als sie eines Abends allein bei ihr saß, auf einem Fußbänkchen zu ihren Füßen, den Kopf an ihre Knie gelehnt, „ich kann immer begreifen: Das Wort: Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, dein Gott sei mein Gott und nur der Tod soll uns scheiden — das ist von einer Schwiegertochter zur Mutter ihres verstorbenen Mannes gesagt worden. Du hast alles, was an Walter wunderbar ist und was ich so entsetzlich, so verhängnisvoll liebe, aber du hast es in der Verklärung und in der Erfüllung, und du bist durch dein ganzes Leben immer nur zu einem Segen gewesen, für jeden Menschen, den du lieb hattest, und der dich liebte. Ich bin zu euch eingeflogen als eine Räuzin bei der Nacht durch das offene Fenster, aber ihr habt mich zu einem Menschen entzaubert. Nun mußt du mir erlauben, daß ich dich so sehr lieb haben darf.“

Marianne beugte sich zu ihr und küßte sie bewegt. „Einmal hast du auch Kinder. Dann ist auch für dich der Ring geschlossen. Aber daß ihr noch eine Weile warten und aneinander ruhig werden müßt, das sollte doch irgendwie gut sein.“ Was konnte sie sonst sagen? Das Mißgeschick war schwer gewesen. Nur, es gab Schlimmeres.

Die Versetzung von Kerne mußte aber kommen, wenn es Walter nicht bestimmt war, in seiner Laufbahn

stecken zu bleiben. Davon konnte aus keinem Grunde die Rede sein. Seine Laufbahn war so sicher wie die der wirklichen Sterne.

Die beiden überlegten und mutmaßten. Welches Landgericht, welche Stadt würde es werden? Es gab Städte mit einem Warnungszeichen, in denen das Landgericht mitten in der barsten Einöde einer Landschaft, einer Stadt, des Lebensgeistes lag. Es gab Landgerichte in Gegenden mit einer ungewöhnlich schwierig verruchten Bevölkerung. Einerlei. Walter mußte weiter. „Du kannst nicht hier in Kerne verschimmeln“, sagte seine junge Frau.

Er lachte. Sein Ehrgeiz war nicht kleiner als ihrer für ihn. Aber er war seiner sicher. Jede unedle Aufregung konnten sie sparen. Der Ruck nach oben kam.

Sie woben an ihren Sommerferien-Erholungsplänen. Sie reisten gern weit fort. In diesem Sommer schlug Walter vor: „Herzensseele, wir müssen einmal zu deinen Eltern gehen.“

„Was? Für die ganzen Ferien!“

„Wenigstens für einen großen Teil. Für mindestens vier Wochen.“

„O o,“ entgegnete sie, „daß du mir das antun willst!“

„Du hast keine Lust?“

„Natürlich nicht die mindeste.“

„Es ist ausgeschlossen, wir können nicht immer das schrecklich viele Geld annehmen und dafür gar nichts tun.“

Sie erwiderte erregt: „Ob Vater dieses Geld hat oder nicht, das merkt er gar nicht außer höchstens in ein paar Zeilen in seinen Büchern. Du kannst dir kaum vorstellen, wie reich er ist. Und stolzer auf einen Schwiegersohn kann kein Mensch sein.“

„Ich bin auch auf ihn stolz“, entgegnete ihr Gatte freundlich.

„Was!“ Sie staunte. „Niemals wäre mir im letzten Traum eingefallen, du könntest auf Geld stolz sein.“

Er wurde dunkelrot. „Auf Geld stolz sein? Auf euer Geld? Allerdings nicht. Das kannst du niemals glauben.“ Er erklärte ihr: „Das Stückchen Brot, das ich brauche, werde ich immer in den Mund zu stecken haben, und mein Fahrrädchen braucht weder Benzin noch Hafer und nur eine kleine Eke zum Unterstand.“

„Ich weiß ja daß du unangreifbar bist“, entgegnete sie wahrhaft unglücklich. Sie wollte nicht in die Schwierigkeiten der alten Heimat zurücktauchen!

Walter mußte alles und sagte doch: „Es handelt sich um die Erfüllung einer mindesten Anstandspflicht. Sie ist unumgänglich. Ich habe die echteste Achtung und Zuneigung für deine Eltern. Vor deines Vaters Scharfsinn und ruhig kühnem Wagemut kann nur jeder bewundernd staunen, der einmal Einblick erhält. Mich hat jedes Gespräch mit ihm nur näher an ihn herangeführt.“

„Jedenfalls vergöttert er dich“, entgegnete sie knapp.

Sie konnte sich nicht sogleich ergeben. O nein, doch nicht immer sofort. Einmal wollte sie ihr Recht und wenn es auch nur ein Standpunkt war und mochte er sogar irrig sein — einmal wollte sie ihre Meinung wenigstens verteidigen.

„Durch nichts in der Welt“, begann sie, „wird so viel Scheußlichkeit angerichtet wie durch den grauenhaften Wahn, unmögliche Beziehungen durchaus aufrecht-erhalten zu sollen, aus irgendeinem vertrockneten Pflichtgefühl heraus oder nenne es, wie du willst. Und dabei mag das Beieinandersein schon längst nur noch eine letzte

Qual bedeuten. Meine Eltern müssen dir, es geht gar nicht anders, fürchterlich auf die Nerven fallen.“

„Sie tun es in Wahrheit nicht. Im Gegenteil. Mutter und Wanda stehen für sich. Sonst aber — mit niemandem auf der Welt wird mir so behaglich wohl wie mit deinen Eltern. Wenn deine Mutter angetrudelt kommt, um mich grenzenlos zu verwöhnen und mit ihren guten Sachen vollzustopfen, dann ist mir immer, als liege ich in der Sommer Sonne.“

„Ja. Meine Eltern sind auf uraltestes Männerrecht abgestellt!“ Sie zitterte leidenschaftlich. „Alle beide, und meine Mutter natürlich am meisten. Du bist Mann, also hat sich die Welt, der Haushalt, ich, vor allem ich, einzig und allein nur nach deinen Wünschen einzurichten. Ich aber, ich! Ich bin ja nur — — ach ja! Olga hat daheim geherrscht, vollkommen auch über Mutter. Vater sah sie wie eine Fortsetzung von sich selbst an und sie waren auch immer über jede Lebensführung einig, und Olga ging immer nur wie eine sehr entschlossene Führerin auf dem Wege voran, den sie alle wollten. Ich wollte anderes. Immer, von klein an. Natürlich wußte ich selbst nicht klar geformt, was, für lange Zeit nicht; es sollte nur anders sein. Und dazu hatte ich kein Recht! Und wenn ich auch das Höhere, wenn ich auch eine Geistigkeit wollte, o nein, das sollte ich erst recht nicht. Olga wäre auch nicht in diesem Rastnetz geblieben, wenn sie nicht heiratete. Aber sie wäre lachend durch die Mitte abgeschoben, und niemand hätte auch nur gegen sie gemurrt. Nun, sie hat Schorsche Pusch geheiratet zur Gründung ihrer Dynastie und herrscht da auf ihrem Pusttagut als eine Königin. Aber an mir ist niemals und nimmermehr daheim etwas recht gewesen. Ich konnte mein Recht auf meine Lebens-

form niemals beweisen. Ich kann nicht mit meinen Eltern leben und sie nicht mit mir. Sie haben auch nicht die mindeste Lust dazu, sogar noch sehr viel weniger als ich."

Walter wußte um alle diese Bitterkeiten nur allzu gut.

"Herzensseele, nun hast du aber dein Leben gefunden und damit auch die Ruhe in deinem Herzen. So fang mit deinen Eltern ein neues gutes Sein an. Ihr verstört euch nicht mehr durch Aneinander-Anecken. Wenn du eine vollkommene Ferne wolltest, wie dürften wir dann ihr vieles Geld annehmen? Und du würdest bei einer Ferne bald merken, wie stark du an deiner Familie hängst." Er lächelte. "Nicht nur an Olga."

Sie hörte kaum auf ihn hin. "Mich lieben sie gar nicht", sagte sie düster. "Nun haben sie dich. Mit dir ist ihnen ein neues Leben aufgegangen. Dich bewundern und vergöttern sie ohne Aufhören, und deine Mutter und Wanda gehören auch in diesen Kreis. Ich aber, ich! O, sie würden es als eine Beleidigung für euch ansehen, rechneten sie mich einmal wirklich zu euch. Ich bin das ungeratene Kind. Nur, weil ich anderes will als sie, und sie können niemals glauben, daß etwas Rechtes dabei herauskommt. Ich gehöre nicht mehr zu ihnen. Aber zu euch gehöre ich nach ihnen beileibe auch nicht."

Er sagte langsam, denn er mußte ihr helfen: "In meiner frühen Jugend hat mir ein Wort großen Eindruck gemacht, das ich einmal las. Ich glaube, es stammt von Pascal. Ich kann mich aber irren. Jedenfalls sagte ein weiser und großer Mann, er, von dem das Wort stammt, daß zu allen, aber auch zu allen Verrichtungen auf der Welt zweierlei gehöre: Absicht und guter Wille."

Sie lächelte listig: "So. Auch zur Liebe?"

Er blieb ernsthaft. "Da vor allem und zuerst."

„Na denn also“, ergab sie sich. „So werde ich mich denn an das Unternehmen begeben, auch den allerlängsten Aufenthalt bei meinen Eltern durch diese ganzen schönen Ferien, wo ich dich einmal ausführlich nur für mich haben sollte, dennoch begeisternd zu finden.“

„Wir sind ja beisammen“, bat er.

Sie warf alle Mühe nur auf den Haufen. „Der Schwiegersohn muß das Kind bei den eignen Eltern heimisch machen!“

Sie wollte Beherrschung beweisen. Sie seufzte, doch unter Tränen: „Wie immer, du setzt deinen Willen durch.“

Sie kam zu ihm, umschlang seinen Hals. „Ach du heißgeliebter Kindskopf, du bist ja gar nicht so überweise.“

„Nein.“ Er war beinahe schuldbewußt. „Es ist ja nur, wir wollen doch anständig sein. Aber mit dir bin ich ganz gewiß nicht weise.“

„Du möchtest doch auch hunderttausendmal lieber in die Ferien unserer Glückseligkeit nur zwischen uns beiden ganz allein ziehen“, versuchte sie ihn, sich in ihn hineinschmiegend, ganz warm und dicht.

„Herzensseele!“ Er mußte sich von ihr lösen, er erhob sich, trocknete sich die blaßgewordene Stirn. „Ich will diesmal wirklich zu deinen Eltern nach Pöfsegg gehen. Du mußt dich fügen.“

„Aber gewiß doch, Kleiner Mann.“

„Kindskopf, Kleiner Mann. — Warum nicht? Nur, warum gerade jetzt in diesem Zusammenhang?“

„Weil du immer alle Probleme der Welt so uranständig lösen willst. Leider ist nur unsere Zeit nicht anständig, oder vielmehr, sie hat es sogar schon so weit in der Unständigkeit gebracht, daß sie sich nichts mehr vor-

macht sondern weiß und bekennt, Leben kann niemals anständig sein. Es war früher nur noch viel gemeiner. Aber die Menschen redeten sich früher unterbrochen alles vor, von Religion und von Ehre und was weiß ich."

"Herzensseele, sogar du gibst zu, unsere Welt ist schon eine Stufe höher in der Anständigkeit gekommen. So darf denn vielleicht ich der Überzeugung leben, daß wir sogar einmal zu einer Einheit von Leben und wirklicher Anständigkeit gelangen."

"Ein sehr hohes Ideal." Sie war gedankenvoll. "Bei unsern Lebzeiten erreichen wir es bestimmt nicht. Wir von heute werden immer nur leben, als ob. Weiter wird es niemals reichen."

"Es gibt Abstufungen. In meines Lebens Tiefe will ich mit dem, was ich für anständig halte, ernst machen."

"So wollen wir denn nach Pößeg reisen." Sie gab nach wie ein erfahrener Mensch dem noch idealistischen.

Als aber das Ferienleben in der Mühle wirklich kam, da war es diesmal auch für Etta keine Bedrängnis sondern vielmehr eine Erlösung von viel unnötiger Angst.

Sie richteten sich ihr Leben ungestört sommerfrischlich angenehm ein. Morgens fuhren sie mit Ettas kleinem Pudel bis hoch hinauf zum Waldsee unter den Bergeshauptern. Da lagerten sie auf den Moosbänken in Waldeinsamkeit. Hier herauf kam sonst so gut wie kein Mensch. Die Waldwände stiegen schwarzgrün vom sachten Seeufer hinan bis hoch zu den zart gesägten Rändern vor dem ruhigen oder bewegten Himmel. Der Seespiegel lag am Rande noch schwarzdunkel im Widerschein des dichten Waldes, dennoch aber so klar, daß alle Zäcchen und Haken der Gipfelränder mit ihrem Baumwuchs bis oben hinauf im Widerspiel noch einmal vollkommen in

ihm erschienen. In der Mitte aber warf der See das strahlende Kleinod des Sommerhimmels wieder. Vögel überflogen die Stille, und der Spiegel nahm ihr Fliegen und Wiegen in sich auf und gab es zurück.

Im ganzen Walde ringsum übte niemand eine Herrenjagd aus. Das Gebiet gehörte Möller. Vater Lemmert, sein Förster, der wie seit Beginn der Zeiten hier hauste und keine andere Welt kannte — als zu alt hatte er sogar den Krieg nicht mitgemacht — kam zu der Raststelle des jungen Paares und saß bei ihnen. Er erzählte von seinem Wald und nahm die jungen Menschen auf seine Gänge mit. Er kannte jedes Stück Wild und seine Lebensweise.

Einmal kam nach großem Verspruch die Mutter im Familienkraftwagen angefahren und brachte das ganze Mittagmahl. Vater Möller brauste auf seinem Kraft-
rad heran. Die Mutter hatte noch das hübsche kleine Mariechen Penkert mit, Ettas großen Liebling aus ihrer unverheirateten Zeit, und die Kleine sollte ein bißchen helfen und vor allem selbst eine Freude haben. Zu Walter und Etta aber sagte die Mutter: „Nun zieht euch etwas anderes an als nur eure Badeanzüge.“

„Sind wir denn nicht hübsch?“ riefen beide.

„Das ist mir einerlei. Mir seid ihr genierlich. Zieht euch ordentlich und richtig an. Sieht euch der Vater Lemmert so?“

Nein. Sie gaben zu, ihn wollten sie nicht erschrecken. Sie versicherten, sie betrügen sich in seiner Gegenwart immer sehr sitz- und angemessen.

Da aßen sie alle vergnügt unter den alten Buchen am Seeufer. Etta, Walter und das Mariechen gingen nachher Erdbeeren zu pflücken. Mariechen kannte Plätze, wo

sie auch jetzt noch hier in der frischen Höhe so dicht wuchsen und reiften, daß der Waldboden wie von rotem Lack glänzte. Mariechen drang oft bis zu dieser Gegend hinauf, um Erdbeeren für den Verkauf zu pflücken und auch, weil ihr Vater manchmal in der Nähe einen Kohlenmeiler versorgte.

Sie kehrten mit reicher Ernte wieder, die Mäuler glühend von der süßen Frucht, und wuschen sich lachend die Flecke aus den Gesichtern.

Tanzend faßte Etta das Mariechen bei den Händen und wirbelte mit ihm tanzend über den Moosgrund zwischen den Stämmen hin.

Gegen Abend, als die Etta-Mutter ihr Gerät zusammenpackte, sagte sie dennoch: „Einmal schon, aber nicht oft. Es ist mir zu mühsam. Und so schön wie heute wird es auch nicht wieder.“

Es mochte wahr sein.

Während dieser Tage friedlichen Commerglücks erreichte Walter und seine Frau die große Nachricht, auf die sie so lange sehnsüchtig gewartet hatten und die, nun sie sie hielten, doch als eine Wunderbotschaft kam.

Walter wurde die Versetzung für die Stufe nach oben angeboten.

Die Nachricht kam zuerst nur als eine persönliche Anfrage des Justizministers selbst.

Der damalige Justizminister hieß Ernst Stoll. Für Walter gab es keine Zeit seines Lebens, zu der er diese nun so bedeutsame Staatsperson, doch für ihn Onkel Stoll, nicht persönlich gekannt hatte. Dr. Stoll war ein Schulkamerad und Studienfreund des Vaters gewesen. Auch eine spätere sehr verschiedene politische Einstellung beider hatte die Freundschaft nicht verflören können. Auch

jetzt nach dem Tode des Vaters schrieb der Justizminister noch manchmal an die Familie, regelmäßig sogar zum Todestag des Freundes.

Im Briefe, der nun von Kerne nach Pößlegg nachgeschickt wurde, stand aber die Anfrage, ob Walter als Untersuchungsrichter an das Landgericht der mitteldeutschen Stadt Bommigen gehen wolle? Ein Richter in Bommigen war plötzlich gestorben, ein anderer hatte sich unerwartet langen Krankheitsurlaub geben lassen müssen. So war die Stelle jetzt mitten im Sommer zu besetzen. Sie klappte sogar.

Etta und Walter schlugen sofort in allen Werken nach, in denen etwas über Bommigen stehen mochte. Bommigen war eine ansehnliche Industriestadt mit Wirkfabriken in Wolle, Kunstseide und Baumwolle. Sonst war die Hauptsache das Landgericht und weiter gab es nichts.

O ja, ziemlich scheußlich würde es da schon sein. Nimmermehr auch nur annähernd so lieblich wie im heitern Kerne. Und sie mußten nun von der Mutter und Wanda fort und würden niemals mehr anders denn nur zum Besuch zu ihnen zurückkehren.

Und die Wohnung! Noch war die Wohnungsnot allenthalben im Deutschen Reich sehr bedenklich.

„Vater verkauft unser Haus und baut uns in Bommigen ein neues“, schlug Etta vor.

Walter entgegnete, sie könnten nicht gut auf jeder Stufe seiner Laufbahn ein neues Haus pflanzen. „Wir bieten unser Haus zum Tausch für eine Wohnung an.“

Die Etta-Mutter meinte auf die große Nachricht hin: „Lieber Gott, da müßt ihr nun umziehen“, und Vater Möller hatte auch die Baulust. Doch er beschied sich

auf Walters Vorstellungen: „Na ja, bis du weißt, wo du einmal für lange landest.“ Stattlich sollte ihr junges Paar es schon haben.

Der schöne Tag, der die große Verheißung dieser Nachricht brachte, nahm nur leider kein gutes Ende. Am Nachmittag kam die Etta-Mutter schreckensbleich: Das Mariechen Peukert war überfahren worden! Ja. Der Lastwagenführer hatte die Nachricht aus der Stadt mitgebracht. Das Mariechen war frühmorgens ganz zeitig auf der Landstraße gewesen, wahrhaft in der Morgendämmerung, und da war es überfahren worden. Nein, tot war es nicht, aber sehr übel zugerichtet.

Etta und Walter brausten sofort mit Ettas kleinem Pudel zu dem Peukerthäuschen. Sie fanden die niedrige Stube voller Menschen, und in einer Ecke lag das kleine Mariechen weiß und aufgegeben auf seinem Bett. Ein Arzt war noch nicht da gewesen. Die Peukerts kannten in Pößegg nur einen, und der war, als sie nach ihm sandten, über Land. Die Mutter weinte und klagte, sie könne das Mariechen überhaupt nicht anfassen, es weine und schreie dann immer so sehr. So hatte sie es in seinen Kleidern liegen lassen müssen. Alle Leute in der Stube redeten durcheinander von einem Radfahrer, der das Mariechen zu Tode geschlendert habe. Gesehen hatte ihn niemand. Mariechen selbst wußte gar nichts. Ein Bauernsohn vom nächsten Dorf, der aus Pößegg von einem Turnvereinsfest heimkehrte, hatte das Mariechen aufgelesen und, da er es kannte, zu seinen Eltern gebracht. Er habe aber, so hieß es, von einem Radfahrer weder etwas gesehen noch gehört. Andere redeten dagegen, doch, da sei einer mit wahrhaft höllenmäßigem Gefrach und Gedonner über die Landstraße hingetobt. Nach ihren An-

gaben konnte es sich kaum um anderes denn um ein eisenbeladenes Lastauto handeln. Walter verdroß das ganze Gerede schon aus amtsberuflichen Gründen bis zum Ubelwerden. Niemals würde aus diesem Wirrwarr von Unsagen etwas Gescheites herauskommen. So fuhr er erst einmal zum Arzt, den er auch soeben zurückgekehrt fand, und brachte ihn.

Da standen sie an dem armen kleinen Bett, in dem Mariechen sonst mit zwei kleinen Schwestern schlief, und die Mutter erklärte, das Mariechen sei so früh vor Tag und Sonnenaufgang unterwegs gewesen, weil es seinem Vater, der im Walde beim Kohlenmeiler wachte, frisches Brot, soeben aus dem Backofen gezogen, bringen sollte. In allem übrigen war die Mutter nur sehr einsilbig über den Unglücksfall. Der Arzt schnitt dem Kinde die Kleider ab und Etta mußte die Angst und Not der Mutter beschwichtigen, sie würde ihr alle die Säckelchen an Wäsche, an Röckchen und Jäckchen ersetzen. Der Arzt entschied, hier sei nichts anderes zu tun, als das Kind sofort ins Kreis Krankenhaus zu schaffen. Er gab nur eine Spritze gegen die Schmerzen. Walter holte den Möllerschen Familienwagen samt Fahrer; sie betteten das Kind und Etta hielt unterwegs sein Händchen und erzählte ihm, es würde es im Krankenhaus sehr gut haben, bei vielen netten Kindern im Saal mit ihm und sehr freundlichen Schwestern. Und sie würde kommen und es besuchen und ihm eine große Puppe mitbringen, die Mama sagen könne und mit echten Haaren zum Kämmen und zum Flechten. Und es würde bald gesund werden.

Ob das Kind zu retten sei, konnte niemand sagen, auch im Krankenhaus nicht. Es kam sofort auf den Operationstisch. Etta war über den Unfall sehr erregt.

Nun stürbe auch dieses Kind, so klagte sie. Sie habe ihm gut tun wollen und seine Entwicklung überwachen, ach, und manchmal habe sie gedacht, sie solle das Marietchen zu einer Tänzerin ausbilden lassen, weil es immer so anmutig dahin schwebe wie ein Luftwesen. Und nun liege es da auf dem Marterrost.

Walter unterdrückte jeden Einwand. Das Marietchen hatte das Rückgrat gebrochen. Es würde das unwahrscheinlichste Glück sein, wenn es nur jemals wieder gerade stehen oder gehen oder sitzen konnte.

Etta eiferte sich ab. Ihr Mann habe hier Pflichten als eine gerichtliche Amtsperson. Er müsse den wilden Radfahrer aufspüren.

Er fühlte sich abgespannt und war verdrießlich, ob er sich auch deshalb verwünschte, daß dieser freudige Tag für ihn und seine Frau derart umgebogen war. Etta sollte ihn in Frieden lassen. Auf ihre Nachforderung entgegnete er ihr: „Ach. Noch weiß kein Mensch, wie das alles zugegangen ist. Das Marietchen ist noch dreiviertel verschlafen in die Dämmerung hinausgetorkelt. Da kann sie jeder Betrunkene auf einem allergewöhnlichsten Fahrrad umgeworfen haben.“

„Verteidigst du einen solchen Kerl auch noch?“ fragte sie.

Er antwortete: „Und nachher ist es nur ein armer Schuft gewesen, und für die Penckerts käme nichts heraus wie nur endloser Ärger, wollten sie ihn belangen.“

„Wenn er doch ein Kraftrad hat!“

„Ich habe es noch nicht gesehen. Und wenn auch, womöglich nur auf Abzahlung oder geborgt.“

Etta setzte durch, daß sich sowohl ihr Vater wie Walter in die Fährndung einschalteten. Ein Kraftrad,

so ergab sich, war kurze Zeit nach dem Unfall zweimal wegen Zusehnellfahrens durch Dörfer auf dieser Strecke aufgeschrieben worden. Gestellt hatte es niemand. Die Nummer wies nach Berlin. Nur konnte ihr Inhaber für sich und sein Kraftrad einen Aufenthalt in Schweden zur Zeit des Unfalls beweisen.

Die Pössegger zuckten über die ganze Fahndung nur die Achseln. Sie sagten es nicht vor einem polizeilichen Tisch, wußten es aber ganz genau, welcher ganz große böseste Herr das Kind gestreckt hatte. Die Penckerts vermieden jede Erörterung, als handele es sich nicht um einen Unfall sondern um Schande. Walter kannte von seiner amtsrichterlichen Tätigkeit die ländliche Einstellung viel zu genau, und auch Etta kannte sie gut genug um nicht zu wissen, dieses Teufelsgeraune würde unüberwindlich sein, und die Penckerts fürchteten es und glaubten selbst daran.

Nichts ergab sich.

Etta und Walter aber hatten inzwischen alle Hände voll zu tun und ihr Geist war gänzlich damit beschäftigt, den Umschwung in ihren eignen Angelegenheiten durchzuführen. Umzug, Abschied von Kerne, vom Beruf dort, vom Haus, von den geliebten Angehörigen. Sie hatten sich auf das Leben im neuen Wohnort Bommingen vorzubereiten.

Das bewegte Idyll ihrer großen Liebes- und ersten Ehezeit war zu Ende.

Das Amt

Der Brandstifter

Bommingen. Die neue Stadt. Der neue Kreis in Amt und Gesellschaft.

Etta war beim Abschied von Kerne in heißen Tränen zerflossen: „So gut wie hier haben wir es nie wieder! Ich werde mich nach Mutter und Wanda in Stücke sehnen!“

Walter hatte sich fast vor ihr und den beiden Guten geschämt. Aber er glühte in Freude auf das neue Amt, auf den neuen Wirkungskreis.

Sie hatten sich Bommingen erst einmal besuchenderweise angesehen. Etta unterdrückte ihre Enttäuschung. In diesem grauen Nest sollten sie wohnen, wenigstens für die nächsten Jahre. Sie taten sich nach einer Wohnung um und fanden im Tausch gegen ihr schönes Haus eine leidliche. Etta setzte durch, sie wenigstens herrlich herrichten zu lassen. Ihre Möbel würden hübsch wenn auch weniger auffallend als im Kerner Zauberbau in ihr stehen.

Noch im alten Kerne hielt Walter seiner Frau leidenschaftliche Vorträge über die Aufgaben seines neuen Amtes. An und für sich würden jedes Jahr die Untersuchungsrichter aus dem Kreis der Kollegen bestimmt. Er würde durch diesen Herbst und Winter hindurch und noch für das nächste Jahr bleiben, schon um der Einarbeitung willen. Er kam neu in sein Amt. Ach nein, helfen konnte ihm Etta fürs erste nicht. An wissenschaftliche Arbeit war für absehbare Zeit nicht zu denken, und bei

seiner Gerichtstätigkeit konnte er nur beeidete Helfer einsetzen.

„Ich schweige wie beeidet“, betenerte sie.

Er mußte abwenden. „Herzensseele, weißt du, daß einmal jemand gesagt hat, bei den Protestanten sei das Sakrament der Ohrenbeichte schon deshalb völlig unmöglich, weil die protestantischen Prediger verheiratet seien? Es geht nicht. Wir dürfen nicht. Ach du Geliebte, du wirst nun sehr tapfer sein müssen, mit dem vielen Alleinsein ohne Mutter und Wanda.

Ich werde schrecklich viel zu tun bekommen.“

Er hatte in Kerne kriminalistisch nur Bagatellsachen zu entscheiden gehabt. Er hatte sie für sehr wichtig für die Menschen gehalten, die sie vor seinen Tisch führten. Ihm, dem Richter, hatten sie Menschenkenntnis und Geschäftserfahrung verschafft. Nun würde er an jede Art von Verbrechen beurteilend herankommen. Er würde die Schwurgerichtsverhandlungen vorzubereiten haben.

Sie fuhr in Bommingen ein. Etta hätte niemals zu sagen gewußt, bei welchem Wetter. Ach, Bommingen! Hier sollte sie sich wohl fühlen? Sie empfing die Möbelswagen, packte aus, leitete die Einrichtung. Walter trat in den Kreis seiner Wirksamkeit.

Das Landgericht in Bommingen hatte mit Referendaren, Assessoren, Richtern und Staatsanwälten einen umfangreichen Stab. Alle Kollegen kannten seit langer Zeit den Namen Walter Justins. Alle brachten ihm die Meinung entgegen, daß er ein kenntnisreicher Jurist und begabter Richter sei. Er glaubte, daß alle Menschen auch den Strahlenkreis eines starken Wohlwollens seines Herzens spüren müßten. Nun, wer unter den Kollegen über ihn urteilte, er sei ein warmherziger Mensch,

pflegte Staunen zu wecken und Ablenkung bis zur Erregung. Walter Justin hatte die hohe Haltung. Er hielt mit Äußerungen über sein eigenes Sein zurück. So gut wie alle Kollegen sahen seine Tätigkeit hier in Bommungen als gänzlich vorübergehend an. Aus solcher Familie, mit solchen Verbindungen, mit einer so reichen, so hübschen, so eleganten jungen Frau — wie konnte da anders denn von einem Springer gesprochen werden? Fast jeder der älteren Kollegen war von Walter Justins Onkel in der preussischen Prüfungskommission auf Herz und Gewissen nach seiner Eignung zum Richter, ja auch nur zum juristischen Beruf um und um geschüttelt worden. Walter war niemals unbeliebt, aber als gemüthlich zugehörig schätzte ihn auch niemand ein. Er war großer Herr. Großer Herr zum mindesten im Keim.

Außerdem: Er hatte diese junge Frau von ungefähr sagenhaftem Reichtum. Gewiß, er liebte sie. Na ja, bildhübsche Puppe. Die Liebe brannte durch die dicksten Bretter, auch ein Blinder fühlte sie mit dem Stock. Nun, wohl bekomm's ihm und ihr. Sie hatte ihn in Huldern beglückt, zweifellos auch verführt durch die Aussicht auf die todssichere ganz große Karriere des Bewerbers. Wie eine junge Frau oder ein noch jüngeres Jungfräulein zu einer Übersicht über die Welt und eine Eignung ihres Herzallerliebsten kommen sollte, um derart seine Berufsaussichten abzuschätzen, blieb das Geheimnis der beurteilenden trocknen oder saftigen erfahrenen alten Knaben.

In ganz Bommungen trieb sich sehr bald nach dem Eintreffen des auffallenden jungen Paares die Ansage um — kein Mensch wußte woher, die Betreffenden selbst hatten bestimmt nichts verlauten lassen — Walter

habe in seinem früheren Wohnort Abend für Abend mit seiner jungen Frau Shakespeare gelesen. Jetzt führen sie zum mindesten zweimal wöchentlich nach Berlin zum Theater, Schauspiel oder Oper, oder in ein großes Konzert.

Die Gage von dem Shakespeare-Lesen beruhte auf Wahrheit, wenn sie auch für jeden Abend übertrieben war. Walter hielt solche Unterhaltung sogar für ein harmloses, ja edles Vergnügen. Das Gerede von den Fahrten nach Berlin war vollkommen aus der Luft gegriffen. Solches Gerede, das an den wahren Verhältnissen gemessen an Verleumdung streifte, wenigstens so gemeint war, war nun der Lohn für alle inbrünstigen Bemühungen, die äußeren Verhältnisse mit der Wohnung, mit dem bescheidenen kleinen Wagen und was alles noch den allgemeinen Berufsumständen anzupassen.

Außerdem: Walter Justin mochte das große warme Wohlwollen für die kollegialen Mitglieder seines Kreises getrost in seinem Herzen brennen fühlen: Deshalb hatte er doch nach drei Wochen — wenn er so lange brauchte! — heraus, wer da gescheit, mittelmäßig oder auch geradezu und einfach dumm war. Wer sein Amt nervös und fahrig, wer es kleinlich und eifernd, wer es wahrhaft übergeordnet verwaltete. An wen man auf seinem Richterstuhl als an einen Wohltäter der Menschheit denken konnte, und vor wem man am liebsten drei Kreuze geschlagen hätte. Er läutete seine Ansichten nicht mit der großen Glocke aus. Schon sein Beruf erzog zu jeder Zurückhaltung. Aber es ging ihm wie den meisten kritischen und gescheiten Menschen: Sie irren sich, wenn sie ihre unausgesprochene Meinung auch für geheim halten. Es ist in der Regel, als ob solche Menschen mit ausgesprochener Meinung sie ausschwigen. Nach ebenso kurzer

Zeit wie er die Kollegen erkannt hatte, wußten sie um den hohen Maßstab seiner Kritik und seine für ihn unwillkürliche, für die andern nur allzuoft schonungslose Anwendung.

Walter Justin hatte durch Kindheit und Jugend hindurch das große Glück gehabt, das leider nur allzuoft für ein späteres Leben verhängnisvoll werden will: Er durfte an seinem Vater das Maß erleben, das kaum jemals erreicht und so gut wie niemals übertroffen werden konnte. Diesem Maßstab, der auf Walters Stirn thronte, mußte sich ein mittelmäßiger Mensch gern entziehen wollen. Und Mittelmaß gab es am Bomminger Landgericht unter Richtern, Staatsanwälten, Assessoren und Referendaren ebenso häufig wie in jedem andern großen Kreis sonst.

Außerdem: Walter hatte gar kein Talent zur Handhabung eines fröhlich kräftigen Grobianismus im trauten Männerkreis. Auch die Abscheuerung ungefähr bis auf die Knochen im Schützengraben hatte seine Art in dieser Beziehung nicht verändern können. Er errötete nicht mehr bis unter die Haarwurzeln wie zu seiner ersten Studentenzeit bei Witzén aus dem Verdauungs- oder Geschlechtsleben. Er nahm sie nur auf, ungefähr als sei er Stein. Dabei war er nichts weniger als prüde. Er besaß in seiner Bibliothek den Decamerone, Tausendundeine Nacht in der Übersetzung der Urfassung, den Casanova, Rabelais und Fischart. Er machte nicht das geringste Hehl aus solchen Besitztümern, hatte diese Bücher ganz gelesen und würde es wieder tun. Er hielt sie für großartige Werke der Weltliteratur. Aber die gegenwartsdringlichen Späße in dieser Richtung durch leibhaftige Zeitgenossen erregten ihm Unbehagen. Auch

wenn er sich sagen mußte, daß bei der so oft überstarken sexuellen Spannung um sehr viele Verbrechen ein solcher Versuch zur inneren Erleichterung bei dem richtenden Menschen mehr als natürlich war.

Prinz aus edlem Hause — so hatte ihn ein Freund in den verfloßenen Referendartagen getauft. Glücklicherweise war der Name nicht bis zum Bomminger Landgericht vorgebrungen. Walter hatte ihn sogar seiner Frau unterschlagen.

Er begab sich mit ihr auf die pflichtschuldige Besuchsfahrt. Einige der Kollegen gefielen ihr als geschickte und übergeordnete Leute. Bei andern hätte sie ihn am liebsten wieder einmal am Kragen gepackt: Du Rindskopf! Diese Männerchen willst du mir als herrliche Kollegen weismachen? Aber sie wollte ihn nicht betrüben wenn er denn so tat, als wisse er nicht, sie wußte Bescheid. Nur von dem Damenkreis sagte sie in Bausch und Bogen, daß sie sich das weibliche Urgetümmel in einem Kaffernkral bedeutend lustiger vorstelle und er neckte sie, von ihren Sahara-Träumen käme sie nun und nimmermehr los. „Was hilft es, du mußt hier in Bommingen aushalten.“ Die Losung konnte nur sein: Bommingen nicht für allezeit aber für ein paar Jahre schon.

Doch Etta sagte schon in der zweiten Woche nach ihrer Ankunft in Bommingen insgeheim zu sich: Wenn ich wieder ein Kind bekomme, bitte — sie redete das Schicksal an — nicht hier! Und wenn ich in die Mühle reisen soll! — Sie hoffte: Nicht einmal für zwei Jahre brauchen wir hier auszuhalten.

Walter konnte sie nicht als Helferin bei seiner Arbeit einsetzen, auch nicht als Schreiberin daheim. Er konnte nicht ihr Gemüt und ihre Einsicht als KlärungsfILTER ge-

brauchen für die Zweifel und die Hin- und Hererwägung des eigenen Gemütes und der eigenen Einsicht. Er mußte über alle Amtspflicht und über alle Amtsbeflommenheit schweigen, schweigen. Wenigstens bis seine Fälle, von ihm untersuchend vorbereitet, im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit zur Probe kamen.

Er konnte seine Frau höchstens ganz allgemein über die Pflichten seines Amtes unterrichten, damit sie in jeder Schwierigkeitschicht seiner Arbeit begreifend mitfühlte. Er war zum Untersuchungsrichter bestellt worden. Er sollte die Schwurgerichtsverhandlungen vorbereiten.

Er sagte ihr, seine ersten Untersuchungen würden ihm bestimmt schwer zu schaffen machen, wenn nicht von vornherein alles ganz durchsichtig lag, auch in betreff der Übeltäter oder Verdächtigen. Ein Meisterstück an Untersuchungskunst würde er keinesfalls bald ablegen können. Dazu gehöre Erfahrung, Routine. Natürlich hatte er von seinen Probezeiten als Assessor, von seinen Lernzeiten als Referendar, als Student, als der horchende Schüler seines Vaters ein klares Ideal im Herzen, wie eine Untersuchung geführt werden müsse. Aber: Es handelte sich um Frage- und Prüfungskunst am lebendigen Menschen. Am oft in dieser Richtung sehr erfahrenen und gewitzigten Menschen.

Er würde es sehr häufig mit Menschen zu tun bekommen, die der allgemeine Sprachgebrauch als Berufsverbrecher bezeichne. Sie seien leichter und schwerer, je nachdem, zu behandeln als die Menschen, die zum erstenmal etwa durch eine auffallende und verhängnisvolle Schicksalsverfettung aus ihrer ordentlichen Bahn zu einem Verbrechen gedrängt wurden.

Er erklärte ihr: „Sogenannte Berufsverbrecher sind naturgemäß Leute von ausführlicher und langjähriger Gerichtserfahrung. Sie haben eine Art von Zugehörigkeitsbewußtsein zum Strafgericht und zu allen seinen ausführenden Beamten, hoch und nieder. In der Art: Ihr seid um unsertwillen da. Was wäret ihr ohne uns! Die Folge davon sehr oft auch von ihnen aus: Na, so können wir ja vielleicht als vernünftige Leute miteinander auskommen.“

Was war dem Berufsverbrecher die sonst für wirklich und allgemein gültig gehaltene Welt? Die der sogenannt ordentlichen Leute? In der Hauptsache das Jagdgebiet, in dem er auf Lauer liegt und den Kriegspfad schleicht. Natürlich setzte er solche innere Einstellung vor seinem Untersuchungsrichter fort.

Der Untersuchungsrichter konnte nicht von dem Angeeschuldigten vor seinem Tisch oder von den Zeugen, die ihm Aufklärung geben sollten, Klarheit und Zweckmäßigkeit der Antwort und des Berichts verlangen, etwa so wie ein erfahrener Schulmann von seiner Klasse. Der Untersuchungsrichter durfte nicht, wenn er sein Amt zu führen verstand, abbrechen, unterbrechen, umbiegen, je nach seiner Ungeduld, wenn der Redefluß des Menschen vor ihm, der in der Regel aus einer ganz anderen Anschauungs- und Ausdruckswelt stammte, sich nun sehr oft sehr sonderbare Bettungen wählte. Er mußte beobachten, er mußte durch seine Fragen Schleusen öffnen, er mußte oft mit äußerster Behutsamkeit beabsichtigte oder unwillkürliche Gegenfelsen wegräumen, er mußte in jedem Augenblick ohne Ermüdung und Schlassheit aussondern, mußte immer beurteilen, was hier in Strom und Wust Tatsache war, was wahres Empfinden und echtes Motiv,

oder was da wissentlich an Lüge aufgebaut wurde und was schließlich unwissentliche Verkennung sein konnte. Wahres Führertum, auf Erfahrung, Sachkenntnis und Willenskraft aufgebaut, Geduld, Geduld, Beobachtungsgabe, unbestechlich scheidende Einfühlungskraft waren die notwendigsten Eigenschaften des Untersuchungsrichters.

Walter erzählte Etta, er habe zwischen klugen und erfahrenen Untersuchungsrichtern und gewitzigten Verbrechern funkelnde Wortduelle ausfechten hören, und zwischen beiden hatte eine Art von Verständnis, ja von Sympathie geschwungen. Viele Richter und Berufsverbrecher waren aus mannigfachen Verhandlungen sozusagen uralte Bekannte und wußten, was sie voneinander — o ja, gegenseitig — zu erwarten hatten. Die grausame Bedeutung von Untersuchung und Ablehnung lockerte sich trotzdem niemals auf einer Seite auf. Beruf! Niemand, auch der Verbrecher mit Verstand nicht, konnte den Nachdruck bei einer Untersuchung übelnehmen. Nur durfte wiederum er, der gewitzigte Verbrecher, sich auf keinen Fall ertappen lassen. Der gewiegte Verbrecher nach Beruf und Gewohnheit, der schon oft vor Gericht gestanden hatte, kannte aber auch seinerseits alle Schliche und Versuche, alle Methoden und Kniffe der Untersuchung. Er kannte auch sehr genau seine Rechte, die ihm auch unter aller Anklage zustanden. Nahm er, vor allem aus seiner Kenntnis der Persönlichkeiten an, Verwirrung und Aufhalten möchten hier zweckmäßig sein, so hatte er nur das eine Ziel im Sinn, seinem Untersuchungsrichter jeden klaren Gedanken aus der Bahn zu drehen. Ihm aber stand der unabsehbare Vorteil bei: Er wußte wirklich die Wahrheit. Wiederum wirkte auf seine noch so erzbereite Verteidigungswachheit doch überwältigend die

Sachlichkeit des Apparates. Und auch vor dem letzten Verbrecher stand dumpf oder klar bewußt die Übermacht der Erinnerung von der Jahrtausende alten Vergangenheit allen Gerichtswesens und allen strafenden Rechts. Außerdem: Der schwer belastete Untersuchungs-häftling saß im Kerker. Das heißt, er war losgelöst von seinen Beschäftigungen und an ein ihm ungewohntes und daher qualvolles Brüten ausgeliefert. Natürlich konnte er sich in seinen unendlichen Mußestunden ein wahres Kunstwerk des Ableugnens durch alle Stockwerke zurechtzimmern. Nur hatte er auch Nerven.

Walter äußerte seine Meinung, daß nur sehr wenige Verbrechen entdeckt würden ohne schlechte Nerven des Verbrechers. Aber er hegte auch die andere Ansicht: So gut wie jeder Verbrecher hatte schlechte Nerven. Sie waren sogar die Hauptursache seiner Übeltat.

Walter setzte seiner Frau auseinander, daß selbstverständlich die Grundlage jeder Untersuchung eine unerschütterliche Ruhe des Richters sein müsse. Er mußte sie als Anlage besitzen oder durch eine Erziehung um jeden Preis ausgebildet haben. Er mußte sie aber immer von neuem in sich befestigen, im Grunde vor jedem einzigen Fall. Zuerst einmal durch eine genaueste Durcharbeit des Falles vor jeder mündlichen Verhörtätigkeit. Eine einleuchtende Forderung. Schade nur, daß jeder Untersuchungsrichter bei ungefähr allen Gerichten, die Walter kannte, ungemein überlastet war. Er hat ja nicht nur einen Fall aufzuklären, sondern viele nebeneinander. Routine mochte helfen. Viele Grundlagen, ja sogar viele Methoden der Verbrechen sind einander gleich. Aber Routine brachte auch die Versuchung, daß bei der Einsicht in soviel herdenmäßige Veranlagung des menschlichen

Geschlechts und des Verbrechers — er ist vielleicht am meisten herdenmäßig zu beurteilen, gerade um seiner asozialen Gemütslage willen — eine Untersuchung die besonderen Umstände, die auch immer vorhanden waren, nicht mehr berücksichtigte.

Mit solchem Eifer, mit soviel allerbestem Willen ging Walter Justin an seine Bomminger Untersuchungsrichter-Tätigkeit.

Abgetrieben in ausgefahrenem Gleis konnte er sich nicht gut vorkommen. Menschliche Frische an Verstand und Gefühl hatte er einzusetzen, sogar genug menschlichen Eigensinn. Wenn er eine Sache angepackt hatte, sie sozusagen als Wild zwischen den Zähnen hielt, etwa wie ein Jagdhund die erbeutete Kaze, dann schüttelte er sie auch bis sie erledigt war. Wenigstens soweit eine Erledigung in ein menschliches Bereich fiel. Dessen konnte er gewiß sein.

Sicherlich war der Mann, der zuerst hier in Bommigen vor seinen untersuchungsrichterlichen Tisch geführt wurde, kein Gewohnheitsverbrecher. Er hieß Albert Ruhn und war ein ältklicher Tischlergeselle, der bisher ordentlich in einer Möbelfabrik gearbeitet hatte. Nun war er wegen Brandstiftung angeklagt.

Und um was für eine Brandstiftung!

Es handelte sich um keine Kleinigkeit sondern um eine ganz große Sache. Es handelte sich um eine Straftat, deren Folgen sozusagen weltberühmt geworden waren. Walter Justin mußte es sich zur großen Ehre anrechnen, daß ihn Schicksal und seine Vorgesetzten gleich von vornherein zu einer derartigen Untersuchung beriefen. Allerdings war diese Sache zur Zeit seiner Versetzung noch nicht fällig gewesen.

Es handelte sich um einen Brand, der nicht nur ein oder mehrere Gebäude in Schutt und Asche gelegt hatte sondern viele, ein Stadtviertel. Es handelte sich um den größten Brand, der sich jemals in Bommingen ereignet hatte.

Als Walter und Etta in Bommingen einkehrten, da war von dieser Stadt nicht viel anderes zu sagen als immer nur: Trümmerhaufen! Kein beliebter politischer oder sozialer Trümmerhaufen sondern ein sehr greifbarer, riechbarer, sichtbarer. Ein buchstäblicher, stinkender und rauchender Trümmerhaufen.

Bommingen war abgebrannt. Ein Viertel der Stadt war zerstört. Nicht das schönste Viertel. Nein, das doch nicht. Aber im Verhältnis zum Umfang Bommingens ein sehr bedeutender Teil. Das ganze Arbeiter- und Armenwohnviertel.

Der Brand hatte furchtbar gewütet. Er hatte sich des Nachts ereignet, wenigstens zu einer Zeit, da viele Bewohner des betreffenden Viertels schon schliefen. Er hatte sofort einen außerordentlichen Umfang angenommen. Er hatte furchtbar gehaust, ungefähr wie eine moderne Beschießung oder ihr Gegenstück, eine Plünderung im Mittelalter. Über der ganzen Stadt hatte die Großgefahr gehangen. Reichswehr mußte eingesetzt werden, um verzweifelte Lücken zu reißen und zu sprengen. Nur so allein wurde doch noch die übrige Stadt gerettet. Der Brand hatte tage- und nächtelang getobt. Noch am dritten Tage rauchte Qualm, und Feuerzungen fuhren immer wieder aus der stinkenden Asche auf. Man hatte erst drei Tage nach dem Ausbruch der Katastrophe nach menschlichen Opfern suchen können. Ihre kleine Zahl war das barste Wunder. Eine Frau und ein Kind waren tot und wurden

als verkohlte Überreste aus den Brandtrümmern heraus-
gelaubt. Ein Feuerwehrmann lag schwer krank an
Rauchvergiftung im städtischen Krankenhaus. Einem
Reichswehrmann war der Arm, einem andern die Rippen
zerbrochen worden. Mehrere Feuerwehrleute gingen ver-
bunden mit kleineren Verletzungen herum.

Die Bevölkerung aus dem verbrannten Stadtviertel
konnte nur in einem Barackenlager, in fieberischer Eile
aufgezimmert, untergebracht werden. Da hauste sie in
einem Wohnzustand zum Verzweifeln. Walter besuchte
dieses Barackenlager schon in den ersten Tagen seiner Be-
trauung mit diesem Fall. Er fand den Zustand in der
Barackenstadt in jeder Beziehung ebenso bedrohlich wie
himmelschreiend.

Allerdings hatten sich sofort nach dem Brande die auf-
bauenden Kräfte Bommingsens geregt. Der Oberbürger-
meister nahm den Wiederaufbau tatkräftig in die Hand.
Jedermann stellte sich bereitwillig in diesen Dienst ein.

Erst einmal wurde der ganze Umfang der grellen
schreienden Not der abgebrannten Einwohnerschaft im
ganzen Reich, in Europa, ja in der Welt nachdrücklichst
verkündet. Alle deutschen Lichtspieltheater ließen das Un-
glücksviertel auf ihrer Leinwand vorüberwandeln. Von
allen Litfaßsäulen und von allen Bretterwänden an jedem
Neubau entlang griff der Notschrei der abgebrannten
Bomminger Bevölkerung nach den Herzen und nach den
Geldbenteln der übrigen Menschenwelt.

Man hatte von Unbeginn an nicht anders können
denn auf Brandstiftung zu setzen. Am zweiten Tage nach
dem Brandausbruch verhaftete man den Täter: Seine
Auffindung war geglückt noch mitten unter der tobenden
Aufregung der verzweifelten Lösversuche und während

noch niemand wußte, ob nicht die ganze Stadt zugrunde gehen müsse, Polizeigebäude und Gericht einbegriffen.

Walter Justin verhörte den Mann schon am zweiten Tage nach seiner Einführung in sein neues Amt. Er hatte den Nachmittag vorher bis tief in die Nacht an den bis dahin in dieser Sache angelegten Akten gearbeitet. Er war unterdes gar nicht nach Hause gegangen. Er hätte daheim kein Plätzchen zum Arbeiten gehabt. Da waren die Möbelwagen von Kerne her eingetroffen und Etta packte aus, räumte ein, ordnete an. Walter konnte ihr nicht mit einem Rat oder Wort helfen; er konnte nicht einmal anwesend sein. Nun, sie machte ihre Sache gewiß nur sehr gut.

Am dem Vormittag, der für dieses erste Untersuchungsverhör Walter Justins hier in Bommingen bestimmt war, schlurfte, begleitet von dem Wachmann, ein kleiner verbissener, vertrockneter Aktling zur Tür herein, jedes Grimmes voll, seine kleinen Augen funkelten Zorn. Ein spärlichster Bart fraß sich an seinen Backen nieder, soweit von Backen gesprochen werden konnte; da waren mehr Schatten und Gruben. Der ganze kleine Mensch war kümmerlich. Die Akten stellten fest, er sei einundfünfzig Jahre alt. Er sah aber viel älter aus.

Walter teilte dem Mann Albert Ruhn zum Beginn des Verhörs mit, er, der befragende Richter, sei dazu da, die Wahrheit zu ermitteln. Albert Ruhn könne ihn in dieser Absicht durch offene und ausführliche Angaben unterstützen. Das Gericht, er, der Untersuchungsrichter, hätten nicht die mindeste Absicht, auf einen bloßen Verdacht hin eine Täterschaft festzustellen.

Albert Ruhn machte keine offenen und ausführlichen Angaben. Erst einmal schimpfte er. Walter hieß ihn

sich setzen. Er sei zweimal verhört worden? Auf der Polizei und vom Gericht?

Ruhn murrte, er könne nichts dafür, wenn das Gericht aus lauter Verwirrung mit seinen Sachen in der Welt herumfugele.

Walter hieß ihn einfach und ruhig auf seine Fragen antworten. Er sagte, Ruhn habe vom ersten Augenblick seiner Verhaftung an gewußt, daß er im Verdacht stehe, zum mindesten den Brand in der Ostergasse angelegt zu haben, der dann sich ausbreitend das ganze Stadtviertel zwischen der Stadtmauer und dem Pleisterflusse in Asche legte.

Ruhn antwortete, er habe es nicht getan und könne nichts dafür, wenn die Polizei so dumm sei, und er schrie erbozt, er sei ein anständiger Mensch und habe sogar seine Steuern immer richtig bezahlt und sei niemals ein Bol-schewist gewesen. Und er ließe sich diesen ganzen Skandal nicht länger gefallen.

„Erzählen Sie ausführlich, wie Sie den fraglichen Sonntag zugebracht haben, den Sonntag, an dessen Abend der Brand auskam.“

Ruhn sagte zuerst nichts und knurrte dann, das habe er schon getan.

„Ich bin neu in die Untersuchung hineingekommen. Es genügt mir nicht, die Angaben im Protokoll nachzulesen. Ich will diese Sache von Ihnen selbst hören.“

Ruhn murrte, knurrte, brummte. Walter redete ihm gütlich zu. Endlich bequemte sich Ruhn.

„Nun, ich habe ausgeschlafen, weil Sonntag war. Unsererins kann auch einmal ausschlafen. Das kostet nichts. Nachmittags bin ich zu meiner Braut, was die Frau Angelika Selbmann ist, eine Wittfrau, hin-

gegangen, die in der Ottostraße wohnt, und wir haben uns zusammen zu einem Spaziergang aufgemacht in die Aue. Und dann bin ich nach Hause gegangen und habe mich ins Bett gelegt. Und dann kam der Feuerlärm auf und da bin ich wieder aufgestanden und habe mich angezogen und bin zum Feuer hingegangen, weil ich zusehen wollte. Da waren Hunderte, gleich von Anfang an. Da war die halbe Stadt."

"Ihre Braut, die Frau Angelika Selbmann, hat in der Ottostraße ein Gemüsegeschäft?"

"Ja."

"Sie sind aber, wie durch Zeugenaussagen feststeht, an jenem Sonntagvormittag durchaus nicht sofort von Ihrer Wohnung zu der Frau Selbmann gegangen."

"Das habe ich auch nicht gesagt. Unsereins hat auch das Recht auf ein bißchen Essen."

"Sie sind nicht nur zum Essen gegangen. Sondern Sie waren an jenem Sonntagvormittag vor allem bei der Salome Weckerle, der Frau, die nachher beim Brande tödlich verunglückt ist. In der Wohnung der Weckerle ist es zwischen Ihnen und ihr zum heftigen Streit gekommen darüber, daß Sie die Witwe Selbmann zu heiraten beabsichtigen."

"Nein. Darüber nicht. Und zum Streiten kam es weiter auch nicht. Daß ich die Witwe Selbmann heiraten will, ging das Mensch, die Salome, gar nichts an. Ich habe ihr nur meine Meinung gesagt."

"Welche Meinung? Worüber?"

"Nun, daß es so eine Hure wie sie nichts angeht, wenn ich die Frau Selbmann heiraten will."

"Aber die Weckerle hat sich diese Meinung durchaus nicht ruhig angehört. Sie hat geschrien und getobt und

alle Nachbarn, so viele nur in der Nähe wohnten, haben diesen Streit gehört.“

„Es ging das Stück nichts an, wen ich heiraten wollte.“

„Die Salome Weckerle ist tot, grauenhaft genug verunglückt. Nennen Sie die Frau nur beim Namen und lassen Sie alle herabsetzenden Bezeichnungen fort.“

Ruhn lachte grimmig. „Bei der konnte man es schon für fünfundzwanzig Pfennige haben“, sagte er.

Walter Justin: „Die Weckerle hat allen ihren Nachbarn gegenüber und auch sonst überall behauptet, Sie hätten ihr ein Heiratsversprechen gegeben.“

„Das sagte das Stück von jedem.“

„Aber es sind Zeugen vorhanden, daß sie dieses Versprechen von Ihnen in der Tat hatte. Sie haben diese Reden der Weckerle früher selbst in Gegenwart dritter Personen bestätigt.“

„Na!“ Ruhn schluckte, wollte ausfallen, besann sich und sagte nur: „Wenn jeder vor Gericht kommen sollte, der dem Fezen ein Heiratsversprechen gegeben hat!“

Er lächelte tückisch belustigt. „Wenn einer in die verliebt war! Na, ich sage nur, in dieses ausgekochte Mas. Aber ich habe so eine nie heiraten wollen. Das hat die auch niemals im Ernst gedacht. Die nicht! Es handelte sich nur . . .“ Er hielt inne, besann sich und sagte achselzuckend: „Die wollte mir nun einmal unangenehm kommen.“

„Sie hat behauptet, von Ihnen schwanger zu sein.“

„Dieser Hurenbraten? Die hat niemals einen zum Zahlen bekommen, bei keinem Bankert. So viele die auch immer gehabt hat, allemal. Der zahlte keiner nie etwas.“

„Die Salome Weckerle hat mehrere Kinder gehabt?“

„Die sind immer nur alle gestorben. Aber gehabt hat sie schon mehrere.“

„Sie hat Ihnen an dem fraglichen Sonntag mit Anzeige und Skandal gedroht?“

„Das kann keiner wissen“, sagte Ruhn.

„Doch. Die Nachbarin der Weckerle, eine Frau Runze, hat jedes Wort gehört.“

„Weil das Weibstück immer ihr dreckiges Ohr zwischen jede Türriße steckt! Ich habe die Ostergasse nicht angesteckt!“ belachte Ruhn außer sich.

„Es ist nur höchst merkwürdig, daß während des ganzen Brandes, auch in seinem Beginn nicht, die Salome niemals einen Versuch zu ihrer Rettung gemacht hat. Der Brand kam im Stiegenhaus genau vor der Stubentür der Weckerle aus und zwar so, daß sofort die Treppe von oben bis unten in Flammen stand.“

„Nein, von oben herunter hat es nicht gebrannt sondern von unten auf.“

Walter hatte absichtlich die Reihenfolge falsch angegeben. „Sie wissen das so genau?“

„Das haben hundert Leute nachher gesagt. Das brannte wie Zunder. Da brauchte nur einer ein Streichholz anzuhalten.“

„Sie haben es probiert?“

„Das sah die dümmste Sau auf den ersten Blick.“

Walter Justin hielt dem Mann vor: Die Feuerwehr hatte gar nicht in die engen Höfe gekonnt. Mit Anstrengung aller Kräfte waren die Menschen von außen durch Sprungtücher und Feuerleitern gerettet worden. Niemand hatte vor dem nächsten Tage das Fehlen der Weckerle bemerkt. Dann war zu gleicher Zeit das sonderbare Benehmen ihres früheren Freundes in Erinnerung gekommen.

Albert Ruhn war als einer der ersten auf der Brandstätte aufgetaucht. Er konnte kaum schon im Bett gelegen und sich erst auf den Feuerlärm hin erhoben und sogar erst noch angezogen haben. Er war vollständig bekleidet gewesen, durchaus im Sonntagsanzug, mit Schlips und Köllchen. Er war vor dem Brande stehen geblieben wie angenagelt, sogar auch dann noch, als sich die Gefahr in die Richtung seiner eigenen Wohnung wälzte. Er hatte immer nur gestanden und auf die Fenster gestarrt, die zur Wohnung der Weckerle gehörten. Die Feuerwehr hatte ihn ausdrücklich wegdrängen müssen. Ohne jeden Zweifel mußte er immer nur gedacht haben: Jetzt verbrennt die Salome Weckerle! Sie war immerhin durch lange Jahre seine Geliebte gewesen und eins oder das andere ihrer Kinder, die immer so früh starben, hatte von ihm gestammt. Keine andere Annahme war möglich, die Gewißheit stand unumstößlich fest, er hatte gewußt, daß sie da oben eines fürchterlichen Todes starb. Oder war sie, als der Brand auskam, schon tot gewesen?

„Sollte ich sie aus dem Feuer herausholen?“ fragte Ruhn. „Aber wieso denn? Dazu war die Feuerwehr da.“

„Die von der Frau nichts wußte und nichts wissen konnte.“

„Da waren andere Leute genug. Die hat ja immer mit allen Nachbarn nur so herumgetratscht, daß es spritzte.“

In der Todesangst um das eigne Leben und um das der Kinder insbesondere, auch in der Verzweiflung über das verbrennende Hab und Gut, hatte keiner der Nachbarn an anderes als nur an sein zuallernächst Liegendes denken können. Albert Ruhn aber hatte genau gewußt, daß das Weib zu Hause und in seiner Stube war. Er hatte sie noch unmittelbar vor dem Brande, an diesem

Sonntagabend um zweiundzwanzig Uhr, aufgesucht und war bei diesem Besuch von jener Nachbarin gesehen worden. Sie hatte die eigne Tür im Spalt aufgemacht, um zu beobachten, wer wieder einmal so spät zu der Weckerle wollte. Diesen zweiten Besuch hatte Kuhn vor der Polizei und auch beim Gerichtsverhör vollständig verschwiegen. Es mußte mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß er die Frau bei seinem zweiten Besuch niedergeschlagen hatte. Wie war sonst die Regungslosigkeit der Frau sogar unterm Ausbruch des Feuers zu erklären?

„So“, sagte Albert Kuhn, „weil also die Polizei zu dumm ist, um dahinterzukommen, wer diesen Brand angesteckt hat, deshalb soll ich auch noch als ein Totschläger und Mörder abgestempelt werden!“ Er schrie: „Ich habe immer meine Steuern bezahlt und mir kann keiner etwas nachsagen, und dieses Hurenstück brauchte ich nicht zu heiraten. Aber ich lasse es mir nicht länger gefallen. Das Gericht hat kein Recht, mir so zu kommen, bloß, weil die Polizei zu dumm ist, und der wahre Brandstifter geht unterdessen frei durch die Stadt spazieren.“

„Kein Mensch hatte sonst den geringsten Beweggrund, das Haus in der Ostergasse Nummer sieben anzustecken. Keiner der Bewohner war auch nur mit einem Groschen versichert. Die Häuser waren städtisches Eigentum.“

„Nu, und wenn einer seinen Zigarrenstummel unter die Treppe geschmissen hat? Und in der ganzen Stadt bei uns hier in Bommigen haben vorher immerfort die Dachstühle gebrannt. Soll ich die vielleicht auch angesteckt haben?“

„Davon ist jetzt nicht die Rede. Zwei Urheber dieser Dachstuhlbrände hat die Polizei ermittelt und das Gericht verurteilt.“

„Und ich verklage die Polizei auf Schadenersatz“, schrie Ruhn zitternd vor Wut, „das tue ich und nichts anderes! Ich kann unterdessen nichts arbeiten und nichts verdienen, und ich bin in meinem ganzen Leben noch keinen Tag stempeln gegangen.“

„Gewiß ist Ihre Lage sehr unangenehm“, sagte Walter. „Immerhin brauchen Sie hier für Bett und Essen nichts zu bezahlen.“

„Das habe ich mir nicht angeschafft.“

„Ihr Drängen und Winden hilft zu nichts. Es ist auch ein Kind umgekommen, dessen Mutter für den Abend auswärts war, und die Nachbarn haben gedacht, sie habe es mitgenommen.“

„Dafür kann ich nichts. Und bei uns sterben alle Tage kleine Kinder, und dem Kinde wird ja wohl jetzt wohler sein als ihm jemals in der Dstergasse gewesen ist. Aber es ist ein Skandal, daß ich jetzt hier an allem schuld sein soll!“ Ruhn zog sich auf seine willkommene Ausflucht des Gegenangriffs zurück. „Ich verklage das Gericht!“ Er feuchte. Walter sah ihn an, unter gefalteter Braue. Albert Ruhn mochte einfallen, daß er sich jedenfalls unter Gerichtsgewalt befand. Ausatmend und Gesicht schneidend besann er sich, so schwer es ihm fiel. „So will ich Ihnen etwas erzählen, und danach lassen Sie mich in Frieden. Die Salome ist, als ich das zweite Mal zu ihr kam, sternhagelvoll gewesen und hatte sich auf das Bett geschmissen und hat nur geschnarcht. Und die Runze, die immer hinter mir her spioniert hat, mußte sie durch alle Wände hindurch schnarchen hören, da brauchte sie gar nicht ihre Spitzmausohren aufzustellen.“

„Sie hat es auch gehört. Das will nichts besagen.“

„So? Nun, daß ich überhaupt auch nur einen Muck mit dem besoffnen Schwein geredet habe, das kann keiner behaupten, und wenn mich das verfluchte Weibstück auch zwanzigfach zu der Weckerle hat gehen sehen. Und nur deshalb hat sich die Salome nicht gerührt, als es nun zu brennen anfang.“ Er merkte, daß er keinen Entlastungsgrund vorbrachte, im Gegenteil. Er schrie schnell und atemlos: „Aber so viele Leute sind im Kriege umgekommen, die gar keine Schuld hatten, und die immer fleißige und ordentliche Menschen gewesen sind und ihre Kinder können nun im Elend heulen. Aber um die verrenkt sich kein Mensch mehr das Maul. Um die Salome ist es für keinen Augenblick schade gewesen, daß die endlich von der Erde wegstam, sondern es war sogar sehr gut. Und die war überhaupt nur eine Wanze.“

„Es wäre noch schöner, wenn jeder von uns das Recht hätte, persönlich zu entscheiden, wer unter uns leben bleiben soll und wer nicht“, erwiderte Walter. „Totschlag ist Totschlag und Mord ist Mord!“

„Und ich verklage die Polizei auf Schadenersatz!“ brüllte Ruhn sich zurückflüchtend in seine alte Burg. „Jawohl, das tue ich und dann sollen Sie einmal sehen, was Ihnen passiert. Vor den Reichstag bringe ich diesen ganzen Skandal. Und ich gönne dem Stück, daß sie aus der Welt ist, die hat in ihrem Leben Unglück genug angestiftet.“

Anderes war aus dem Mann nicht herauszubekommen. Walter ließ ihn endlich abführen.

Er war andern Morgens schon zeitig auf dem Gericht und hatte für diesen Tag die Frau Angelika Selbmann bestellt, jene Witwe, die in der Ottostraße den Grünframladen hatte.

Sie trat pünktlich ein. Auf einen ersten Blick erschien sie nicht gerade als geeignet zu einem Gegenstand so heftiger Gefühle und Leidenschaften, wie ihrem Verehrer, dem alten Ruhn, um ihretwillen zugetraut wurden. Sie sah allerdings auch nicht so aus, wie sich eine landläufige Annahme eine Grünframhändlerin vorstellt, also eine Frau, die von zahlreichen Eswaren umgeben nicht viel Anlaß hat, sich Bewegung zu machen. Angelika Selbmann war klein, behend und zierlich. Der Haupteindruck an ihr war der einer ungefähr vernichtenden Ordnungsliebe. Sie trug ihr Haar glänzend gescheitelt, so daß nicht ein einziges Härchen herausprang, und hielt Arme und Hände dicht an sich.

Walter hatte am Nachmittag vorher in den Grünframladen der Frau hineingeschaut, und in jedem Winkel prangte appetitlichste Sauberkeit.

Er redete mit der Frau und bestellte sie wieder auf den andern Tag. Da wurde auch Albert Ruhn vorgeführt, zuerst noch allein. Er setzte nur sein altes Verfahren fort, vor allem schimpfende Verwirrung anzubringen und weder zu gestehen noch aufzuklären. Er erschrak aber bis ins innerste Herz, als sich die Thür aufthat und für ihn ganz unerwartet seine Angebetete, die Frau Angelika Selbmann, eintrat. Er wurde kalbleich und knickte mit seinen Knien ein, so daß er am Tisch um Halt fassen mußte. Er riß sich zusammen und schlotterte mühsam und verzerrt lächelnd mit ausgestreckter Hand auf die Frau zu. „Na also, Angelika.“

Sie drehte ihm den Rücken, ging mit kurzen festen Schritten zum Tisch Walters vor, machte einen kleinen Knix, sah Walter gerade in die Augen und sagte:

„Womit kann ich dem Herrn Landgerichtsrat zu Diensten sein?“

Diese Haltung überraschte auch Walter. Die Frau hatte sich im ersten Verhör verständig und nicht ohne Wohlwollen für den Beschuldigten ausgesprochen. Unter anderm derart: In die Tiefe des Herzens könne kein Mensch dem andern sehen. Aber sie habe dem Ruhn eine solche verruchte Brandstiftung, bei der so viele Menschen um ihr bißchen Hab und Gut gekommen seien und auch Menschenleben mußten zugrunde gehen — nein, eine solche Schandtat hätte sie dem Ruhn niemals zutrauen können. Mit einem Menschen, der so etwas wirklich tun konnte, würde sie sich ja niemals abgegeben haben.

Heute erschien die kleine glatte ordentliche Frau wie eine eiskalte Furie. Keine tobende. Sondern sie schmetterte den Mann vor ihr nur mit unentrinnbarer Verachtung nieder. Ob sie ihn früher gern gehabt hatte — sie hatte jedenfalls erwogen, ihn zu heiraten — jetzt war Haß in ihr.

Walter Justin forderte sie auf, den Inhalt ihres sonntäglichen Gesprächs mit Albert Ruhn anzugeben. Sofort begann sie mit fließender Geläufigkeit:

„Herr Landgerichtsrat! Ja, es ist schon wahr, daß ich daran gedacht habe, ob ich vielleicht den Herrn Ruhn da vor mir heiraten wollte. Es war nicht aus Cinnelust, o nein, darüber bin ich hinaus, und irgendeinem Mannsbild zu Gefallen heirate ich ganz gewiß überhaupt nicht mehr. Sondern es war vor allem wegen der Kartoffeln. Für solche Arbeit immer mit den Säcken oder mit dem ganzen Wagen ist unsereins als eine schwache Frau nicht da. Ich wollte mir eine Fuhr anschaffen, schon ein richtiges kleines Lastauto, und der Mann sollte

immer aufs Gut fahren und die Kartoffeln von da abholen, vom Erzeuger. Aber das muß ich sagen, von Verlobung konnte noch keine Rede sein. Und wenn an dem Sonntag mein Bruder zum Kaffee kommen sollte, und mein Bruder ist Spenglermeister, er hat aber ein Installationsgeschäft und sein Sohn, was mein Nefse ist, hat überhaupt die Realschule besucht — und das war allerdings selbstverständlich, daß sich mein Bruder als das Oberhaupt unserer Familie den Herrn Ruhn erst einmal ansah. Denn nie und nimmer hätte ich, die ich jetzt eine Witwe bin, und die Jahre der tobenden Leidenschaft sind für mich auf immer vorbei — nie und nimmer hätte ich jemals einen Menschen geheiratet, der nicht zu meiner Familie paßte. Und mit meinem verstorbenen Mann konnte meine Familie zufrieden sein, und sein Bild in seiner Uniform aus unserer guten Friedenszeit und auch später noch aus dem Krieg und unser Brautbild, wo wir zusammen aufgenommen sind, ich habe den Schleier und meinen Myrtenkranz — die hängen immer über meinem Bett, und da werden sie auch bleiben, bis auch ich dermaleinst zur ewigen Ruhe eingehe. Aber wir sind nicht wie so viele Familien heutzutage, sondern wir halten in Not und Tod zusammen und in Glück und Unglück auch. Und ich muß sagen, daß ich mich sehr gewundert habe und noch wundern muß, daß ich für alle meine Güte, die ich an den Herrn Ruhn hinspendete, mit Mittagessen — und die vielen Tassen Kaffee will ich gar nicht rechnen — nun von ihm in eine so schauderhafte Sache wie eine Brandstiftung und einen Mordverdacht hineingezogen werden soll. Und zwei Personen sind dabei umgekommen. Und die Leute kommen in meinen Laden und sagen zu mir: Frau Selbmann, sagen

sie, um Thretwillen soll ja der Herr Ruhn gemordet und die ganze Stadt angesteckt haben, und ein unschuldiges Kind ist auch dabei umgekommen. Aber die Frau Therese Bierlein, die den Laden um die Ecke in der Thomasgasse hat, die hat sogar zu mir gesagt, ja eine solche Frechheit ist erhört und ist vorgekommen, ich würde schon am besten selbst um alles Bescheid wissen, und es sind allerdings eine ganze Menge Kunden von mir weg und zu der Bierlein hinübergegangen, schon weil sie immer brühwarm die Neuigkeiten über mich herumerzählt. Aber ich kann vor Gericht beschwören, jederzeit, daß wohl die Flammengungen von dem entseßlichen Unglück, das unsere herrliche Stadt in Schutt und Asche darniedergeworfen hat, vor meinen Augen aufgetanzt und gen Himmel geschlagen sind. Und so viele arme Menschen sind dadurch ohne Obdach geworden, und der Winter steht vor der Thür, und was sich da einer überhaupt im Leben angeschafft hatte, ist vollständig mitverbrannt. Aber die Frau Bierlein hat gesagt, als ich gestern geradenwegs hier von dem Herrn Landgerichtsrat zu ihr gegangen bin, und es wäre noch nichts bewiesen und ich zeigte sie an, wenn sie immer die falschen Gerüchte über mich aussprengte, und der Ruhn wäre noch nicht im geringsten mein Bräutigam gewesen — Selbmann, hat sie gesagt, da können Sie sich Ihren Mund zerbrechen so viel Sie wollen, das nimmt keiner von Ihnen ab, und wenn Sie neunzig Jahre alt werden, daß der Ruhn zu einer Salzsäule versteinert dagestanden ist bei dem Brande und vor dem Haus der Salome Weckerle und die Augen sind ihm herausgehängt, und er hat immer nur auf den Brand gestarrt und die Salome verbrennen lassen bei lebendigem Leibe, aber vielleicht war sie auch schon tot und er wußte es genau, und es war wie im

Mittelalter und auf dem Scheiterhaufen, aber unsere ganze herrliche Stadt ist der Scheiterhaufen gewesen. Und es kann auch ein Mord gewesen sein. Aber dereinst vor dem jüngsten Gericht und vor Gottes Richtersthron wird die Salome und das unschuldige Kind, das auch mitverbrannt ist, von Ihnen gefordert werden. — Aber ich kann nichts dafür und ich habe ausdrücklich zu dem Ruhn gesagt: Albert, habe ich gesagt, das Weibstück ist ins Geschäft gekommen am Freitagnachmittag, und es war früh am Nachmittag und erst um zwei Uhr, aber jeden Augenblick konnte doch Rundschaft kommen. Da hat sie zu mir gesagt, die ich doch noch gar nicht mit dem Herrn Ruhn verlobt war, sie lasse sich nicht abspeisen, und der Herr Ruhn müsse ihr fünfundsiebzig Mark bezahlen, und sonst komme sie das nächste Mal am Vormittag wieder, wenn mein Geschäft gesteckt voll ist, am Vormittag um zehn, und womöglich am Samstag, und dann mache sie Krach, und ich wollte so einen heiraten, an den so eine wie sie die Ansprüche habe. Und ich bildete mir ein, ich sei eine anständige Frau. Aber ich habe, zitternd wie ich war, die Ladentür aufgemacht und habe gesagt: Hinaus! Und wenn sie kommen wollte, am Vormittag und womöglich am Samstag, wenn der Laden gesteckt voll ist, so sei nebenan ein Zigarrengeschäft mit einem Fernsprecher und die Nummer vom Überfallkommando wisse ich auswendig, und ein Polizist wäre dann in fünf Minuten da. Einschüchtern ließe ich mich gar nicht, und der Ruhn sei noch gar nicht mein richtiger Verlobter, wo wir noch gar keine Verlobung mit der Familie gefeiert hätten, und eine Verlobung und Heirat liege noch im weiten Felde. Aber ich habe das alles auch an dem Sonntagvormittag zu ihm gesagt, was ich nun dem

Herrn Landgerichtsrat schon gestern berichten mußte, und was ich nunmehr dem Herrn Ruhn in sein Angesicht wiederholt habe. Ich lasse mich zu keinem Meineid verleiten, und ich kann nur aussagen, was wirklich und wahrhaftig die lautere, klare Wahrheit ist."

Ruhn starrte sie entsetzt mit offenem Munde an.

Walter hatte sie ohne einen Wink der Unterbrechung ausreden lassen.

Er fragte jetzt: „Hat Albert Ruhn den Versuch gemacht, Ihre Aussage zu beeinflussen?"

Ruhn wollte auffahren, beschied sich doch auf einen strengen Wink. Angelika sagte geläufig: „Das will ich nicht ausdrücklich behaupten. Der Herr Ruhn ist allerdings am Montag abend, als unsere Stadt noch mitten in Brand und Angst schwebte und die Gefahr war noch in keiner Weise abgewendet, da ist er zu mir gekommen und hat gesagt: Angelika — Angelika hat er allerdings zu mir gesagt und auch schon bei Tage du — nicht wahr, wir halten zusammen, was auch kommt, wir beide, in Not und Tod und in Glück und Leid, und nun ist alles klar und die Salome ist aus dem Weg geräumt und nun wirst du doch gewiß befriedigt sein und brauchst keine Angst mehr zu haben, und die Salome ist zu einem Gerippe verbrannt, und die kommt nie wieder in deinen Laden und macht dir Krach.

Aber damals war die Salome noch gar nicht aufgefunden worden unter allem Schutt und Brand, als ein verkohltes Gerippe, und woher wußte er es also? Herr Ruhn, habe ich geantwortet, denn ich wollte unter keinen Umständen mehr Albert und du sagen — über Sie muß ich mich wundern. Da stehen Sie mit verschränkten Armen und die Augen fallen Ihnen aus dem Gesicht

heraus und Sie lachen von einem Ohr zum andern, und Sie wissen, daß Ihre Geliebte verbrennt, und außer Ihnen hat es niemand gewußt.

Da hat er gesagt: Ja, hat er gesagt, und das alles habe ich aus übergroßer Liebe zu dir getan.

So? habe ich gesagt, und solche Liebe habe ich nicht verlangt und ich bedanke mich auch schön dafür, daß ich nun in aller Leute Mund bin und die Bierlein aus der Thomasgasse sprengt die Gerüchte über mich aus. Und wenn ich auch nicht mit der Salome zu vergleichen bin sondern ich bin aus einer sehr guten Familie und im Krieg stand mein Mann davor, Feldwebel zu werden — aber vielleicht pflanzen Sie sich auch einmal mit untergeschlagenen Armen auf, und die Augen fallen Ihnen aus dem Kopf vor lauter Vergnügen, wenn ich brenne, und lachen auch noch oder vielleicht kann ich auch bei einer Kahnpartie im Wasser verunglücken. So habe ich gesprochen und da habe ich noch nicht einmal gewußt, daß die Polizei hinter ihm her schon ihre Fahndungen eingeleitet hat, und es hat nur an einem Haar gehangen, so wäre sie zu mir in mein Geschäft eingedrungen und hätte ihn in meinem Laden verhaftet. Aber sie haben ihn Gott sei Dank doch nicht sofort ermittelt, wo er war, und so haben sie gewartet, bis er in seine Wohnung nach Hause kam, und dann haben sie ihn festgenommen.“

„Kuhn wird auf Ihre Vorhaltungen doch wohl noch andere Äußerungen getan haben?“ fragte Walter.

„Nein“, entgegnete sie. „Geäußert hat er nicht viel. Was konnte er mir auch antworten?“

Jetzt sagte Kuhn heiser wie gewürgt: „Ich habe überhaupt nichts gesagt außer dem was wahr ist, nämlich, daß alles nur meine übergroße Liebe gewesen ist. Aber

nun soll alles bloß zu meinem Unglück ausschlagen. Und ich habe mich nur deshalb nicht geäußert, weil ich schon mitten vom Unglück verfolgt wurde.“

„Sie wußten am Montagabend doch noch nichts von Ihrer bevorstehenden Verhaftung.“

„Nun, daß ich mitten im Unglück steckte, das wußte ich schon.“

„Inwiefern?“

„Nun, daß alles umsonst war, und die Angelika hatte es mir vorgehobelt und daß es überhaupt keine Treue und Liebe mehr auf der Welt gibt.“

„So?“ sagte die Frau, „ich soll einem Brandstifter Liebe schwören, und ich bin niemals und überhaupt noch nicht mit Ihnen verlobt gewesen. Und das unschuldige Kind würde gegen mich aufstehen, das auch bei dem Brande gräßlich umgekommen ist, und ich will auch nicht, daß mich dereinst die Salome Weckerle vor Gottes Richterstuhl brandmarkt. Und nur um Ihre Willen bin ich jetzt zum erstenmal in meinem ganzen Leben vor das Gericht und vor die Polizei geladen worden!“

Ruhn lachte grell und hoch auf. Es war, als wolle er tobend gegen die Frau anspringen. Der bewachende Polizist erhob sich schon. Walter winkte ab, und seine Geste bändigte auch das Äußerste an dem Mann. Aber er schrie: „Genau so ein Stück wie die Salome bist du auch, du in alle Hölle herunter verfluchtes Weibsbild, und ich spucke vor dir aus, und spucke, spucke dich an!“

Die Frau wich weiß vor Zorn zurück. „Herr Landgerichtsrat! Und das soll ich mir, muß ich . . . muß ich mir so etwas . . .“

„Ruhe!“ befahl Walter. Er setzte dem Mann mit raschen Fragen zu. Der belferte nur: „Ich? Den Brand

angelegt? Da soll mir doch einer kommen und mir hier auf den Tisch beweisen, daß ich es getan habe!“

Die Frau war bis zur Wand zurückgetreten und stand, in ihre Tugend und in ihren Stolz eingezwängt wie eine Fledermaus an der Mauer. Nun kam sie und sagte: „Herr Landgerichtsrat. Bitte, bemühen Sie sich nicht. Das heißt, Sie bemühen sich ja wohl auch nur, um die Wahrheit herauszubekommen. Aber ich möchte nur sagen, daß es mir ganz gleichgültig sein kann, ob er es nun getan hat oder nicht. Denn er geht mich überhaupt nicht mehr das geringste an. Ich habe das auch schon zu dem Herrn von der Zeitung gesagt, der zu mir kam, gerade als ich auf das Gericht fort mußte. Und ich bin noch nie wegen einer Kriminalsache vor Gericht gefordert worden und deshalb bin ich auch auf meinem Wege hierher ins Tageblatt gegangen, und habe es einsetzen lassen, und morgen steht es in der Zeitung und alle können es lesen, und die Bierlein weiß es auch: Ich, Endesunterzeichnete Frau Selbmann geborene Krüger, habe nicht das geringste mit dem Albert Ruhn zu tun, der jetzt in Untersuchung wegen dem Stadtbrand sitzt. Das zeige ich allen verehrlichen Kunden an, und daß ich jedermann gerichtlich belangen werde, der solche Verleumdungen austreut, daß ich das geringste damit zu tun habe. Und so, Herr Landgerichtsrat, ist ja wohl nun alles klar? Kann ich jetzt wieder nach Hause gehen?“

„Noch einen Augenblick.“

„Wie der Herr Landgerichtsrat wünschen. Aber ich habe um diese Zeit meinen ganzen Laden voll und nur ein dummes Ding von Aushelferin, und sie verwechselt alles und wird nie fertig, und nachher ist alles weg, weil es

verkauft ist, aber Geld ist nicht in der Kasse, und sie schreibt niemals richtig auf."

"Kuhn hat also von Ihnen an jenem Sonntag erfahren, daß Sie als Bedingung für Ihre Beziehung zu ihm, Verlöbniß und Heirat, forderten, er solle sich von der Weckerle vollständig befreien?"

"Ach, das hat er schon immer und ohnehin gewußt. Das brauchte ich ihm wahrhaftig nicht noch einmal zu sagen. Aber wir haben den ganzen Sonntag von nichts anderem als nur davon geredet."

Walter fragte Kuhn, ob er diese Aussage anerkenne. Er nickte schwach. Walter entließ die Frau.

Er verhörte Kuhn noch lange, setzte schnell und langsam tiefer und tiefer bohrend seine Fragen, sein Drängen ein. Er konnte nichts herausbringen. Der Mann keuchte zuletzt: "Das könnte Ihnen so gefallen, daß ich jetzt als ein zerknirschter Sünder auf meinen Knien vor Ihnen herumrutsche. Aber jetzt ist alles umsonst gewesen. Und ich habe meine Steuern immer pünktlich bezahlt und ich habe im Kriege Geschößkisten gemacht, wegen mein lahmes Bein, aber Sie haben mir das Weibsbild auf den Hals geheßt, und nun und nimmermehr tue ich Ihnen noch einen Gefallen. Und die Polizei und das Gericht kann nun alles allein herausbekommen, was da auch gewesen ist."

Walter sagte: "Die Schuld am Tode der Weckerle fällt auf Sie. Sie haben sie fühllos und grausam einfach verbrennen lassen."

"Das Stück hat nur, was sie verdient."

Walter ordnete nach der Rückführung des Mannes an, daß er nicht allein in seiner Zelle bleiben dürfe. Ein anderer Gefangener solle zu ihm gelegt werden.

Die zerstörte Stadt

Walter Justin konnte aber von dieser seiner ersten Untersuchung hier im neuen Amt zum mindesten innerlich nicht loskommen, so überhoch sich auch andere Arbeit um ihn türmte. Wie ein Dschungelkämpfer gegen den Tiger kam er sich vor. Tiger der alte, kümmerliche, helfernde kleine Kerl, Albert Kuhn. Seine Augen schienen für Walter weit tückischer zu flimmern als die jeder ehrlichen Dschungelraubkätz. Walter hatte alle bewährten und erlaubten Untersuchungsmethoden an ihm versucht. Überraschung; den strengsten Ton und das gütliche Zureden. Der alte Kümmerling widerstand in der Festung seiner Wut und wälzte nur neue Knäuel von Verwirrung und Haß. War er der gesuchte Übeltäter? Er tat immer, als wisse er um entscheidende Geheimnisse, würde sie sich aber nimmermehr entlocken lassen. Ein alter Trick geübter Verbrecher; Kuhn kam von selbst darauf in seiner Wut auf die Welt, auf das Leben, auf Angelika, auf die Polizei und auf seinen Untersuchungsrichter. Walter mußte sich stets von neuem aufrufen, die eignen Nerven ruhig zu halten.

Schließlich beschloß er für eine Weile die Verhöre auszusetzen, um die Zeit zur Zermürbung der Nerven seines Häftlings in Gefängniseinsamkeit wirken zu lassen.

Er las die Akten über diesen ihn so stark beschäftigenden Fall so oft durch, bis er jede Zeile ohne Blatt ablesen konnte vom Gedächtnis aus. Er ließ sich die Akten über die früheren Brände in der Stadt kommen. Es hatte

vor der entscheidenden Katastrophe ziemlich oft schnell hintereinander in der Stadt gebrannt aber danach nicht mehr. Es war so gewesen als ob hier Brandstiften für Leute, die zu solcher Art von Gewalttätigkeit neigten, verführerisch in der Luft lag. Einmal hatte ein Kaufmann sein leeres aber hoch versichertes Warenlager angesteckt. Für zwei andere Brandstiftungen wurde eine hysterische Frau ermittelt, die der Polizei höhnische Briefe schrieb und unterdessen auf Speichern und in Kellern ihr benachbarter Häuser Feuer anlegte.

Die Fahnungen in betreff vier anderer Brände hatten nichts ergeben.

Walter schob seine Akten zusammen. Ein Einfall kam ihm; er hob den Fernsprecher ab und rief bei der Bauhütte des verbrannten Stadtviertels an. Sein Ruf erreichte schließlich den Stadtbaumeister selbst, der diesen Neubau leitete. Walter bat um die Erlaubnis zur Besichtigung der Stätte. Der Platz war an sich aufs strengste abgesperrt. Die halbe Stadt hätte hier sonst täglich herumgestanden; auch war der Bauplatz gefährlich.

Der Stadtbaumeister rief fröhliche Zustimmung. Walter solle nur sofort kommen. Er werde alles sehen. Alles werde ihm ausführlichst gezeigt werden.

Der Stadtbaumeister wartete schon auf Walter. Natürlich war die Bauhütte keine Hütte, sondern ein rasch errichtetes aber stattliches Geschäftshaus, in dem in jeder Stube jeden Stockwerks junge Männer eifrig die Köpfe über Pläne und Risse beugten und junge Weiber ununterbrochen die Schreibmaschinen rennen ließen. Der Stadtbaumeister hieß Benno Luck und stellte die bei Stadtbaumeistern übliche Kreuzung zwischen Künstler und Beamten dar. Er war noch jung. Mitte Dreißig. Er

hatte einen runden Kopf voll dicker blonder Ringellocken, blaue runde Augen, rote Kinderlippen und eine kräftige untersehte Gestalt. Er strohte und blühte. Den Besucher empfing er, trotzdem er ihn zum erstenmal sah, als drücke er einen Jugendfreund ans Herz. Er war deshalb so glücklich, weil er wieder einmal einem Menschen sein Lebenswerk aufweisen und auseinandersetzen konnte. Denn um Lebenswerk handelte es sich. Er war entschlossen, Walter nichts zu schenken und sprach sofort von Tagen und Wochen, die nur das Begreifen dieser großartigen Anlage erfordern werde.

Erst einmal führte er seinen Gast vor die Pläne und Risse, die die Wände aller Räume der Bauhütte bedeckten, und stellte ihn in seinem eignen Büro vor den Hauptplan. Walter staunte erst einmal gebührend über den Umfang des neuen Plans im Stadtganzen. Das war wirklich ein Viertel. „Ein reichliches Viertel“, stellte Luck fest und nannte die Zahlen der Quadratmeter. Hatte sich als Brand gelohnt. „Das müssen Tage gewesen sein!“ Walter war betroffen. Luck nickte eifrig. O ja, Tage waren das damals schon. Sogar auch noch Nächte dazu.

Aber Benno Luck hing nicht am Alten, an der Vergangenheit. Er wollte weiter. Hier, sähe es Walter? die neue Stadt. Dort die alte. Dort die Verwinklung, die Enge, die Krümme. Die Verschachtelung. Hier überall Luft, Licht, Raum. „Sie sehen?“ Walter sah.

Pläne mit Modellen für das Ganze, für die Häuserblocks, für alle Einzelheiten an Fenstern, Türen, Dächern, Balkonen bedeckten alle Wände, und die körperlichen Modelle standen auf allen Tischen und Borden.

Luck beteuerte, beileibe habe er nicht nach Schema: Amerikanische Goldgräberstadt. O nein. Sondern bei

seinem Städtebau ergaben sich überall die reizvollsten Straßenschlüsse, Durchblicke und Gliederungen durch die großen öffentlichen Gebäude. Durch die Schule, durch das Versammlungs-Volkshaus, durch Turn- und Schwimmhalle. Durch die Kirche. Hier, an den Plätzen dieser hochragenden — in jeder Beziehung — Gebäude waren die Gelenke des Aufzuges. Luck sprach von den sanften gefühlten Schwingungen der Straßenfürungen. Doch mit einer vor Alter von der Nase bis zu den Knien zusammengekrümmten mittelalterlichen Stadt habe dieser neue Städtebau nichts mehr zu tun.

Er lachte Hohn über das verbrannte Stadtviertel. Auch die unterirdischen Anlagen für die Kanalisation, für die Wasserleitung, für Elektrizitäts- und Fernsprekabel, für die Gaszuführung waren vollständig aus dem Boden herausgerissen worden. Alles wurde auch unterirdisch neu gelegt. Luck gab zu, so gründliche Arbeit sei zuerst teuer. Aber nachher! Dann arbeitete alles zweckmäßigst ineinander und alles Geld kam in einem Nu wieder heraus. Mittelalter bei einer neuen Stadt beizubehalten sei der teuerste Luxus, wenigstens nach seiner Meinung.

Walter staunte, eine solche Anlage müsse doch ein märchenhaftes Geld kosten.

Natürlich, ohne eine Millionenanleihe war es nicht gegangen, mußte Luck zugeben. Das Reich hatte beisteuern müssen. Reichsbeihilfe. Sogar eine amerikanische Anleihe war aufgenommen worden. Man hatte sie beinahe aufgedrängt erhalten.

Walter erwähnte seinen Besuch im Barackenlager. In diesem Lager für die abgebrannte Bevölkerung waren

die Straßen bei gutem Wetter Wirbelfänge für Staub und bei Regen Sumpf, und der Schlamm quoll durch alle Fugen der Holzböden.

„Weiß, weiß“, winkte Luck ab. „Wer sollte es besser wissen als ich? Geht nur nicht zu ändern vor der Hand. Drängeln lasse ich mich nicht.“ Hier an seinem Neubau werde keine Nothstandsarbeit geleistet. Sondern dieses neue Stadtviertel werde für die Jahrzehnte dauern, man könne ebenso gut in aller Gemütsruhe und ohne jede Übertreibung sagen, für die Jahrhunderte. Aber er wolle um Gotteswillen den Mund nicht zu voll nehmen. Mit den Baracken habe die Stadt nun einmal fertig zu werden, auch noch den Winter hindurch. Das schaffe ihr Oberbürgermeister auch. Ein ganz neues Stadtviertel, in Wahrheit eine richtige neue Stadt baue sich nicht, auch mit den modernen Hifsmitteln nicht, in einem bloßen Vierteljahr auf. Alles gehe schon sowieso in wahnsinniger Heß, Heß auf Hochdruck. Im übrigen sei nur die Stadt selbst ganz allein schuld, daß es mit allen diesen Zuständen soweit gekommen sei.

Walter meinte, der Zustand im Barackenlager sei ihm ungefähr wie ein ununterbrochener Aufbruch zur Revolution vorgekommen. Er hatte mit dorthin verbannten früheren Oftergäßlern mehrfach amtlich zu tun gehabt. Die Bewohner des Barackenlagers würden augenscheinlich von einem Aufmarsch gegen die Stadtviertel ihrer begünstigten Mitbürger nur durch den Umstand zurückgehalten, daß sie nur noch Entschädigung, Entschädigung zu denken imstande waren.

Lucks Stimme erhob sich über Anklage zum höchsten Triumph des bewiesenen Rechthabens. „Wer ist an diesem ganzen Jammer ganz allein schuld? Die Stadt!

Die Stadt selbst! Unsere Stadtverwaltung! Da sperren Sie vielleicht Ihre Augen auf, verehrter Herr Landgerichtsrat. Jawohl, unser hochlöbliches Stadtparlament. Unsere hochmöglichen und allverehrten Stadtväter!" Er zog das Register seines Borns. Blödsinnige Botofuden war das gelindeste Liebeswort für die Bomminer Stadtverordneten-Versammlung. Walter werde wissen, vertraute er ihm an, daß die verbrannten Häuser und der Grund und Boden auf dem sie standen, zum allergrößten Teil von jeher städtisches Eigentum gewesen waren. Die ganze Ostergasse erst einmal und ihre angrenzenden Straßen. Die Zustände in diesen Wohnungen und Häusern aber seien nur als himmelschreiend zu bezeichnen gewesen, o ja wohl trotzdem! Kein noch so habgieriger Häuserwucherer hätte sein Eigentum derart herunterkommen lassen wie es hier die Stadt seit Jahrzehnten getan habe, ach, seit der Gründung des neuen deutschen Kaiserreiches, seit damals, da die Massenwanderung in die Städte einsetzte. „Unser wundervolles Bomminer Stadtparlament! Zur Hälfte saßen natürlich immer waschechte, seit zwanzig Jahren eingeschworne und höchst gerissene Herren Sozialdemokraten darin, und sie haben so gut wie immer auch die Führung gehabt. Was habe ich, als ich nach dem Kriege hierher kam, an Plänen eingereicht zur Sanierung. In jedem Jahr zweimal, unermüdlich, immer aufs neue."

„Diese Häuser“, sagte Benno Luck, „waren eine Pest und die allerschlimmste Bedrohung für die Stadt und zwar in jeder Beziehung und nicht nur aus den innern moralischen und sozialen Gründen. Da lag alles offenbar: Wer hier wohnte, mußte naturnotwendig zum Vieh herabsinken. Das ganze Verbrechergesindel aus der Umgegend

weit und breit zog sich nach der Ostergasse hin. Hier haben immer gut doppelt so viele Leute gelebt wie polizeilich gemeldet waren. Es ist eine einfache Sache, sich in hübschen Wohnungen hübsch zu betragen. Wie aber die Ostergäßler es anfangen sollten, ordentliche Mitbürger zu sein, blieb das Geheimnis unserer Herren Sozialdemokraten. Ich habe immer wieder gesagt und geschrieben, seit dem ersten Tage meines Hierseins kämpfte ich darum; wenn einmal hier eine Epidemie ausbrach, so wurde von hier aus das ganze Deutsche Reich zugrunde gerichtet. Na, und als denn nun wirklich hier der Brand auskam, da hat er ja auch wirklich sofort das ganze Stadtviertel unter Asche gelegt. So wie ich es gepredigt, geschrien, vorausgesagt hatte. Nur wie durch ein Wunder und weil es in der zweiten Brandnacht so grenzenlos zu regnen anfang, und nur durch die unmenslichsten Anstrengungen von Feuerwehr, Reichswehr und Technischer Nothilfe ist ein noch viel größeres Unglück verhindert worden. Aber wozu gab sich ein vernünftiger Mensch noch so verzweifelte Mühe? Man könne die Leute nicht auf die Straße setzen, wurde in unserm teuren Stadtparlament geantwortet. Wohnungen für sie seien nicht vorhanden. So baut denn neue Wohnungen, setzt die Leute hinein, und dann reißt Ihr die Ostergasse nieder und baut hier neu, und wer nachher will, kann zurückziehen wenn sie fertig ist. Ist nun so etwas ein unbegreifliches Rechenexempel? So predigte ich tausendmal. Aber nein. Unmöglich. Sie hätten kein Geld. In andern Städten, in Frankfurt, in Leipzig, in Breslau, in Braunschweig, wo noch, sei es auch so. Schafsköpfe. Rindvieher. Ich wußte natürlich längst, was es war. Daß ich kein Sozialdemokrat bin, und keiner werden

würde, niemals unter gar keinen Umständen. Sie hatten sich in mir geirrt, als sie mich beriefen, parteipolitisch, und nun konnten sie mich nicht so schnell loswerden, wie sie gern gewollt hätten, denn da stand doch mein langjähriger Vertrag. Nun, jetzt müssen sie bauen, ob sie mir den Neubau gönnen oder nicht, und nun haben sie obendrein noch das Barackenlager auf dem Halbe und die Entschädigungsansprüche unserer lebenswürdigen Ostergäßler. Der ganze Kummel kostet sie weit über noch mal soviel wie sie die doppelten Neubauten gekostet hätten, die ich ihnen vorschlug, und da hatten sie hinterher die beiden Neusiedlungen. Jetzt kann man zum Schluß dieses Feldzuges an unsern herrlichen Barackenbau am besten auch nur ein Streichholz anlegen, und es wird eine wahre Sündenrotte von Menschen sein, die hier einmal einzieht. Ihre Entschädigungsansprüche für ihren verbrannten Krempe! nachdem die Stadt überhaupt erst einmal Entschädigungen zubilligen mußte und der jetzt wie Fürstenmobiliar angegeben wird, kann die Stadt für Jahrzehnte nicht loswerden.“

Luß sagte von den alten Straßen und ihren Häusern: „Alle Häuser hatten drei, vier Höfe mit Hinterhäusern rund herum, die alle seit Jahrhunderten aufs sonderbarste ineinander gepappt und gedrängelt und geschoben waren. Keine Fuchshöhlen mit zehnfachem Ausschluß aus diesen Brutstätten für unsere gesamte Verbrechersunft. Das Haus Ostergasse Nummer sieben, wo der Brand auskam, hatte, ich kann es Ihnen auf dem Plan zeigen, sieben Höfe und zwölf Eingänge. In den meisten Häusern gab es überhaupt keine Innentreppe, sondern die Treppe war aus Holz mitten in den Hof hineingestopft und mußte ihn, da sich ja auf allen Seiten Wohnungen

auf diese Treppe öffneten, vollständig füllen. Die Höfe waren, weil ja dieses Treppenmonstrum in der Mitte natürlich überdacht sein mußte und so den Hof ungefähr hermetisch verschloß, von Finsternis und Feuchtigkeit immer modrig und die Treppen und Galerien tropfnaß. Was dieses Zeug allein an Holzreparaturen jährlich aufbrauchte, hätte für den Zinsendienst einer höchst anständigen Anleihe ausgereicht. Die Wohnungen, die auf diese Stinktrepfen hinausgingen in allen Stockwerken, hatten aber anderswohin überhaupt keine Fenster. Diese Wohnungen bestanden fast alle nur aus einer Küchens- stube und höchstens noch aus einer Kammer. Natürlich vollzog sich in dieser Küchens- stube der ganze Lebenslauf der Familie von der Wiege bis zum Grabe und vom frühen Morgen an bis zu den lieblichsten Geschäften der Nacht. Es war ein Gewimmel wie in einem Ameisenhaufen in diesen Höhlen, auch so eng. Schlafen, kochen, waschen — o ja, waschen, das ist ein Kapitel noch ganz besonders für sich — alles, alles, was da gedacht werden kann, wurde hier ausgetragen. Mußte, es war kein anderer Raum dazu da. Alle Anstrengung aller Sittlichkeitsvereine und jede Mühewaltung der Wohnungsfürsorge konnten vollständig für den Hund sein, solange solche sogenannten menschlichen Wohnstätten bestehen durften, die nie anderes waren denn nur Komposthaufen für Unzucht und Laster. Diese Höfe wären schon an sich eng genug gewesen ohne das Prachtexemplar von Treppe in der Mitte bis zu jeder Wand. Jeder konnte dem andern ins Fenster sehen und tat es auch, er mußte, denn diese Fenster nach der Treppe konnten ja nicht verhängt werden als die einzigen Licht- öffnungen. So sah jeder, auch jedes Kind, sobald es nur sehen konnte, sämtliche Verrichtungen in allen

Wohnungen. In der Ostergasse sieben hatten sieben Parteien mit dreiundvierzig Köpfen eine gemeinsame Wasserleitung und diese selben sieben Familien mit allen Kindern und Schlafburschen und was sonst noch, viel mehr als vierzig lebendige Leute, ein einziges Klosett. Zum Verrücktwerden war es. Gewaschen konnte natürlich auch nur in der Küchenstube werden, in der alle Menschen aus diesen Wohnungen haufen mußten, und nicht ein einziges Haus hatte eine besondere Waschküche. Diese Hausfrauen haben aber nicht Duzende von hübschen Wäschestücken gebündelt im Schrank liegen, sondern sie müssen immerzu waschen, wenn sie nicht verrotten und vertieren wollten. So waren gerade die Wohnungen von den noch ordentlichsten Leuten immer von Waschdunst durchwallt und durchzogen, und da überhaupt kein Ausgang für diesen Dampf vorhanden war, so wälzte er sich im ganzen Haus ununterbrochen rund herum. Die Sterblichkeit an Tuberkulose schon bei den Kindern war eine Affenschanze, die zum Himmel brüllte. Nicht darüber kann sich ein vernünftiger Mensch verwundern, daß die Ostergäßler einigermaßen unangenehme Gefühle gegen ihre Umwelt in ihren Busen hegten und immer drohten auffässig zu werden. O nein. Sondern vielmehr kann kein Mensch genug staunen, daß sie sich immer noch so friedliebend und gemäßigt betragen haben. Die Stadt hatte ganz anderes verdient.“

Er fuhr fort. „Die Sache mit den sieben Wohnparteien und dem einen Klosett — und ungefähr so war es in allen Häusern, lesen Sie die Protokolle unserer Stadtverordnetenversammlungen — war aber noch nicht das Schlimmste. Ich sage Ihnen, verehrter Herr Landgerichtsrat, diese Wohnungen waren von Ungeziefer von

oben bis unten zerfressen. In der Ostergasse sieben — ich nenne immer sie als Beispiel, aber in den andern Häusern war es genau so — haben die Leute ihr Brot und ihr Fleisch, wenn sie welches hatten, an Drähten von der Decke herab aufhängen müssen, weil es sonst in der ganzen Wohnung, in der Stube, in der sie hausten, nicht einen Fleck gab, wo ihnen ihr bißchen Brot oder ihre Speckschwarte nicht von Mäusen und Ratten und dem andern schenßlichen Ungeziefer weggefressen wurde. Wanzen und Käferläfen spazierten schon am hellen lichten Tage die Wände herauf und herab, wahrscheinlich im Drange eigener Wohnungsnot. Jedesmal, wenn ich für eine Stunde in einer dieser Spelunken zu tun gehabt hatte, mußte ich mich von Kopf bis Fuß nach einem Vollbad umziehen, so wimmelte ich von Flöhen. Es gab damals noch welche, und hier war ihr Hauptquartier. Ein braver und ahnungsloser Stadtvater von der deutschen Volkspartei hatte einmal den kindlichen Einfall, gründliche Entlausung für die Ostergasse und Umgegend zu fordern. Der Führer der Sozialdemokratischen Fraktion antwortete ihm, sie sei unmöglich. Jegliche Art von Entlausung sei zu Duzenden von Malen versucht worden. Alle Kosten einer Entziefierung seien hier nur immer vollständig weggeworfen. Das Ungeziefer in der Ostergasse werde durch keine Säure und durch kein Giftgas erreicht, so tief nistete es im Gebälk bis zum letzten Span. Hier gab es kein anderes Mittel, um Wandel zu schaffen, als diese Pesthöhlen bis auf den Grund, nein, den Grund mit, abzureißen. Aber der alte Kerl mußte kommen, Ihr Schützling, Herr Landgerichtsrat, diese Blüte des Menschengeschlechts heißt ja wohl Albert Ruhn — und sein Streichholz daran halten, weil er seine teure Geliebte los

sein wollte, und mußte so als ein Finger der Vorsehung das Notwendige tun. Die Vorsehung hatte schließlich die Geduld doch verloren.“

So redete Benno Luck, der Stadtbaumeister von Bommingen, erklärte, setzte auseinander und warb immer für das geliebte Werk. Er war schon der Mensch, dessen Herz um der Not der armen hilflosen Brüder und Schwestern glühte in der Liebe und in der Entrüstung, daß diese Brüder und Schwestern der gleichen Art in die Hölle verstoßen bleiben sollten. Endlich aber hatte seine Leidenschaft doch den Helfer gefunden! Er sagte zu seinem Besucher, nun wollten sie die neue Städtegründung ansehen gehen. Aber die beiden Herren waren noch kaum aus der Bauhütte herausgetreten, als sie den großen Ratswagen in das Gelände einfahren sahen. „Der Oberbürgermeister!“ erklärte Luck freudig und sein ganzes rundes, wohlwollendes, glückliches Gesicht strahlte.

Walter Justin hatte von dem Bomminger Oberbürgermeister Theodor Schmitt von Anfang an viel gehört. Zu den Hochlöblichen, bei denen die Justins den Antrittsbesuch machen mußten, zählte er nicht; denn er war unverheiratet. Die Sage umwitterte ihn. Walter freute sich, ihn nun kennenzulernen. Der Oberbürgermeister stieg aus dem Ratswagen und kam heran. Er sollte kein biederer Stadtvater oder gar ein lebenswürdiger Bankettbürgermeister sein. Aber mit Schwierigkeiten wurde er bewiesenermaßen fertig; wenn es sein mußte, sogar mit einem widerspenstigen Stadtparlament. Er war vor noch nicht langer Zeit aus Oberschlesien berufen worden, wo er im Grenzkampf Außerordentliches geleistet haben sollte.

Der Oberbürgermeister kam heran und machte auf Walter Justin sofort den bedeutsamsten Eindruck. Einmal doch schien jede Ruhmverkündung sogar noch unter der Wirklichkeit zu bleiben. Der Oberbürgermeister war mittelgroß und gedrungen gebaut. Er hatte einen mächtigen dicken Kopf mit vielen furchenden Linien, die nicht Alter gegraben hatte — er stand zweifellos erst in der zweiten Hälfte der Dreißig — sondern eine unermüdliche und schonungslose Geistesarbeit. Dem Mann war bestimmt nichts vom Schicksal geschenkt worden noch würde es jemals geschehen. Seine Arbeit aber würde ihm nie anders genügen als wenn sie sich bis in Grund und Tiefe bohrte, dort forschte, dort bezwang. Unter Augenbrauen wie kleine Bürstchen blickte er gleichgültig auf die Welt, als empfinde er ihren Anspruch vor allem als lästige Störung für die eignen Notwendigkeiten.

Er kam in gemessener Haltung näher und Walter Justin dachte, ob er seine Hand reichen würde oder nur zwei Finger? Er tat nicht einmal so viel, sondern lüftete nur seinen weichen Hut. Vorstellung vor der regierenden Persönlichkeit. Nun, Walter konnte sich sein Vergnügen an einer so eigen gewollten Art leisten.

Ihm, als dem Gatten einer in solcher Beziehung höchst sachverständigen Frau, die seine eigne gute Anlage kräftig schulte, fiel sofort auf: Der Oberbürgermeister mußte für seine Kleidung viel Geld ausgeben. Er erschien, so hatte Walter gehört, immer in der gleichen Kleidungsart, die so schon beinahe zur persönlichen Tracht wurde: Im dunklen, genau zugeknöpften Rock wie zu einer besonderen und zwar düsteren Feierlichkeit, etwa zu einem großen Begräbnis. Aber diese Kleidung war von allerbestem Schnitt und Stoff und modisch trotz der überholten Urform.

Seine Stiefel waren Wunderwerke und saßen an seinen auffallend kleinen und wohlgeformten Füßen wie eine Haut, schlechterdings vollkommen. Sie konnten nur das Werk eines Maßschusters ersten Ranges mit wirksamsten Beziehungen zur allerbesten Rohstoffbeschaffung sein und wurden sicher nie länger als etwa zwei Monate bis zum ersten zarten Faltenschatten getragen. Dieser Stadtgewaltige hatte sich zu einem auffallend-unauffälligen Stil seiner Erscheinung hindurchgearbeitet — auffallend für den Kenner. Eine solche Betonung des Rahmenwerks als sehr wichtig nötigte Walter schon allerhand Aufmerksamkeit ab. Er sah auf die Hände des Mannes, als er im Gang durch das Gelände seine Handschuhe auszog. Sie waren wie die Füße sehr wohlgeformt und nervös bei starkem Griff.

Es hieß in Bommigen, der Oberbürgermeister sei der Sohn eines Postsekretärs.

Benno Luck, der Stadtbaumeister, umspielte seinen stadtbeherrschenden Vorgesetzten wie eine eifrige Redehummel.

Die drei Männer schritten, den Oberbürgermeister ehrerbietig in die Mitte genommen, durch die Bauanlagen. In der blauen Dämmerung flammten die elektrischen Bogenlampen auf. Die Arbeit wurde nicht für einen Augenblick gelinder. Lärm raste als Ungeheuer, Stimme dröhnend, das All zerschmetternd. Aber die Gestalten der Arbeiter, sogar die Gerüste und die drohenden und zuckenden Kräne wurden im Weißlicht der Lampen unterweltshaft.

Überall Abgründe bis in die Eingeweide der Tiefe.

Die drei Männer gingen über das Baugelände hin, in dem die Bagger mit Drachenvrut wühlten, schwarze

Erde in sich hineinfraßen, sie hoch wuchtetten und wieder ausspien. Luck sagte begeistert von der Güte der Bodenbeschaffenheit an: Hier könnten geradezu Weizenfelder stehen, so vorzüglich sei diese Erde.

Und werde nun Steinwüste, bedauerte Walter.

Aber Luck lachte nur. So kämen seine Siedlungsgärten bald in Flor.

Zähnefletschendes Höllenhundgebell der Hämmer, Geknirsch, Gestöhn, Dröhnen der Zerstörer und Rammböcke. Das gellende Triumphgeheul der Riesmassen in der Betontrummel. Noch stand eine zitternde Wand für ihren letzten Augenblick mit uralten Tapetenfetzen, dann brach sie prasselnd in sich zusammen und Staubwolken mit der Modrigkeit und dem Menschen- und Ungezieferdunst von Jahrhunderten gebeizt, fraßen sich trocken in Mund, Nase und Augen ein. Maschinen prallten unter höhnischem Frohgebrüll Pflöcke fest.

Überall der Ungestümsjubiläum der endlich bewilligten Zerstörungswollust: Hinweg mit dieser alten Welt!

Die drei Männer standen an den Rändern der Schachsanlagen frei gegen den Himmel und waren sehr ungleich unter sich. Der Oberbürgermeister ragte wie ein glänzend polierter Lankester der Macht, der in jedem Augenblick bereit ist, letzte Kraft der Verteidigung und auch des Angriffs auszuschleudern. Luck war die Kugel von niemals rastender aber auch niemals eckiger Beweglichkeit und Walter Justin wie der tönende Bogen einer Geige. An ihm war nicht seine zähe und leidenschaftlich gehegte Arbeitskraft die Hauptsache sondern der Reichtum seiner Anlagen, die eine gleichmäßige, seit langem vererbte Kultur zur Einheit band. Es war schon so, daß die beiden Männer neben ihm um sehr viele Besitztümer der Seele, des

Charakters und des Geistes ringen mußten und sie doch niemals in der Ausformung erreichen würden, die ihm nichts wie selbstverständlich war. Selbstverständlich, weil die Kraft seines Geschlechts und seine eigene ohne Verwelken blühte.

Alle drei Männer aber umschloß die Kameradschaft, daß sie alle drei ihr vorderstes Glück in der unermüdblichen Arbeit für einen leidenschaftlich geliebten Beruf erlebten. So standen sie zusammen auf der Höhe.

Sie wandten sich, gingen von einem Block zum andern und stiegen auch in einige Schachthanlagen hinunter. Luft strömte immer Begeisterung. Auf dem ganzen europäischen Festland wisse er sich keine großartigere Aufgabe.

Sie tauchten wieder zur Oberflächenschicht, und Luft redete von dem Brand. Die Feuerwehr hätte von vornherein nichts ausrichten können, in diesen Weichselzöpfen von Höfen. Aber vom Standpunkt des Einmaligen und Sensationellen habe der Brand etwas vorgestellt.

Walter meinte, nach vier Jahren Frontkrieg dürfe ihm seine Neugier auf Brandsensationen als gestillt für das ganze Leben gelten.

Der Oberbürgermeister hatte zur Zeit des Brandes die Stadt auf einer auswärtigen Tagung deutscher Bürgermeister vertreten. Er gab seine Meinung dahin ab, ihm gehe es schon so, daß er das Versäumnis bedauere, er müsse eingestehen, auch nach der sensationellen Seite hin. Frontkämpfer war er ebenso wie auch Luft gewesen. In dieser Hinsicht hatte keiner der drei Männer etwas vor dem andern voraus.

Luft sagte noch, die alten Straßen möchten ja vielleicht malerisch zu nennen gewesen sein. Immerhin, städtebauliche Kunstwerke waren nicht vernichtet worden. Hier war

immer nur Armenviertel gewesen, durch die jahrzehntelange Vernachlässigung schließlich bis zum Untergang verrottet. Nur daß vor vier- bis fünfhundert Jahren jeder Dorfmaurermeister einen annehmbaren Siedlungsplan aufstellen und ausbauen konnte. Aber jetzt! „Sehen Sie es, können Sie sich vorstellen, wie dereinst alles sein wird? Luft, Licht in jeder Wohnung? In jeder Wohnung Sonnenschein? Hier und überall zwischen den Häuserblocks Grün- und Baumflächen und Spielplätze für die Kinder. Einzelhäuser baue ich nicht. Ich will nicht, und ich habe auch nicht genug Grund und Boden dafür und auch nicht genügend Geld. Der Stadtbewohner kann keine Landwohnung verlangen. Aber innerhalb unserer Beschränkungen von Raum und Geld werden wir vielleicht zu einer ganz netten Schöpfung kommen.“

„Zu einer vorbildlichen!“ Des Oberbürgermeisters schweres Antlitz hellte sich unerwartet herzlich auf.

Man würde nach der Vollendung dieses neuen Stadtteils mehr Wohnungen haben als früher, weil die neuen Häuser höher seien, sagte Luck. Ja, etwas teurer in der Miete würden die Wohnungen den Ostergässlern zu stehen kommen. Aber welcher Vergleich in der Art! Die künftige Miete werde natürlich dennoch nicht einmal den Zinsendienst decken. Ein Geschäft für die Stadt war dieser Brand sicher nicht. Die abgebrannten Häuser waren natürlich in der städtischen Selbstversicherung gewesen.

Walter fragte den Baumeister: „Haben Sie nun auch den gebührenden Ruhm von dieser schönen Städtegründung?“

Luck lachte. In den Fachblättern werde sein Name natürlich genannt. Im übrigen: Daß man hier in ihrer

guten Stadt Bommingen Bescheid wisse, sei ja schließlich aus den Stößen von Anrempelungsbriefen zu ersehen, die er täglich erhalte. „Ich ruiniere die Stadt, so heißt es da, indem ich für Arbeiter Kommerzienratspaläste erbaue. Die doch nur binnen einem Jahr von ihren Bewohnern in Grund und Boden heruntergewirtschaftet sein würden. Aber ich ruiniere auch die Seele des deutschen Arbeiters, indem ich ihn als das wehrlose Opfer dieser Brandkatastrophe in moderne Kistenhäuser hineinpferche. Eine liebenswürdige Zuschrift ging so weit, mir zu offenbaren, unzweifelhaft hätte ich, aus wahnsinnigem Ehrgeiz um meines Baumeisterruhms willen, diesen Brand selbst angesteckt. Selbstverständlich müsse nun aber der arme kleine Mann an Stelle des großen und mächtigen Herrn ins Zuchthaus.“

Walter erkundigte sich: „War der Brief anonym? Können Sie ihn mir geben?“

Der Brief war anonym und Walter konnte ihn haben. Der Baumeister wollte ihn anderntags ins Gericht schicken. In den Schubladen des Baubüros hatte er ihn doch nicht aufheben wollen.

„Ich bin es aber wirklich nicht gewesen“, beteuerte er lachend.

Der Brief könne vielleicht eine Spur geben, meinte Walter.

Na ja. Die beiden Herren nahmen diese Seite der Angelegenheit nicht wichtig.

Eine Nachricht

Die Herren waren zur Bauhütte zurückgekehrt. Nun war nur noch an der Reihe, daß sie einander Lebewohl sagten.

Walter Justin hatte einen Einfall.

Er fühlte sich durch die Begegnung angeregt. Er war sonst durch seine Arbeit jetzt vom frühen Morgen bis oft in die tiefe Nacht an seinen Schreibtisch angeschraubt. Im Gericht und daheim.

Die Bekanntschaft mit den beiden auf jeden Fall bedeutsamen Männern hatte diese Einschraubung nur in eiserne Pflichterfüllung doch einmal aufgelockert. Aber Etta war die Mitleidende bei seiner Arbeitsüberlastung. Vielleicht sogar litt sie am meisten, vielleicht litt sogar nur sie allein. Ihn lockte die Leidenschaft in seine Arbeit, er bekam zum mindesten Lebensspannung für seinen ganzen Tageslauf zurück. Die Lösung der Rechenexempel seiner Untersuchungsaufgaben, die Aufklärung am Aktenmaterial, das unter seinem einschmelzenden Erkenntnis-eifer zum Zeugnis fiebernder Menschlichkeit aufglühte, das Machtbewußtsein im Erfolg der Aufklärung, die Befriedigung, alles Sein und Können der Staatsordnung darbringen zu dürfen, ach, viel mehr noch an großem Arbeitsglück, alles war reiche Entschädigung für jede Einseitigkeit und für jede Entsagung. Was hatte Etta? Ihren lebhaften Geist ohne ein Ziel. Und sie war allein. Es war unmöglich — die Sorge auch noch für ihre Stunden konnte er nicht tragen. Schicksal hatte ihr das heiß

gewünschte Ziel mit ihrem Kinde entrisßen. Viel wurde von ihr verlangt. Sie würde alles leisten. Aber an seinen Freuden außerhalb seines Berufes, an seinen Zerstreuungen, die ihm Anregung brachten, sollte sie teilhaben.

Die beiden anderen Herren unterhielten sich darüber, wie sie gemeinsam den Abend verbringen wollten. Beide waren Junggesellen. Allerdings hatte sich im Gespräch herausgestellt, daß Benno Luck verlobt war und demnächst heiraten wollte.

Der Oberbürgermeister sagte nun, sie, Luck und er, könnten im Ratskeller zusammen essen.

Walter griff ein.

Wenn denn die Herren nichts anderes vorhätten, würden sie ihm und seiner Frau vielleicht das Vergnügen machen, ihnen diesen Abend zu schenken? Bei einem einfachen Abendbrot? Seine Frau würde sich sehr freuen.

Beide Herren mußten seine Gesellschaft als angenehm empfunden haben. Sie sagten zu.

Walter gab noch fernmündlich vom Baubüro aus nach Hause Bescheid. Etta freute sich wirklich. Der Oberbürgermeister solle ja sonst überhaupt zu nichts heranzukriegen sein, sagte sie. Nein, Umstände würde sie nicht machen. Sie war jetzt in solcher Hinsicht ganz sicher geworden.

Luck sagte noch, ein Bursche vom Bauplatz würde Walters Fahrrad, auf dem er gekommen war, ihm zurufen. Sie stiegen zu dritt in den großen schwarzen Ratswagen und fuhren zu der Justinschen Wohnung. Die beiden Herren rückten sich noch in der Diele zurecht. Walter schlug ihnen die Tür zum Wohnzimmer auf. Er wollte gerade gehen um Etta herbeizurufen, als sie ins Wohnzimmer eintrat.

Sie hatte sich schon besonders angezogen, wenn auch nicht übertrieben innerhalb der für sie gegebenen Verhältnisse. Sie trug ein eng anliegendes, ganz einfach gearbeitetes Kleid aus gelblicher gewässerter Seide mit einigen kostbaren Spitzen um den viereckigen Ausschnitt. Eine dicke Perlenkette, Vater Möllers Hochzeitsgeschenk noch über alle guten Gaben sonst, hing ihr fast bis zum Gürtel hinab. Ihr Anzug war aber wie fast immer bei ihr nur die vollständig entsprechende Hülle für ihre Schönheit. Aus dem Rahmen der Spitzen wuchs ihr feines Köpfchen blumenhaft auf dem Stengel des weißen Halses. Es war doch vor allem die große Anmut ihrer Bewegungen, die jetzt von echter Freude zur Liebenswürdigkeit gesteigert wurde, die sie, wie sie da kam, so zauberhaft erscheinen ließ. Sie tauschte mit ihrem Mann einen lustigen Blick: Das hast du nett gemacht, und diesen beiden Knaben werden wir schon zeigen, was wir und unser Heim bedeuten. Dann hieß sie ihre Gäste willkommen.

Ja, sie hatte wirklich die Anlage zur großen Dame. Walter freute sich begeistert über seine wunderschöne Frau.

Die beiden fremden Männer sahen sie geradezu verdutzt an. Beide dienerten über ihrer Hand. Luck sagte einige strömende Dankesworte für die Einladung in ein solches Haus. Der Oberbürgermeister schien noch ungewiß über die rechte Darstellung seiner regierenden Größe vor einer so schönen jungen Dame zu sein. Er stand im Ruf, mit Frauen aus einer gehobenen Schicht, mit „Damen“ nichts anfangen zu können. Sicher mochte er sich nur im Fachgespräch fühlen und auch dann nur, wenn er befehlen und einweisen konnte. Damen, was dachten sich solche wunderlichen Wesen überhaupt? Was unter-

hielt sie? Von Moden und Toiletten konnte er nicht mit ihnen reden, o nein, auf keinen Fall. Solches leichte Gerede hätte seiner Würde nicht entsprochen, selbst wenn seine Kenntnis von Mode bis zu den Kleiderfragen für Damen reichte. Walter hatte sich ein bißchen boshaft bei seiner Einladung darauf gefreut, den so sehr hohen Herrn vielleicht doch in einige Befangenheit verstrickt zu erleben.

Aber Walter empfand gern Bewunderung und Hochschätzung, waren sie nur angebracht. Der Oberbürgermeister mußte ein geeignetes Objekt sein. So stellte sich Walter bewußt auf die Mühe ein, es dem bedeutsamen wenn auch steifen und schweren Mann an seinem Tisch behaglich zu machen. Seine Frau half ihm mit jeder Lebenswürdigkeit. Alle drei, Walter, Etta und Benno Luck vereinigten sich in der Umsorgung des Oberbürgermeisters. Ihm wurde anscheinend so wohl, als ob er inwendig und unhörbar wie ein besonnener Kater schnurre. Die Tafel war schön gedeckt, glitzernd von feinem Damast, Kristall und Silber; die Speisen waren, wirklich wie für den Abendtisch mit nur zufällig hereinkommenden Gästen, einfach aber sehr gut zubereitet. Walter hatte noch einige Flaschen besten Weines herangeholt. Zu seiner Überraschung erwies sich der Oberbürgermeister als Kenner. Er schnupperte am Rande des Glases; sein hölzern graues Gesicht überleuchtete sich. „Das ist ein Duft!“ Er wußte sogar die Ursprungslandschaft und den Jahrgang ohne weiteres anzugeben.

Auf Etta stellte sich die Unterhaltung keineswegs ein. Luck erzählte von seinem Lebenswerk und der Oberbürgermeister ließ, sichtlich an der Weinherrlichkeit auftauend, auch hin und wieder ein kräftiges Wörtlein einfließen. Etta hörte zu anscheinend auch in bester Laune. Ihr

Mann fand es doch nötig, manchmal aus den Wasserfällen von Lucks Darstellung Inseln herauszuheben an Gegenständen und Beziehungen, die Etta besonders angehen mochten. Nun, alles verlief so gemütlich wie nur möglich, trotz des Hindernisses, daß die beiden Hagestolze oder Junggesellen, denn Luck war heiratserzbereit, so gut wie nur an Männerverkehr gewöhnt waren und einen gesellschaftlichen Umgang mit Frauen wohl überhaupt nicht als einen richtigen Verkehr für sich rechneten.

Sie saßen nach dem Essen alle in Walters Arbeitszimmer. Die beiden Gäste rauchten. Walter tat es nun einmal nicht. Doch sogar Etta steckte sich eine der bei ihr selten gewordenen Zigaretten an. Sie ließ Tee bringen und die Herren nahmen eine Tasse, hielten sich aber noch lieber an Walters vorzügliche Liköre. Der Oberbürgermeister wurde beinahe gesprächig.

„Wenn es nach unserm guten Luck ginge“, sagte er, „so müßte ich natürlich ganz Bommigen ungefähr umgehend abreißen lassen. Die eine Hälfte unseres guten Städtchens findet keine Gnade vor seinen Augen, weil sie an und für sich scheußlich ist, und die andere ist scheußlich wegen ihrer mittelalterlichen Rückständigkeit. Die Teile, die nach siebzig gebaut wurden im neuen deutschen Kaiserreich und danach, erregen seine allergrößte Wut. Man kann an seinem kühnen Wagemut seine Freude haben. Ich liebe ihn sicherlich. Aber ich weiß auch und er wird mir diese Erwähnung nicht übel nehmen in diesem so wohlwollend freundlichen Kreis: Er und ich kennen die ganz großen Schwierigkeiten, die ich hatte und immer noch habe, um diesen ganzen Wagemut auszudrücken und zu halten. Ich meine bei unserm Stadtparlament. Gerade um unseres Freundes Radikalismus willen. Radikalismus

in Bausachen. Über seinen andern Radikalismus kann ich ja immer nur den allerdichsten Mantel meines Nichtwissens und Nichtkennens zu breiten suchen."

"O ja, radikal", zwitscherte Luck. "Es wäre Verleumdung, wenn Sie mich nicht—radikal schimpfen würden."

"Ich bitte es mir aus", entgegnete nun der Oberbürgermeister und wurde streng und sozusagen unverbindlich. Er geriet bis an den Rand seiner stadtoberhöhten Grobheit. "Können Sie Ihren Unsinn niemals lassen?"

"Ich bin radikal", schrie Luck. Antibolschewistisch—immer—radikal. Stolz bin ich darauf. Muß ich sein. Stolz darauf."

"Aufs allerklarste möchte ich den Standpunkt gewahrt wissen", befahl ihm der Oberbürgermeister, "Städtebauen ist keine Parteiangelegenheit. Haben Sie nicht so viel Vernunft wie der gewöhnlichste Schuljunge?"

"Ist doch! Ist doch! Ich meine, ist Parteiangelegenheit. Beim Bauen fängt alles an, gerade die Partei. Oder daß sich die Parteien scheiden. Sie werden Ihr Wunder erleben."

"Halten Sie Ihren Mund", sagte der Oberbürgermeister ohne weiteres.

"Wir sind doch hier im vertrautesten kleinen Kreise, ich hoffe Sie werden schon meinen in einem Freundeskreise", ermunterte Etta, der die aufkommende Meinungszerfplitterung des bisher so friedlich verlaufenen Gespräches den größten Spaß machte.

Aber Walter war auch der Ansicht, daß sich der Oberbürgermeister vor fremden Zeugen keine Herzensergüsse auf Luck'sche Art über sein sonderbares Bomminger Stadt-

parlament anhören könne. „Sie sind doch zwei Mitarbeiter, bei denen immer einer für den andern einsteht.“

Um den Mund des Oberbürgermeisters zuckte die Verachtung. Luck dagegen rief begeistert: „Oberbürgermeister, Oberbürgermeister, denken Sie, mir sollte nicht bei Tag und bei Nacht klar sein, was alles ich Ihnen verdanke? Gerade weil Sie noch drüben stehen, auf dem andern Kampffeld. Ja ja, bei der linken Hölle und in der Finsternis, aber bald wird sein Heulen und Zähneklappern. Mein Herr Landgerichtsrat, meine liebe, junge, schöne gnädige Frau. Ich bin kein Mann von vielen Worten.“ Da mußte Walter denken: Was sollen denn bei diesem netten Knaben viele Worte sein? Luck verkündete nochmals: „Ich bin kein Mann von vielem Wortgebröhl. Aber hier vor unserm Herrn Landgerichtsrat, der so viele und schöne Anteilnahme für unsere große Schöpfung bekundet hat, und vor seiner lebenswürdigen Frau Gemahlin, hier vor diesem herzerfrischenden Ehepaar, in diesem gastlichen wunderschönen Haus, an diesem so erquicklichen Abend, da drängt sich mir die Herzensmeinung nun einmal zur Lippe auf: Wir haben an unserm Oberbürgermeister einfach einen großen Mann. Jawohl, nur dieses Wort paßt. Und wenn ich meines Herzens Meinung ganz offen aussprechen darf, für diese unsere Stadt wäre sein Verlust ungefähr der Tod. Allerdings, wäre wie Mord. Trotzdem! Unser Herr Oberbürgermeister müßte, wenn im Leben überhaupt etwas nach Gerechtigkeit ginge, an einer ganz hohen Stelle stehen. Ich weiß ja nicht an welcher, aber ich meine für das ganze Reich, wenn ich ihm auch nicht „Reichskanzler“ anbieten kann. Und wenn ich so etwas ausspreche, so bin ich mir voll-

ständig bewußt, daß wir beide vorläufig noch in den entgegengesetzten Lagern stehen. Aber unser Herr Oberbürgermeister wird alle Finsternis von links überwinden; solche Leute wie ihn braucht Deutschland und er wird bald offenbaren, wo er wirklich zu stehen hat. Und in diesem Sinn wage ich sogar zu sagen, daß ich ihn zu mir befehren werde.“

Walter dachte, nun würde der Oberbürgermeister wirklich grob werden. Etta dachte es auch und freute sich. Schmitt befahl denn auch schwer verärgert: „Schluß mit dem ganzen Quatsch.“

Luß nahm nichts übel. Er änderte nur vor der Hand seine Rederichtung. „Wenn ich bedenke“, hielt er den Abgesang, „nach siebzig, nach unserm Spaziergang von damals, dieses massenhafte Geld! Und nicht nur Geld. Diese Baugeslegenheiten, diese Baunotwendigkeiten. Aber nicht der geringste Geschmack, nicht der mindeste Sinn für wahre Zweckmäßigkeit. Von dem hoffnungslosen Fehlen jeden Funken von sozialem Baugewissen will ich gar nicht reden. Wenn ich da so unsere Bomminger Kaiserstraße entlang pintschere, ich tue es selten und weiß Gott nur wenn ich muß — sie ist unser feinstes Villenquartier und ist ganz und gar nach siebzig und glorreich weiterhin aufgebaut worden — und man sieht sich diese neckischen und einfallreichen Bauegehäuse flüchtig oder auch ein bißchen näher an, da stehen sie nackt und bloß etwa im Winter ohne das barmherzige Schamtuch ihrer dicken Laubbäume davor, ich aber frage mich immer in Gram und Grausen: Sind denn nun diese Leute nur verrückt gewesen? Sowohl die Erbauer dieser sogenannten Häuser wie ihre hochmöglichen Auftragsgeber,

unsere reichsdeutsche Bourgeoisie? Wir haben in unserm Städtchen ganze Straßen mit Tudorburgen, man kann seinen Einzug in sie über richtige Zugbrücken mit eisernen Ketten zum Aufziehen antreten, und ich schätze, die Speisekammern werden als Burgverließe angelegt sein. Von jeder Ecke herab wackelt ein unerhörtes, vertracktes, gänzlich unnützes Turmgebilde. Leider fällt es nur nicht herunter sondern muß mit vielem Gelde aufrechterhalten werden, denn es ist ins Baugesüge felsenfest eingerammt. Aber dieser ganze Hausbaugreuel kann mir zuletzt gänzlich schnuppe sein. Nur: Mit dem Hausbau fängt die soziale Wohnungsfürsorge an, jeder Wohnungsbau ist ein Stück Politik, und die erste politische Pflicht für Kommune, Land oder Reich ist immer, anständige Wohnungen gerade für die Menschen zu bauen, die von sich aus niemals einen anständigen Wohnungsmaßstab für sich selbst durchsetzen können. Nach der Gründung des Kaiserreichs sind massenhaft Arbeiterquartiere gebaut worden. Unter welchem Grundsatz? Dem der nacktesten Spekulation. Daneben hat man die Glendsquartiere — siehe unsere teure Ostergasse — ohne Wimperzucken bestehen lassen. Nun aber wir! Wir könnten das soziale Wohnungsproblem lösen und das soziale Verantwortungsgefühl kommt bald obenauf. Aber wo ist unser Geld? Verpufft, verschossen in diesem Krieg, der schändlich und nutzlos verloren wurde durch eine erbarmungswürdigste Politik oder Nichtpolitik. Doch der Welt werden noch die Augen aufgehen, was er dennoch für uns bedeutet hat. Wer aber hatte hier in unserm Bomminger Stadtparlament allein den Mut trotz aller Hindernisse mannhaft aufzutreten und dieses soziale Wohnproblem anzupacken? Sie sehen den allein mutigen Mann zwischen uns. Unsern Herrn Oberbürgermeister.“

Etta lachte herzlich. „Ich dachte, Sie meinten sich.“
„Bewahre“, entgegnete er kindlich frohgelaunt. „Da kennen Sie mich schlecht. Mich meine ich niemals.“

„Sie möchten doch ganz Bommigen mit Ihren Kistenhäusern bepflanzen“, neckte Etta und ihr Mann wußte, sie wollte die Stimmung zur Freundlichkeit zurückbiegen. Der Oberbürgermeister rauchte stumm, schien aber allgemach auch wieder in bessere Laune zu geraten.

Luß nahm den Handschuh auf. „Meine Kistenhäuser! Gnädige Frau, wann kommen Sie und sehen sie sich näher an? Meine Kistenhäuser! Da redet die barste Theorie. Ich bin enttäuscht.“

Etta versprach, sie werde bald in seiner Wunderstadt zu Besuch erscheinen. Aber wo richte er denn für sich selbst die Wohnung auf?“

„Er hat ja keine, er wohnt ja im Baubüro“, sagte der Oberbürgermeister wohlwollend. „Es ist wahr, für sich selbst will er nichts.“

„Es macht doch nur Umstände“, erklärte Luß.

„Wenn er auch noch einmal begreift, daß ein Mann vor allem und vorerst nur die eine Pflicht hat, sein Lebenswerk nicht zu gefährden sondern durchzubringen, ja, dann könnte man vielleicht mit ihm zufrieden sein“, meinte der Oberbürgermeister.

Walter stutzte. Benno Luß würde nun Unbedingtes erwidern? Auch Etta mochte eine erneute Störung voraussehen und fragte den Baumeister schnell: „Was sagt denn Ihre Braut zu solchem Unbegehrlichkeitsfanatismus?“

Nun strahlte Luß: „Meine Ida! Die hält immer durch dick und dünn zu mir. Die geht mit mir bis in die letzte Hölle.“

Walter Justin mußte an Albert Ruhn und an seine stolze Angelika denken.

Sie redeten von Lucks Wohnung in der Bauhütte und von seinen hochzeitlichen Bauplänen. Schließlich fragte der Oberbürgermeister: „Wie stehen denn übrigens die Aktien oder Akten, wie Sie wollen, unseres sonderbaren Stadtwohlthäters, ich meine des Menschen, der damals die ganze alte Pracht und Herrlichkeit angesteckt hat? Des alten Tischlergesellen — das soll er ja doch wohl seinem Beruf nach sein?“

Walter zuckte mit den Achseln. Die Sache komme Anfang Dezember vors Schwurgericht.

„Mein Mann grämt sich viel zu sehr um diese Dinge“, meinte Etta zärtlich und sah liebevoll zu ihm hin.

In Walter rauschte die Wahrheit seiner Qual auf und die Pein darüber, daß er so viel Qual empfand.

Der Oberbürgermeister aber sagte von der Höhe seiner regierenden Sicherheit herab: „Na, und dann trotzdem Richter?“

Walter antwortete: „Der einzige Beruf, der mich jemals gelockt hat und für mich in Frage kommen kann.“

Der Oberbürgermeister hielt seine Zigarre in der Schwebe und meinte: „Wie jemand anders denn nur aus äußerstem Zwang Richter werden kann, ist mir stets unerfindlich gewesen. Was kennt ein Mensch von einer sogenannten Schuld? Und nun soll ein Mensch über einen andern Menschen zu Gericht sitzen und soll über ihn Gefängnis und Zuchthaus verhängen oder soll ihn sogar zum Tode verurteilen. Gerade das Außerste mag noch hingehen in der Entrüstung über eine bewiesene Grundscheußlichkeit. Aber die andern Fälle. In jeder Gerichtsverhandlung sitzt vor allem immer die Gesellschaft auf der

Anklagebank. Nur leider zu gleicher Zeit auch auf dem Richterstuhl. Ganz zugestandenermaßen, sozusagen ganz naiv, als Ankläger und Richter in einer Person, nur in zwei Amtsfunktionen aufgespalten. Es gibt überhaupt nur ein parteiisches Gericht, und alles Vorgeben von anderm ist Unsinn. Die Gesellschaft, wie sie jeweils in Macht ist, fühlt sich geschädigt oder auch nur gekränkt und ernennt ein willsfähiges Mitglied ihres Kreises, einen vollkommen in ihre Macht und in ihre Anmaßungen eingehörigen Mann, der keine andere Möglichkeit für sich sieht als sich sein bißchen Brot auf diese Weise zu verdienen, damit er ihre Interessen um jeden Preis wahrnimmt. Das heißt dann richten. In Wahrheit heißt es nur, wieder einmal einen Menschen, der der Gesellschaft jeweils in Macht nicht zusagt, in die Hölle hinabzu stoßen."

Walter Justin ärgerte sich schwer in Enttäuschung und Staunen.

Er antwortete: „Das weiß ich natürlich auch. Aber Richter müssen sein.“ Er warf seinen Kopf auf: „Wiedanken denn Sie sich die Stellung des Staates zu seinen Übeltätern? Oder leugnen Sie, daß es überhaupt echte gibt? Nennen Sie sie, wie Sie wollen, Irre, Psychopathen, Leute, die jenseits einer jeweils anerkannten Grenze stehen. Auf jeden Fall hat jeder Staat seine Rechtsbrecher und muß mit ihnen fertig zu werden suchen. Er muß sich selbst, den Staat, die Verpersönlichung des Volkes, gegen die Rechtsbrecher schützen. Eine bedauernde Verwarnung an diese armen Rechtsbrecher um ihrer gottgewollten unglückseligen Veranlagung willen möchte ihren Zweck doch nicht so ganz erfüllen. Der Staat ist für die Gesunden da.“

„Wer ist gesund?“ fragte der Oberbürgermeister.

Walter wollte keine Verstimmung aufkommen lassen. Der Mann saß an seinem Tisch. Er schätzte ihn und seinen Stil als großartig ein. Er sagte, um darzutun, daß der scharfe Widerspruch bei ihm auf Gemütswerte traf: „Mir sitzt Richtersein im Blut. Über alle diese schweren Probleme haben sich meine Vorgänger seit Jahrhunderten den Kopf zerbrochen. Ich stamme aus einer uralten Richterfamilie. Mein Vater war Richter, mein Großvater auch. Einer meiner Urväter war unter den ersten Richtern, die gegen die Hexenprozesse aufzustehen wagten, und er tat es gewaltig und auch mit Erfolg, und ist durch Jahrzehnte mehr als einmal nahe daran gewesen, nun selbst als ein Hexenmeister verbrannt zu werden. Die Aufzeichnungen darüber sind in der Familie. Ich habe sie. Dort in meinem Schreibtisch ruhen sie.“

Er wies auf seinen Arbeitsplatz hin, und alle wandten den Blick.

Er fuhr fort: „Mein Großvater saß in der Kommission für das neue bürgerliche Gesetzbuch. Seine drei Söhne wurden Juristen. Mein Vater war dreißig Jahre lang Richter, zuletzt an entscheidender Stelle.“

„Also“, entgegnete Schmitt ganz freundlich und ruhig; „das ist ja schon eine Dynastie. Wie bei Königen oder bei Henkern.“

„Erlauben Sie!“ Walter starrte den Mann fassungslos an.

Der Oberbürgermeister winkte mit seiner Zigarre. „Es imponiert mir ja. Weiß, weiß alles. Daß es sein muß. Wer wüßte es nicht? Ich habe nur in meinem ganzen Leben immer überstark die Lücke empfunden, die zwischen allem Leben und jeder Gesetzgebung und Gesetzes-

anwendung klafft. Zwischen der lebendigen Wirklichkeit also und dem Versuch, Leben formal zu fassen und unter die juristische Abstraktion zu zwingen. Es muß sein; es kann auch nie und nimmermehr stimmen. Ich weiß, ich weiß. Aber ich kam niemals darüber hinweg. Immerhin komme ich ja auch von unserm teuren Zus her."

"Ohne eine Vergewaltigung des Lebens in die juristische Abstraktion bleibt nur Chaos", entgegnete Walter.

"Natürlich, weiß, weiß", wiederholte der andere.
"Nur, die es tun, die es tun wollen..."

"Wie die Henker?" fragte Walter.

"Ach! Die kann man abschaffen. Man läßt die Maschine köpfen und foltern. Oder man verwandelt alle Wohltat der Todesstrafe in das schenßliche: Auf Lebenszeit. Könige sind auch abschaffbar. Gesetze müssen sein. Also auch Juristen. Also auch Richter."

Walter saß schwer verstimmt und bis in sein Herz enttäuscht.

Es ging ihm auch um Etta, daß sie seine Niederlage miterlebte. Niederlage, denn er konnte den Mann nicht aus seinem Hause weisen.

Der Oberbürgermeister kam von seinem Thema nicht los. "Der erwähnte Übeltäter in unserm Fall", sagte er. "Ein verbissener, alter, dürftiger Tischlergeselle, niemals selbständig. Sein ganzes Leben lang hat er vergeblich nach Wohlanständigkeit und Selbständigkeit getrachtet, aber endlich winkt ihm das Glück. Doch seine erbärmliche Geliebte, ein wirklich nur verkommenes Weibsbild, versperrt ihm den Weg. So will er das besagte Hindernis aus dem Wege räumen und siehe da, über dieser ganz persönlichen niedrigen Tat erhebt sich

das Schicksal und ein ganzes Stadtviertel sinkt in Asche. Doch aus den Trümmern steigt siegreich eine neue Schöpfung, und endlich würdige Lebensformen stehen auf für eine bisher geknechtete, in Schmutz und Schlamm darniedergehaltene Bevölkerungsklasse. Der Weg zur Daseinserhöhung für Tausende geht über diese beinahe alberne Tat."

"Der Alte dachte an Brand und Mord", sagte Walter.

"Wer von uns weiß was er tut, bei seinen Taten? Welcher einzelne Mensch? Wann die Völker? Wir erlebten Weltuntergang. Unsere Feinde maßen sich unverfroren und nachdrücklich moralisches Richtertum über uns an. Wir aber empfinden ihren Frevel als Gotteslästerung."

Walter Justin erwiderte: "Vor den Ausmaßen eines Allgeschehens wie der Weltkrieg hat jedes menschliche Richten aufzuhören. Den Weltkrieg entfachten übermächtige Götter."

Der Oberbürgermeister beharrte: "Wie jede Tat in unserer Brust."

Walter merkte gewiß, daß ihn der andere gar nicht beleidigen wollte. Da stand er breitbeinig als ein Koloss und warf die Klöben seiner Meinung in die Welt. Möchte sie damit anfangen, was sie wollte. Ihm war die Wirkung im bescheidenen Gespräch herzlich einerlei. Er als der regierende Oberbürgermeister hatte wichtigere Aufgaben. Leider mußte er sich Zwang antun vor den Umständen und Menschen, die seinem Werk schaden konnten. So holte er sich seine Genugtuung in unbefangener Grobheit, wo er sie als unschädlich einschätzte.

Walters Spannung sank wohlthätig in sich zusammen. Was war groß? Was ging ihn und seine Frau dieser Mann an? Er blickte zu Etta hinüber. Sie war nicht erschüttert, durchaus nicht. Sie lächelte sogar und er las in der offenen Schrift ihres Gesichtchens die Mittheilung: Laß ihn reden. Bald haben wir wieder einander nur uns, ohne diese fremden Männer.

Walter sagte und faßte seine Meinung mit Absicht primitiv, und so deuchte ihm dieses ganze Gespräch: „Über Willensfreiheit oder Willensgebundenheit ist uns nicht gegeben zu entscheiden. Diese Wahrheit ist platt aber unumstößlich. Wir haben nur immerdar Entschlüsse zu fassen und tun es auch. Auch Sie, Herr Oberbürgermeister, kommen mir ganz gewiß nicht wie durch Bedenklichkeiten in Ihrem Willen gebrochen vor, wie ein Mensch, der alle siebzehn Seiten eines Falles sieht oder wie viele da sind, und nun überhaupt kein Urtheil mehr fällen kann.“

„Mit meinen Taten bin ich gewiß nicht an die siebzehn Seiten gebunden“, antwortete der Oberbürgermeister ganz freundlich. „Mit meinem Urtheil, mit meinem Aburtheil schon.“

„Eine gefährliche Unterscheidung“, entgegnete Walter. „Wir könnten uns darüber bis morgen früh unterhalten. Nun, in Ihrem Machtbereich werden Sie die Hindernisse entfernen, so energisch wie es nur möglich ist. Genau so, wie es der Staat mit seinen Hindernissen tut. In unserm Fall, mit seinen Verbrechern.“

Schmitt war es wohl allemal mehr um Recht haben denn um gastliche Höflichkeit zu tun. Er bog nicht ab. Natürlich wisse jeder um die Unlösbarkeit der Frage.

„Daß sie praktisch ebenso unlösbar ist wie theoretisch. Aber Richtertätigkeit, beamtete Richtertätigkeit! Das heißt nun einmal, sich fortwährend jenseits oder über jede menschliche Tat zu stellen. Unbegreiflich, wie ein Mensch soviel vermag von Berufswegen. Aus dem Richten ein Geschäft zu machen, nun ja, ich habe um Entschuldigung zu bitten, sich darin den Lebensberuf zu suchen . . .“

Walter war im Begriff, ohne weiteres unterbrechend das Gespräch umzuwerfen. Der Fernsprecher auf seinem Schreibtisch rief in diesem Augenblick. Walter stand auf, nahm den Hörer ab und horchte der Mitteilung. Er antwortete langsam in das Sprachrohr hinein: „So.“

Dann, noch in den Fernsprecher: „Einen Augenblick. Ich schalte um.“

Er legte den Hörer beiseite, zog die Schnur des Apparates aus der Steckdose und sagte: „Ich muß dieses Gespräch in einem anderen Zimmer zu Ende hören.“ Er ging mit dem Apparat fort.

Der Oberbürgermeister wandte sich als Walter gegangen, altmodisch freundlich an Etta. Da habe die gnädige Frau so sehr ernsthafte Gespräche mit anhören müssen.

Etta mußte lachen. Was denn? Sie sei kein Backfisch.

Schmitt war verlegen und sagte wirklich: „Ich kenne ja den Interessentenkreis unserer schönen jungen und eleganten Damen nicht. Aber ich dachte — und hier herum ist alles so prachtvoll eingerichtet — und die Gnädige selbst . . .“

Etta erklärte, ernsthafte Gespräche seien für sie selbstverständlich. „Mir sind genau dieselben Dinge gesprächswichtig wie nur Ihnen, meinem Mann oder dem Herrn

Baumeister. Hätte ich mich nicht verheiratet, so studierte ich jetzt einem Beruf zu.“

„Eine so schöne junge Dame, die es doch gar nicht nötig hat!“ staunte der Oberbürgermeister.

Etta lachte wieder und verkündete auch hier, sie habe das humanistische Abitur bestanden. Beide Männer vor ihr waren, wie während des Abendessens zur Sprache gekommen war, durch das Realgymnasium hindurchgegangen.

Sie war aber unruhig und bat um Entschuldigung — sie wolle doch nachsehen wo ihr Mann bleibe.

Sie trat in ihr Wohnzimmer, wo er noch vor dem Tischchen mit dem Fernsprecher saß.

„Du hast schlechte Nachrichten erhalten?“ fragte sie betroffen.

Er wandte ihr unruhig seinen Blick zu: „Kuhn, der alte Kerl, weißt du, der wegen des Brandes in Untersuchung saß, hat sich erhängt. Trotz aller Vorsicht. Ich vermutete immer, er würde es eines Tages tun. Nun ist es geschehen. Er ist tot.“

Er griff nach ihrer Hand, bettete sein Gesicht darein. „Ach, Herzensseele, es ist so schwer.“

„Und nun soll ich hineingehen und mit dem Stadtoberhaupt reden, und er hat mir Richtersein als unmenschlich vorgeworfen.“

„Ich schicke sie weg“, schlug sie vor.

Er schüttelte den Kopf. Sie würden ohnehin nicht mehr lange bleiben. Er erhob sich, um ins andere Zimmer zu gehen. Er teilte den Herren mit: Coeben habe er die Nachricht bekommen, daß sich sein Untersuchungsgefangener, der alte Kuhn, der wegen der Brandstiftung verhaftet worden war, das Leben genommen habe. „Er hat sich erhängt und ist tot.“

Schweigen. Die beiden Gäste sog an ihren Zigarren.

„D nein, ein Geständnis ist dieser Tod nicht“, sagte Walter Justin zu sich und zu ihnen.

„Ja, er war doch überführt?“ fragte Luck. „Ich habe ihn immer als den Urheber aller unserer neuen Baugesinnung . . .“, er wollte fortfahren: verehrt, bog aber doch ab: „angesehen.“

„Gestanden hat er nie“, antwortete Walter.

„Auch nicht — dritter Grad?“ fragte der Oberbürgermeister.

„Das ist amerikanisch“, entgegnete Walter hitzig. „Gewiß hat er den Tod des Weibes, das bei dem Brand umkam, verschuldet oder doch zum mindesten zugelassen. Ich verkünde damit kein Geheimnis. Sie wissen es, die ganze Stadt.“ Er erzählte einiges aus der Geschichte.

„Also Tod aus Liebesgram“, meinte Luck. „Allerhand. Der verschmähte Liebhaber ein alter Tischlergeselle, seine stolze Huldin aber eine Grünkramfrau im besseren Alter. Es gefällt mir. Da ist doch noch Gefühl.“

Aber gutmütig redete er vor allem Walter zu. „Nehmen Sie sich diese Sache nur nicht zu schwer zu Herzen, verehrter Herr Landgerichtsrat. Da sind bessere Leute als er gefallen, im Felde, hunderttausendfach.“

„Ich habe den Wert oder Unwert der Menschenleben dort im Felde nicht abzuschätzen“, erwiderte Walter. „Dort hat sich wertvollstes Menschenleben und die höchste Menschenart für Ziele eingesetzt, die uns als Ideale erschienen. Uns schien damals nur der beste Wert gerade gut genug, um sich darzubringen, so war uns ums Herz, die wir mitten darin standen. Daß es nachher für sehr viele da draußen anders ausgesehen hat, in der furchtbaren Länge der Zeit und zuletzt bei dem grauenhaften Zu-

sammenbruch — das steht auf einem andern Blatt. Hier sind keine Vergleichspunkte. Dieser tote Mensch aber war unter meine Verantwortung gestellt.“

Der Oberbürgermeister fragte: „Es war Ihr erster Fall? Ich meine in Ihrer Tätigkeit hier als Untersuchungsrichter?“

„Ja.“

Walter kam nicht los: „Ich habe diesen Ausgang geholt und immer für wahrscheinlich gehalten. So ließ ich den Mann nie allein. Aber sein Mitgefangener war schon eingeschlafen. Die Nachtwache hat auf dem Rundgang durchs Guckloch gesehen; da baumelte der Mann am Fenstergitter. Er war tot, als man ihn abschneitt. Man hat alles versucht. Sein Mitgefangener hat nichts gemerkt. Er hatte fest geschlafen.“

„Friede seiner Asche“, sagte der Oberbürgermeister und stäubte buchstäblich die Asche von seiner Zigarre ab. „Was sollte der alte Kerl noch in dieser Welt? Die Braut war weg, auf jeden Fall. Er muß ein Wirrkopf gewesen sein. Nun hat er Ruhe. Für uns ist er ja nicht gerade vorzeitig gestorben. Er hatte seine Aufgabe erfüllt.“

Und so hatten die beiden Stadtgewaltigen, die es vor allem anging, der Oberbürgermeister und der Stadtbaumeister, dem alten Kuhn die Nachrede gehalten.

Die Herren gingen. Der Oberbürgermeister sagte beim Abschied auch: „Nehmen Sie sich diesen Fall bloß nicht zu Herzen, und wiederholte: „Wir wissen alle nicht, was wir tun.“

Luß meinte: „So ist es nun einmal auf der Welt. Wo gehobelt wird, da fallen Späne.“

Walter konnte keine Ruhe finden. Etta ging auf seine Bitte zu Bett. Nach Stunden kam sie zu ihm.

Er saß noch an seinem Schreibtisch. Er hatte gearbeitet. Die Gedanken fielen ihn immer wieder an.

„Was nützt alles Grübeln darüber, wie ich es falsch gemacht habe. Wie ich es hätte besser, klüger, zweckmäßiger machen können.“

Auch er ging zur Ruhe.

Er fuhr in der Nacht hoch. Auch Etta erwachte. „Bin ich ein Mörder?“ fragte er sie. „Habe ich diesen alten Menschen in den Tod geheßt?“

Sie tröstete ihn liebevoll. „Du hast doch nichts wie deine Pflicht getan. Und du mußt immer daran denken, daß sich das alte Scheusal einen Pfifferling darum aufgeregt hat, ob oben die Frau verbrannte, und das hat er auf jeden Fall gewußt. Ich bin wütend. Jetzt verstört er dir auch noch die Nacht. Und du brauchst deine Ruhe.“

„Darauf kannst du dich heilig verlassen“, meinte Walter und seine Bemerkung ernüchterte ihn wohlthätig, „wenn etwas, so hat es dem alten Grimmbart die giftigste Freude gemacht, in seinem letzten wachen Augenblick, daß er gewissermaßen nicht nur seine Angelika sondern auch mich hereinlegte. Der hat mich gehaßt!“

Er griff nach seiner jungen Frau Hand. „Ich liebe dich. Liebe du mich auch. Was habe ich sonst? Mein Hölzchen, mein Angebetetes, du mein ein und alles.“

Picknick im Baubüro

Nichts anderes war mehr zu tun. Die Akten: Albert Ruhn, wegen Brandstiftung, konnten nur noch Vermerk erhalten: Geschlossen.

Die öffentliche Meinung von Bombingen nahm diese Wendung des aufregenden Falles gleichmütig hin, ja sogar mit einer gewissen Genugtuung. Albert Ruhn hatte unter die Seite der unangenehmen Vergangenheit dieser neuen Stadtgründung seinen eignen Schlußstrich gezogen. Erledigt. Weiter. War so viel besser als jede Gerichts-sitzung. Wozu?

Walter Justin aber hatte keine Zeit zum Grübeln. Er hatte an jedem Abend bis zum Zubettgehen Stöße von Akten durchgearbeitet; an jedem Morgen lagen neue auf seinem Pult. Er begriff, was Sisyphusarbeit ist oder die Arbeit auf einem Rangierbahnhof oder die einer schwer überlasteten Hausfrau. Für ihn galt es: Geistesarbeit am laufenden Band.

So geschahen denn die Verbrechen in seinem Gerichtsbezirk am laufenden Band?

Ja, war er denn nicht mehr bei Trost, daß er sich über solche Erfahrung auch nur einen Augenblick lang wunderte? Darüber, daß die Gerichtsmühlen auf der ganzen Welt niemals still stehen konnten?

Er hätte die Erinnerung an die rücksichtslose Zweifelsetzung am segensreichen Sinn seiner Lebensarbeit durch den groben Oberbürgermeister längst vergessen und verschmerzt gehabt. So wichtig war ihm der Mann nicht.

Auch nicht die eigne Enttäuschung über die Hoffnung eines Augenblicks, daß sich vielleicht eine freundliche Beziehung zwischen ihm und diesem bedeutsamsten und lebensmächtigsten Mann der Stadt Bommingen knüpfen könne. Nun, man ließ ihn links liegen, ging seinen Weg gradeaus und vergaß ihn. Aber der Oberbürgermeister blieb für Walter Justin mit der Todesnachricht über Albert Ruhn verhaftet. So sinnlos diese Beharrlichkeit seiner eignen Seele war — für Walter Justin war der Oberbürgermeister zum Todesführmann geworden, den das hohnlachende Schicksal sandte, um ihm den Selbstbetrug über seine Ideale, über seine ideale Auffassung seines Berufs niederschmetternd zu beweisen. Der Oberbürgermeister wurde für Walter Justin zur schwarzen Rage, vor der viele Leute lieber einen Umweg um einen Häuserblock machen, als daß sie ihren Weg von ihr kreuzen lassen. Er vermied diesen Mann wo er konnte, ja, er bog wirklich ab, sah er auch nur den blanken schwarzen Ratswagen mit dem großen Stadtwappen, das Zeichen für den Wagen des Stadtoberhauptes selbst, von fern aus dem Verkehr auftauchen. Schwarzer Rater. Samiel. Fürst der Finsternis.

So sollte Bommingen mit seinem schönen Schritt aufwärts in der Laufbahn etwa für ihn und seine Frau einen Fehlschlag bedeuten? Ach, sie hatten gewußt: Wenn Bommingen auch vielleicht kein großes Warnungszeichen verdiente, ein kleines war ihm schon rechtmäßig anzuhängen. Was bot sich an einer Farbigkeit des Lebens? Von einer Geistigkeit ganz zu schweigen? Hier waren Wirkfabriken und ihre Besitzer oder verantwortlichen Leiter hatten viel Geld oder gaben sich wenigstens den Anschein davon. Eine Beschäftigung mit geistigen Dingen

hätten diese ehrenwerten Herren Rundlinge nur mit-
leidig lächelnd abgelehnt. Mit geistigen Dingen ent-
schädigten sich die geschäftlich Unzulänglichen. Bom-
mingen hatte ein Theater. Wenn es einmal ein anderes
denn ein Amüsierstückchen brachte, so kam es damit auf
keine vierte Vorstellung. Man gab Gesellschaften. Man
fraß sich geduldig stundenlang durch sechs oder acht Gänge
hindurch. Jedermann seufzte, wenn nur das lithographierte
Einladungskärtchen ins Haus flatterte, und jedermann
wußte, sobald nur der gebratene Vogel durch die Tür
hereingetragen wurde mit der weißen Papiermanschette
ums Bein oder dem flotten Speer im Bürgel: Ach,
trocknes Gedeck zu acht Mark vom Herrenklub Union
oder aus Puhlmanns Keller. Und jedermann wußte auch
sofort, wie Fisch und Vogel, Salat und Eis bis zur letzten
Würze und Tunke schmecken würden. Etta erhielt den
ganzen ersten Winter hindurch bei jeder zweiten Gesell-
schaft denselben Tischherrn zugesellt, gemäß den Rang-
ansprüchen ihres Mannes, und Walter entsprechend
dieselbe Dame nach dem Range ihres Vaters, und die
Paare hatten sich gegenseitig schon beim zweiten Zu-
sammensein bis an jeden Abgrund schwarzer Langeweile
hingewürgt. Warum gaben vernünftige Menschen solche
Gesellschaften, die niemandem außer vielleicht ein paar
Eß- und Trink-Luxuslieferanten Spaß machten? Nur
um zu beweisen: Auch wir können es uns leisten? Oder
waren diese Menschen nicht vernünftig? Hatte man
nichts gelernt, immer noch nicht, auch nicht nach diesem
fürchterlichen Kriege mit seinen fürchterlichen Folgen?

Wenn Walter einmal über Ettas Lebensstil nach-
dachte, dann faßte er sich an den Kopf und krallte die
Hand in seinem Haarschopf ein. Das sollte sie aushalten?

Wirklich wäre es für sie hundertmal amüsanter gewesen, sie ritt als die Herrin einer Kamelskarawane durch die afrikanische Wüste zu ihren Tuaregdamen.

Erta selbst klagte nicht. Er redete von sich aus nicht über diese Schwierigkeiten. Er konnte es nicht ändern, daß er zuviel verlangen mußte, weil er gar nichts verlangte. Er konnte sich ihr nicht widmen. Er konnte nicht, wie ihm gänzlich falsch nachgesagt wurde, mit ihr nach Berlin in die Oper oder ins Konzert fahren. Er konnte nicht einmal am Abend mit ihr plaudern oder still bei ihr sitzen, ihrer Gegenwart froh. Er konnte nicht etwas Hübsches und Rechtes mit ihr lesen. Er hatte sich an seinem Schreibtisch festzuschrauben, um seine Akten über seine Gespräche mit seinen Abeltätern vom vergangenen Tag zu erledigen und die für den kommenden vorzubereiten.

Sie lebten mit ihrem Glück bei der Zeit auf Borg. Einmal würde es anders sein? Jetzt war der Zustand nicht gut.

Es nützte nichts, daß sich Walter sagen mußte: So leben die meisten Ehepaare aus unserer Lebensschicht. Der Mann ist mit Berufsarbeit überhäuft, die seine Kraft zur Teilnahme für andere Dinge bis zur letzten Trockenheit auspumpt. Was wissen die meisten Ehemänner überhaupt noch mit der Gesellschaft ihrer Frauen anzufangen, selbst wenn einmal mehr Muße lächelt? Aber er hätte etwas mit der reizenden Gesellschaft seiner begabten Frau anzufangen gewußt! Und er konnte ihre Gemeinsamkeit nur noch als letzten Untergrund seines Seins genießen: Seine Frau war da. War für ihn da. War sein.

Sie aber mußte glauben, lieben und hoffen.

Was blieb sonst?

Sie bewies auch wirklich die fröhlichste Liebe und eine musterhafte Geduld. Sie drängte niemals und forderte nicht. Sie verlangte nicht, ihr Gatte solle sie aufheitern und zerstreuen. Er solle sie unterhalten. Sie leitete ihren Haushalt umsichtig, so daß für Walters Augen immer nur alles bereitet schien. Alles war immer wie zum einzigen Zweck aufgerichtet, ihm zu dienen, ihm den Schutzwinkel des Glücks anzubieten, sobald er nur in sein Heim einkehrte.

Etta hatte gewiß nicht viel mit ihrem Haushalt zu tun. Alles Gerät war neu und würde um seiner ausgezeichneten Beschaffenheit willen noch für ewig nicht brüchig werden. Ihre Hausgehilfsinnen waren gut ausgesucht und taten ihre Arbeit nach jeder billigen Erwartung. Eine tätige Hilfe von seiten Ettas hätte die Berufstätigkeit ihrer Hausgeister nur gestört.

Etta schuf sich freundlichen Verkehr. Einige jüngere Kollegenfrauen hatten mit ihr nach einer guten Schulausbildung den gleichen Wunsch, nicht zu versilzen und zu versauern, wie sie es nannten. Sie richteten sich Lesekreise ein mit Bücherstoff, auf den es ankam. Etta unternahm es tatkräftig, sich in fremden Sprachen weiterzubilden. Sie hatte ein bemerkenswertes Sprachtalent. Sie trieb Französisch und Englisch, lernte Italienisch und sogar Spanisch. Sie hielt sich Duzende von ausländischen Zeitschriften. Sie versuchte, sich aus den deutschen Blättern über den Fluß der damals gegenwärtigen deutschen Geistigkeit in Kenntnis zu erhalten, ob sie ihr nun gefiel oder nicht. Sie gefiel ihr nicht. Sie baute Mauern von Büchern um sich, durch die sie sich eifersvoll lesend hindurchfraß.

Die sechzehn oder vierzehn Stunden des Tages, die unterzubringen waren, mochten so schon schnell genug vergehen.

War es ein eigentliches Leben? Walter hätte sich bekreuzigt, wenn es ihm auferlegt worden wäre.

Es war ein Leben immer nur der Aufnahme und zwar einer Aufnahme in Stummheit. Etta konnte sich mit so gut wie keinem Menschen, auf den es ihr ankam, über ihre Eindrücke aussprechen. Mit ihrem Mann zu allererst. Er hatte Verbrechераkten zu erledigen, vom Augenblick des Aufstehens an bis zum Zubettgehen in sehr später Nacht.

So war das Leben dieser Sattkraft sprühenden Frau nur das einer stummen Aufnahme.

O ja, eine Frau mußte Kinder haben. „Mutter war trotz aller Plage glücklich. Mutter hatte etwas um die Ohren“, so hatte Etta sogleich im Anfang ihrer Bekanntschaft zu ihm gesagt.

Nun, wenn Walter sich dieser ersten Zeiten erinnerte, dann kam ihm Trost. Wie unstill, wie wirr verfloren war das kleine Mädchen damals in der Welt herumgeflattert. Wirklich in heißer Lebensangst war sie an sein Herz gestürzt. Jetzt brauchte er sie nur anzusehen: Sie blühte königlich auf. Sie wurde, so jung sie noch war, mit jedem Tag reifer und ruhiger. Ihre Liebe hielt ihr Sein als das sicherste Gerüst.

Und einmal würden sie wieder mehr Zeit für einander haben, das heißt, ihr Mann für sie.

Aber Walter mußte solche Erwägungen in jeden Hintergrund seines Bewußtseins drängen. Er konnte diese Umstände des Lebens nicht ändern. Sie waren durchzuhalten.

Eines Tages erzählte Etta ihrem Mann beim Mittagessen: Benno Luck hatte angerufen, wann endlich wolle sie ihren vielversprochenen Besuch im Baugelände wahr machen? Vielversprochenen — sie hatten Luck einige Male in kleinerem und auch größerem Kreise bei sich gesehen. Heute hatte er damit gelockt, er habe ihr besonders Interessantes zu zeigen.

„Das hat er immer“, lächelte Walter.

„Ich habe ihm für heute nachmittag zugesagt.“

„Na, dann mache dich nur auf eine wahre Hoch- und Tiefstour gefaßt.“

Am Nachmittag wurde Walter von ihr auf dem Gericht angerufen. Er hatte sich eine eigene persönliche Leitung bis zu seinem Arbeitstisch legen lassen. Die älteren Richter nannten diese Leitung auch einen der Skandale, die in den früheren strammen Zeiten unmöglich gewesen seien. Zuerst kamen die jungen Kollegen, die von Anfang an begeistert gewesen waren, um sie fleißig mit zu benutzen, und danach immer mehr, bis schließlich auch die Nörgler jeden Widerspruch auf sich beruhen ließen. Nach Walters Tisch wurde nur von einer Zentrale aus für seinen Bedarf umgeschaltet.

Diesmal teilte Etta ihrem Mann lachend mit, da sei sie auf dem Baubüro und Luck stehe neben ihr. Und er habe die verrückte Idee, hier im Büro und heute abend noch ein Picknick zu veranstalten, ja ja, eine richtige Gasterei. Luck nahm ihr das Sprechrohr ab und entkräftete alle Einwände Walters: Jawohl und allerdings. Er wolle auch einmal der Gastgeber sein, in Erwidierung so vieler empfangener Einladung und Freundschaft. Und die Kantine im Baugelände sei schon beinahe Kaiserhof.

Warum nicht? Einmal konnte er auf dem Gericht früher Schluß machen. Walter fuhr nach Hause, um sich umzuziehen und auch seinerseits einige Herrlichkeiten für den Picknicktisch zusammenzusuchen. Von den Hausgehilfsinnen hörte er, daß Etta schon Körbe voller Geschirr und Gßköstlichkeiten abgeholt hatte. Hilfe für die Bedienung im Baubüro hatte sie abgelehnt.

In der Bauhütte empfing sie ihn jubelvoll. Endlich einmal ein vernünftiger Entschluß!

„Ich werde in der Nacht arbeiten müssen“, sagte er. Geselligkeit hatte immer diese Folge für ihn.

Etta und Luß waren feuerreifrig beschäftigt, ungefähr die ganze bewegliche Einrichtung umzuräumen.

So viele Umstände. So viele Schüsseln und Gßwaren! staunte ihr Mann. Sie waren doch nur drei.

Ach, was übrigblieb, das konnten neu angerichtet morgen die Kleinen Klapperschlangen und ihre männlichen Bürofrennde zum Frühstück bekommen, schlug Etta vor. Sie würden sich sehr freuen. Im übrigen, nur drei Leute? Luß sagte vorwurfsvoll, natürlich komme doch noch der Oberbürgermeister.

„Na ja also“, entgegnete Walter und dachte: Ich hätte es mir denken können. Er hatte es aber nicht getan. Und er hatte auch zu Etta niemals von seinem Unbehagen gegen den stadtregerierenden Mann gesprochen. Diese Erinnerungen mochte er nicht.

Er fand aber nun seine eigene Ehen albern. Wahrscheinlich genügte es, den Mann wieder einmal zu sehen und zu sprechen, um sie loszuwerden und eine freundlich ferne Beziehung auch innerlich einzuleiten.

Weder Walter Justin noch Etta hatten den Oberbürgermeister inzwischen ausführlich gesprochen, noch auch

nur gesehen. Gesellschaftliche Einladungen hatte er höflich abgelehnt. Wer wollte es ihm verdenken?

Luß hielt Walter am Westenknopf. Wie lange hatte er den Stadtbau nicht besucht? Strafwürdigste Unterlassung! Sie mußten sofort, noch vor dem Mahl, zum Bangelände hinaus.

Etta lehnte jedes Nochmalmitkommen ab. Einmal am Tage eine solche Zinnen- und Höhlenwanderung sei mehr als genug für jeden gewöhnlichen Sterblichen. Die Männer sollten nur ihre Wege wandern. Sie würde unterdessen den Tisch richten.

Die Bauhütte zitterte immer wie ein Großdampfer im Ozean vom Gestampf und Gekreisch der Rammmaschinen und dem Gedröhn der Betontrommeln draußen im Bangelände, und die Schweißbohrer quietschten zu allen Fenstern herein. In ihrer stillen Wohnung wäre es hübscher gewesen, dachte Walter. Nun, es half nichts.

Er mußte diesmal die Badeanlagen bewundern, wie sie sich jetzt schon offenbarten. Freibad mit den üppigsten Strandanlagen im Sommer! Sie hatten hier am Pleisterfluß genügend herrlichen Platz. Das Planschbecken für die Kinder. Die rennbahnlange Badeanstalt mit den Schwimmhallen. Großartig für den bedeutsamsten internationalen Wettbewerb! Heizbar! Sommer- und Winterbetrieb. Abteilung für die Männer, für die Frauen, für den Familienbetrieb. Abteilungen für die medizinischen Bäder. Das Geld für alle diese großartigen Anlagen? Oho, diese Anlagen würden Geld einbringen, Geld wie Heu. Hinreichend sogar für Amortisation und nicht nur zum Zinsendienst. Zu diesen Badeanlagen würde die halbe Stadt, was sage er, die ganze Umgegend gepilgert kommen.

Sofort zur Einweihung werde ein Rekordschwimmen veranstaltet werden. Meisterschaft für Mitteldentschland. Für Herren und auch für Damen. „Alles Ideen vom Oberbürgermeister! Da staunen Sie? Aber wie lange haben wir ihn noch?“

„Liegt denn etwas in der Luft?“ fragte Walter. „Eine Abberufung?“

Besonderes lag nicht vor. Nur predigte Luck immerzu: Eine ganz große Stadt holt ihn uns nächstens fort. Letzte Stufe vor dem Innenminister, bald für das ganze Reich. „Denkt dann an mich“, sagte Benno Luck.

„Aber, Luck“, antwortete Walter Justin staunend, „wir sind allein, ohne Schmitt. Da kann ich es Ihnen aussprechen: Wie können Sie jemals auch nur wünschen, daß Schmitt eine große führende Stellung über ein solches Stadtregiment hinaus bekommt? Er als Sozialdemokrat? Wer weiß besser als Sie, daß er damit zu den Leuten der tausend Kompromisse gehört? Durch die Deutschland unter keinen Umständen wieder aufgerichtet werden kann.“

„D nein. Nur Linksdemokrat. Sozialdemokrat ist er nie gewesen!“

„Nun, desto schlimmer hier bei uns.“

„Im Grunde seines Herzens ist der Oberbürgermeister nichts wie Sozialist“, entgegnete Luck. „Darum liebe ich ihn. Sozialist! Genau so wie Sie und ich.“

„Bitte, lassen Sie mich unverbrüchlich auf dem andern Felde als Schmitt stehen“, widersprach Walter erregt. Er fuhr fort: „Erinnern Sie sich nicht mehr, wie Schmitt damals am ersten Abend bei uns im Hause sagte, im Zusammenhang mit Ihrer beamteten Stellung und den Rücksichten, die sie Ihnen nach seiner Ansicht aufzwingt:

Niemals könne es für einen Mann eine dringendere Pflicht geben als seine Lebensarbeit, — er meinte, seine amtliche Stellung — nicht zu gefährden? Da haben Sie den Mann. Bei aller seiner Brutalität — ich traue ihm eine ganze Menge zu — der Mann ist Fuchs. Die Laufbahn zuerst und vor allem! Wenn nur sie nicht wackelt!"

Luß blieb unberührt. „Sie kennen ihn noch nicht, so wie ich ihn kenne. Tief in seinem Innern ein rührender Mann. Er hat Gemüt! O, ich sage Ihnen, Sie müssen ihn nur besser kennenlernen. Dringen Sie in ihn ein. Es müßte doch mit dem Affen zugehen, wenn Sie beide vortrefflichen Leute sich nicht verstehen sollten!"

Er beteuerte: „Der Oberbürgermeister ist ein großer Mann! Wenn der erst einmal an der Spitze steht, ich meine ganz oben, so wird er regieren, daß die Lappen fliegen.“

„Davon bin ich überzeugt“, antwortete Walter.

Luß war doch vor allem erpicht, sein Werk im Fortschritt zu zeigen. Er erzählte, daß er zu sämtlichen modernen Badeanstalten Deutschlands und auch zu einigen ausländischen hingereist sei.

Walter fragte, seien die Wohnhäuser nicht noch dringlicher gewesen? Der Zustand der Barackenstadt komme ihm innerlich und äußerlich mit jedem Male, daß er dort gewesen sei, bedrohlicher vor.

Luß schob alle Einwendungen sorglos ab. „Die halten auch den Winter hindurch noch Ruhe. Der Oberbürgermeister macht alles.“

Dieser Herr Oberbürgermeister war inzwischen im Baubüro eingetroffen. Er konnte bei Walters Eintritt nur kurzen Gruß aufwenden, aber diesmal nicht aus Hoch-

mut oder aus großartigem Würdegefühl heraus, sondern weil er zu tun hatte. Etta hatte ihn als Helfer eingestellt. Sie warf das große Tischtuch einer Tafel für mindestens zehn Personen zwischen ihm und sich auf. Er sollte an einem Ende des Tischtuches festhalten und sie wollte es am andern tun. Übermütig schleuderte sie das Tuch hoch, ihm aus den Händen, und er sah den davonflatternden Zipfeln in hilfloser Bestürzung nach. Sie kam lachend um den Tisch gelaufen, steckte ihm die Zipfel wieder in die Hände. Er strahlte Glück wie ein Schuljunge zum Ferienanfang. Walter trat herzu: „Laß mich lieber helfen“, und zu den andern: „Ich bin Frauendienst mehr gewohnt.“

Sie rief: „Zu spät!“ Das Tischtuch lag. Sie ging an der einen Seite entlang um es glatt zu streichen, und der Oberbürgermeister mußte es an der anderen tun. Dann mußte er Teller schleppen und Gläser hinstellen. Sie befahl. „Für jeden drei Teller. O ja, drei. Auf den untersten kommt das Klapperdeckchen. Bleibt liegen. So gehört es sich. Jeder bekommt sein eigenes Salzfaßchen. Da sind genug. Eins, zwei, drei Gläser für jeden Platz. Bitte, erst dieses, dann dieses, dann zuletzt . . . Die Likörgläser bleiben hier beiseite stehen. Die kommen hinterher an die Reihe, nach dem Essen.

Luß sollte hübsche Stühle holen. „O nein, nicht mit Armlehnen für das Essen. Das kommt auch erst hinterher für die Gemütlichkeit.“ Sie teilte lachend mit: Natürlich habe der Oberbürgermeister als Beitrag auch nur den Korb voller Flaschen herangeschleppt. O, über die phantasiereichen Männer!

„Ich habe aber Sekt“, verkündete der Oberbürgermeister.

Walter saß zur Seite, hatte nichts zu tun und hatte auch keine Lust, sich jünglingshaft oder auch schuljungemäßig wie ihm schien aufzuräufeln. Da saß er still um zuzuschauen. Er dachte an das erste Mal, da ihm der oberbürgermeisterliche Herr entgegengetreten war, wie er hoheitsvoll seinem Ratswagen entstieg und den Handschuh auszog, ihn aber im Griff behielt und nun huldvoll als der große Stadtregent die Präsentation des kleinen Landrichters entgegennahm. Er, Walter Justin, hatte nicht durch seine Haltungshöhe den bedeutsamen Herrn zu einem Entgegenkommen auf gleicher Basis veranlaßt. War ihm auch ganz gleichgültig. Er war kein Spießer mit Aplomb. Aber da brauchte nur die kräftige Hand, eine reizende Frauenhand, unverzagt zuzupacken und fort war die ganze Schaumblase dieser erhabenen Würde. Ohne Widerrede ließ sich der große Herr anstellen und tat sterbensgern, was nur von ihm verlangt wurde. Die Meisterstücke der Schneiderkunst, seine Rockschöße, flogen im Wirbel. Auch diesen Eisentankmenschen aus einem kommenden fürchterlichen Maschinenzeitalter hatte doch einmal ein Temperament richtig angefaßt und beinahe in Menschlichkeit zurückgerüttelt. Walter freute sich, daß seine eigene Frau das Werkzeug war.

Er hatte Etta an jenem ersten Abend der Begegnung mit den beiden Männern in den Mittelpunkt rücken wollen. Nichts wäre heute unnötiger gewesen. Etta war Mittelpunkt. Ganz offensichtlich stürmte ihre Gegenwart den beiden mittelaltlichen Knaben tief ins Blut. Beide umtanzten sie wie begeisterte Piepmäße. Der Oberbürgermeister war ein schwerer, barocker Trutzhahn, der, sich im Schwunge hin und zurück wälzend, sein großmächtiges Rad schlug und seine Federn zum heroischen Prunkgewand

aufrecht stellte. Aber Walter kam die andere Vorstellung, daß sich der Oberbürgermeister vielleicht am Silvesterabend ein wenig betrank, vielleicht auch ganz gründlich, und er hatte nun einen wunderwinzigen roten oder blauen oder grünen Papierzylinderhut auf den Kopf geklemmt und, eingehakt in eine Kette von fünf oder sechs sinnlos lustigen Leuten, sang er mit krähender Stimme sinnlos lustige Lieder.

Dann fiel Walter ein: Würde bei solcher Silvesterbeschwipstheit seine eigene Frau dann die Dame sein, bei der er sich einhaakte oder sie sich bei ihm?

Jama wollte doch, der Herr Oberbürgermeister Theodor Schmitt sei durchaus nur ein Damenfeind? Nun, heute war er nichts weniger.

Und dann dachte Walter Justin weiter: Wenn nun Etta Lust hatte und diese Lust durchzusetzen verlangte auf solchen Silvesterspuß, am selbst so oder so mitzutun?

Er selbst würde zu all solcher Vergnüglichkeit immer nur außerstande sein. Wenigstens in dieser Gesellschaft. Er würde nicht mittun können. Aber sie? Könnte er ihr solches Wünschen verdenken? Könnte er es ihr verwehren?

Jede moderne Ehefrau und jeder moderne Ehemann hätte ihn für verrückt gehalten. Spaß ist Spaß. Es hieß ja, daß sich heute auf der ganzen Welt die Paare nicht einmal mehr hinter spanischen Wänden sondern ganz öffentlich überkreuz abküssten. Der Scheidungsrichter hatte täglich die Erwägungen anzustellen: Noch modern zulässig oder doch nicht mehr?

Beinahe wäre Walter aufgesprungen vor seinem eigenen Innenbild. Dieses hölzerne grobe Ungetüm sollte geküßt werden, von irgendeiner reizvollen Frau! Auch

nur im Scherz, auch nur unter der verhängnisvollen Beschämung eines Silvesterspuks! Einer Silvesterkneiperei!

Etta hatte seine jähe Bewegung wahrgenommen. „Wir sind gleich fertig. Gleich bekommt ihr alle endlich doch etwas zu essen“, begütigte sie.

Sie war aufgeräumt und wurde es, als sie bei Tisch saßen, immer mehr. Sie spielte sozusagen in einem Theaterstück, in einer Komödie.

Wünsche der Herr Baumeister noch von dieser Kaviarplatte oder befehle er Gänseleberpastete? Der Herr Oberbürgermeister schaue nach dem Brotteller aus? „Walter, du trinkst ja nichts!“

Beinahe hätte Walter sie angerufen: Aber Herzensseele, mimst du die Wirtin in einem sehr besuchten Gasthaus? Die schöne, tüchtige Wirtin von Unbeliebtheit? Ach, Kind, was stellst du dir vor!

Und dann tat sie ihm leid. Wie eingeschränkt mußte ihr Temperament wahrhaft sein, wenn sie diese kleine Abwechslung mit diesen gesellschaftlich gewiß nicht sehr preiswürdigen Knaben derart aus dem Gehäuf ihrer Ruhe trieb?

Die kleine Gesellschaft erwies den vielen guten Schüsseln alle Ehre. Etta lobte die Darbietungen der Baukantine. Wirklich beinahe Kaiserhof. Der Oberbürgermeister holte seinen Sekt. Luck ließ glatt und prall die Pfropfen springen. Das war sein Kunststück, das verstand er meisterhaft. Etta stieß nach rechts und nach links an. Auf das Wohl von Luck's Braut. Wann sollte denn nun die Hochzeit stattfinden?

Luck wurde gerührt. Seine Ida mache alles mit. Immerhin konnte er sogar ihrer Güte nicht die Bauhütte zum Glitterwochenest anbieten. Er zeigte Bildchen von

seiner Ida. Etta lobte: „Lieber Kerl, was?“ und ihr Mann wußte genau, daß sie dachte: Wie kann sich nur ein ansehnliches junges Weib so völlig schauerhaft anziehen?

Walter sagte und wollte absichtlich Bosheit träufeln: Nun fehle nur noch die Frau Oberbürgermeisterin.

Etta und Luck fielen sofort gegen ihn an. Etta: Sie und die zukünftige Frau Stadtbaumeisterin brauchen keine Dritte im Bunde, und nun gar eine Oberbürgermeisterin!

Luck stellte fest, der Oberbürgermeister habe sich mit Leib und Seele anderen, unpersönlichen Aufgaben hingegenben. Genau so wie die katholischen Kirchenfürsten. Ihn mit einer Ehegemahlin zusammen denken zu sollen sei eine fluchwürdige Zumutung.

Er rief: „Also, meine verehrten Gäste. Einen Augenblick. Eine Pflicht. Eine Herzensnotwendigkeit. Ehe uns der Champagner im Glase verschäumt.“

Er erhob sich und ließ den Gegenstand seiner Dankbarkeit und Anbetung, den Oberbürgermeister, den er seinen Gönner und Freund nannte, den Bereiter seines Weges, den Erlöser aus Verrottung und Elend, den Bringer von Licht, Luft, Sonne, hochleben.

Er schluchzte in seine Wonne hinein. „Ich habe es durchgemacht, durch alle diese Jahre und Nöte, den Morast, in dem alles Bauwesen dieser Stadt verkam. Unter dem vorigen Stadtregenten. Aber wer brauchte nur zu kommen und alles mußte sich wenden?“

Etta lachte laut, während sie ihr Glas an das des Oberbürgermeisters und dann an Luck's klingen ließ. Na, und den Damentoast, wer halte den?

Luß war verdußt dennoch gleich bereit. Auf eine Rede mehr oder weniger komme es ihm wahrhaftig nicht an.

„Meine Frau nimmt die Bereitwilligkeit für die Lat“, wollte Walter ablenken. Aber er hatte sich verrechnet. Etta wollte anders. Sie lasse sich furchtbar gern einmal ein bißchen feiern.

Luß fragte: „Verwöhnt Sie denn der Gemahl nicht? Ich dachte, nach Strich und Faden?“

Nun schlug der Oberbürgermeister an sein Glas, stand auf, rückte sich an Kragen und Rock zurecht und begann feierlich:

„Holdeste Frau Landgerichtsrat! Vormal's gab es Turniere mit stolzen Rittern. Da ging es wohl heiß her unterm Harnisch und auch oft mitten im Spiel auf Leben und Tod. Aber nachher wurde der Ritter, wenn er gesiegt hatte, offen vor aller Welt mit dem Siegespreis aus der schönsten Hand gekrönt. Ich habe nicht gewußt, daß so schöne Blüten am Lebensweg sprießen können. Ich kann nur sagen, für mich ist das eine Offenbarung. Wir Arbeitsmenschen sitzen ja leider nur in unseren Arbeitsstuben und halten unsere Stirnen über unsere Arbeit gebeugt. Aber die Welt hat nicht nur Arbeit und Anstrengung. Solch ein Abend ist ein hohes Fest. Eins, von dem wir lange zehren werden. Die holden Frauen leuchten über unserm Leben. Ich gestatte mir, die zu grüßen, die uns die Freude und Wonne dieses Abends bereitet. Unsere verehrte liebe junge Frau Landgerichtsrat, Frau Etta Justin, sie lebe hoch!“

Er kam mit seinem Glas, stieß an und küßte Ettas Hand. Er war bewegt. Ungewohnt war ihm diese Leistung sicherlich.

Etta beugte sich zu ihrem Mann über den Tisch. Er nahm sein Glas, trug es um den Tisch, stieß mit ihr an. Sie flüsterte ihm aufmunternd zu: „Du bist nicht vergnügt.“

„O doch, nur stillvergnügt. Ich unterhalte mich schon.“

„Das ist gut. Mir schien es nur so. Aber wenn du dennoch vergnügt bist!“

Schließlich entschloß sich auch Walter, den Abend ganz angenehm zu finden. Sie plauderten, schlürften zwischen dem Kaffee von seinen auserlesenen Likören. Alle guten Gaben waren zu ihrem Recht gekommen.

Die Stimmung der andern drei wandte sich mit ausdrücklichem Wohlwollen Walter zu. Er spürte es dankbar, empfand auch das Nachlassen seiner übergroßen Spannung. Er gestand: Ja, die Überlastung! Er meinte, als Amtsrichter in Kerne habe er viel weniger zu tun gehabt. Luck urteilte, höchst wahrscheinlich sei die liebe Bevölkerung von Bommingen verrückter als die Leuten von Kerne. „Oberbürgermeister, Sie sind doch nicht beleidigt?“ Der winkte Verneinung. Walter mußte zugeben, an der Mutmaßung war schon Wahrheit. Aber das Hauptgeheimnis der Überbürdung: Am Bomminger Landgericht war, wie fast an allen Landgerichten, zum mindesten ein Untersuchungsrichter zu wenig.

Er erzählte, daß er früher doch fast an jedem Tage Zeit gefunden habe, um zum Beispiel für eine Stunde ins Freie zu radeln. Als Junggeselle allein und später mit seiner Frau. Ihm fiel ein: Wenigstens solange Etta gekonnt hatte. Er dachte an die ganze lange, im Ergebnis so schmerzliche Wartezeit auf das Kindchen.

Hier herum sei die Gegend leider nur wenig verlockend, meinte der Oberbürgermeister. Nun ja, etwas weiter hinaus, da werde sie vielleicht ganz nett.

Es kam zur Sprache, daß der Oberbürgermeister und Luck jeden Sonntag morgen einen Ausflug auf ihren Kraftträdern weit ins Land hinein unternahmen. Diesen Ausflug ließen sie sich, wie Luck beteuerte, auch von der tollsten Arbeit nicht nehmen. Luck hatte als Kraftrad einen netten Engländer, gute und billige Marke. Der Oberbürgermeister konnte sich als Junggeselle ohne jede häusliche Absicht das Beste gönnen. Bayrische Motorenwerke. Und jedes zweite Jahr eine neue Maschine.

Walter erklärte freimütig, für Krafttradfahren habe er bisher keine Vorliebe aufbringen können.

„Mein Mann liebt auch meinen Pudel, ich meine unsern kleinen Wandererwagen, nicht gebührend“, gestand Etta. „Trotzdem er unsere Bekanntschaft vermittelt hat.“

O, es war Walter sehr lieb, daß sie nichts weiter von ihrer Begegnung erzählte. Seine Gedanken gingen dahin — einmal hatte wirklich derselbe kleine Wandererwagen an der Kerner Waldecke gestanden, eines Herbstabends, und eine junge, ihm bis dahin ganz fremde Dame, von der er keine Ahnung gehabt hatte, daß sie überhaupt auf der Welt wandelte, lebte, schon seit fast zwei Jahrzehnten aufwuchs, hatte dort auf ihn gewartet, als das unentrinnbare Schicksal für ewig. Aber solches Begegnen hatte sich schon vor Urzeiten ereignet, vor einem Lebensalter, in einer andern Weltenzeit. Und sie hatten miteinander ein Kind haben sollen und hatten die Hoffnung ins Grab senken müssen.

Gute, heißgeliebte, kleine Etta!

Unterdessen verteidigte Luck sein Kraftfahrrädchen. Etta wollte dennoch nichts vom Motorradfahren wissen und erzählte schließlich die Geschichte von dem armen Mariechen Peukert, dem lieblichen, unschuldigen Kinde, das ihr

ans Herz gewachsen war, und nun sei es für sein ganzes Leben zuschanden gefahren. Wirklich wäre das arme Vögelchen am besten tot. Im besten Fall würde es für sein ganzes Leben gelähmt bleiben. Ihr stiegen die Tränen, wie immer, wenn das Andenken an Mariechen Peukert sie überwältigte. „Ich hatte das Kind so sehr lieb.“

Der Oberbürgermeister sagte seinerseits gerührt, die Offenbarung eines so mitleidigen Herzens könne gewiß niemals anders denn nur erhebend und erschütternd sein, und Luß fiel bei: Sie könnten für so viel freundschaftliches Vertrauen doch nur danken.

„Aber haben Sie denn noch niemals selbst einen Verkehrsunfall angerichtet?“ fragte der stadtregerende Herr. „Dann wären Sie ja das wahre Kleinod für die Verkehrspolizei.“

„O, ich fahre sehr vorsichtig“, beteuerte sie und berichtete halb lachend, sie habe bisher nur einmal ein Huhn zuschanden gefahren. „Es ging mir durch und durch, wie die Räder über den verrückten tockligen Vogel hinfuhren und ihn, knacks, zermalmten. Dabei war ich fast mit dem Wagen in den Straßengraben hineingeraten, nur weil ich dem dummen Huhn durchaus ausweichen wollte.“ Ein Hase sei ihr natürlich oft in die Scheinwerfer hineingerannt.

„Man gewöhnt sich an unsere Unfallziffern, leider“, sagte der Oberbürgermeister. „Sie sind fast die höchsten der Welt.“

Walter merkte, Etta hätte am liebsten ihren Platz verlassen, um sich in eine Ecke zu setzen und sich über Mariechen Peukert auszuweinen. Er kannte die Inbrunst ihrer Tränen um das arme kleine Kind. Aber ihm offenbarte sich zum Erschrecken, daß sie nicht in ihrem

Gemüt so ausgewogen und gelassen war, wie sie sich unterm Alltag, oder besser, in der kurzen Weile ihres wachen Beieinanderseins sonst, für ihn zeigte. Er hätte sich nicht gewundert, wenn sie plötzlich aufgestanden wäre und ihre Anklage in die Welt geschrien hätte über die Unbegreiflichkeit allen Lebenszweckes, über die Enttäuschung, daß Liebe so schwer war, über die Entsagung, auch in aller großen heißen Liebe . . .

Sie sagte nichts; sie knüllte nur hastig an ihrem Taschentuch, und über ihr Gesicht gingen die Erregungen, die sie bannen wollte, zum mindesten im Ausdruck. Sie schluchzte trocken auf. Aber sie rang mit allen Kräften um Fassung.

Ihr Gatte getraute sich nicht, zu ihr zu treten, sie zu erheben, sie zu hegen und zu trösten: Liebling, meine Herzensseele, mein Kindchen, so sei getrost. Ich bin bei dir!

Wie konnte er ihr vor den fremden Männern solche Liebesworte sagen. Aber er faßte alle seine Kräfte zusammen, daß sein Wille und sein Gefühl, während er sich ganz regungslos hielt, zu ihr drängen, um sie zu stützen und zu trösten.

Es gelang ihr, sich in Haltung zurückzuzwingen.

Walter sah in die Gesichter der beiden andern. Beide Männer schienen nur ganz Mitgefühl. Auch der Oberbürgermeister blickte menschlich und freundlich. Etta begann zu erzählen, im Städtchen dort behaupteten die Leute, das Mariechen sei vom Teufel, vom Leibhaftigen, wie sie es nannten, überfahren worden. „Sie kennen die Einstellung auf dem Lande und schließlich ja auch in der Stadt zu diesen Dingen?“ Die beiden andern Männer nickten. Walter erzählte von den Fahndungen der Polizei.

Die Herren urteilten als Kraftradfahrer über die Nummernfälschung als über ein großes Wagnis ab.

Luß wollte wissen, wo das Unglück geschehen sei. Hier bei Bommingen?

„Ach“, erwiderte Etta und sprach mit einer ganz kleinen gequetschten Stimme, die noch voller Tränen war, „damals waren wir noch gar nicht in Bommingen. Es war in meiner Heimat, das heißt, am Wohnort meiner Eltern. Sie wohnen jetzt in Pösslegg im Fichtelgebirge. Da ist es passiert.“

Luß hatte eine Eingebung. „Wissen Sie was? Wir fahren einmal nächstens zu dem Mariechen hin, der Oberbürgermeister und ich, über Sonntagmorgen. Wir haben gern ein Ziel, einerlei welches, wohin, welchen Wegs. Und dann bringen wir dem Mariechen einen Sack voller Apfel und Nüsse mit. Ja gewiß, so soll es sein. Nicht wahr, Oberbürgermeister?“

Der Oberbürgermeister gab gern zu, nun ja, warum nicht. Vielleicht könnten sie es einmal tun.

Und dann fingen die beiden Kameradschaftskraftfahrer über die Köpfe der beiden andern an, sich darüber auseinander zu setzen, wie dem Mariechen Peinert am zweckmäßigsten dauernd geholfen werde, in einer Erleichterung der äußern Lage. Luß sagte, man müsse das Kind in einer Heilanstalt unterbringen. Freiplatz oder Ermäßigung, und da es so liebevolle und vermögliche Gönner habe . . .

Der Oberbürgermeister schob diesen Vorschlag weg. Rente sei das einzige. Damit hätte ihr Leben bei aller Gebrechlichkeit sofort hohen materiellen Wert für die ganze Familie.

Walter warf dazwischen: Wie in aller Welt solle das Mariechen zu einer Rente kommen? An keine Renten-

anstalt irgendeiner Art habe es auch nur den Schatten eines Anspruchs. Dieses ganze Kopfzerbrechen, so drückte er sich beinahe unwirsch aus, sei überhaupt gänzlich unnötig. Das Kind sei nicht in Not. Die Eltern seiner Frau sorgten schon ihrer Tochter zuliebe sehr auskömmlich für die Kleine.

Etta's Bewegung stieg wieder hoch auf. Mariechens Eltern seien nur arme Leute, so beteuerte sie, doch an sich von liebeichstem Gemüt. Nun aber rede die ganze Familie ruhig und gottergeben auch in Mariechens Gegenwart davon, am besten stürbe das Kind, nähme es der liebe Gott zu sich in seinen Himmel, wie die Formel laute. In eine Heilanstalt wolle das Kind selbst durchaus nicht.

„Also, in jeder Beziehung: Rente“, entschied Schmitt und sprach als das Stadtoberhaupt, das seinen Entschluß verkündet.

Für Walter wurde dieses Gespräch endgültig zuviel. Er erhob sich. Etta schien noch immer nicht an Aufbruch zu denken. Er fragte sie: Lasse sie das Geschirr morgen von hier abholen? Etta besprach mit Luck, sie wolle morgen sehr zeitig selbst mit ihrem Mädchen kommen, um alles Gerät zusammen zu packen und nach Hause zurückzuschaffen.

„Das nächste Mal bringe ich unser Grammophon mit“, verhiess sie in wieder getroster Stimmung. Zum nächsten Mal werde auch Luck's Braut als seine kleine Frau da sein, und sie könnten zusammen tanzen. „Bis dahin müssen auch Sie es gelernt haben, Herr Oberbürgermeister!“ Er lächelte nur.

„Wissen Sie überhaupt, daß Stimmung hier in unserm guten Bommigen ist, ein großes Fest auszurichten, Weihesest für den Neubau, im nächsten Früh-

jahr?“ teilte Luck mit. „Fest im größten Stil mit Rummelplatz und tausend Reden und mit Ehrenjungfrauen und fünfhundert Vereinen? Ich bin nicht dafür, muß ich diesmal gestehen, auch wenn mir mein Bauplatz fest zugenagelt bleibt. Was kann da nicht alles vorkommen!“

Walter trat seiner Ansicht bei. Ein großes Fest sogar mit Rummelplatz möchte ihm wie Frevel dünken, solange die Wohnhäuser in der neuen Stätte noch ohne Däch ständen, und die Leute, für die gebaut würde, im härtesten Winter in wahren Feldzugsbaracken hausen müßten.

„Ach was“, sagte der Oberbürgermeister und war nicht mehr der gerührte Verehrer sondern ganz nüchtern der Stadtmachthaber ohne Umstände und mit nicht allzu vieler Rücksichtnahme — „die Leute müssen einmal unter die Augen bekommen, wo sie später wohnen sollen und müssen endlich selbst etwas von dem ganzen viel beschriebenen Zauber erleben. Immer nur mit Sprüchen kann man keine Bevölkerung füttern; sie muß sehen, fühlen, schmecken, hören und riechen. Ja gewiß, sie muß alle ihre fünf Sinne in Bewegung setzen. Krawall? Schlägerei? Ach was!“ Er sagte, irgendein Wagnis sei immer. Die Kosten? Bei den Riesenausgaben für den ganzen Bau seien die Kosten für ein Volksfest kaum zu rechnen. Die Brauereien würden für den Bierauschank sogar noch Pacht bezahlen und zwar gehörig.

„Ein Volksfest auf dieser Brandstätte mit Tod und ungefähr Mord?“ beharrte Walter. „Doch fast Mittelalter.“

„Na, so suchen Sie sich meinetwegen die Stadt aus, wo nicht auf dem Volksvergnügnungsplatz irgendwann

einmal gemordet ist, und zwar meistens nach Noten“, sagte der Oberbürgermeister.

Jetzt ließ auch Luck seinen Herrn und Meister nicht im Stich. „Von Brandstätte und Trümmerfeld kann wohl nicht mehr gut die Rede sein. Das ist alles längst überwunden und vergessen.“

„Warum nicht ein Volksfest?“ wollte nun auch Etta haben. Sie war der Ansicht, da mache schließlich jeder mit.

„Goll es am Sonntag sein?“ fragte Walter.

„Natürlich.“

Gespräch in der Nacht

Sie fuhren in Ettas kleinem Wagen nach Hause. Etta führte. Walter hatte wohl die Handhabung gelernt sich aber noch nicht die Zeit genommen, den Führerschein zu erwerben. Etta war nun eine leidenschaftliche Fahrerin und lenkte wie im Schlaf so sicher.

Walter fühlte sich sehr müde und auch ein wenig traurig. Er war sich leise verächtlich. Hatte er sich so zart gewöhnt, daß er nur noch das Zusammensein mit seiner Frau ertragen konnte, wenn sich einmal die Klammer seines Berufes lockerte? War er enttäuscht? War ihm seine eigne Frau an diesem Abend fern gewesen?

Sie gingen ja öfters in Gesellschaft. Solche Beziehungen aufrechtzuerhalten war unumgänglich. Ob Walter da seine Frau am andern Ende der Tafel sitzen sah oder in einer andern kleinen Tischrunde, ob sie sich beide nachher im gleichen Zimmer oder in einem Nebenraum zu dieser oder jener Gruppe gesellten — immer schlangen die Fäden klingend wie mit Himmelstönen zwischen ihm und ihr. Sie gehörten zueinander als etwas gemeinsam Abgetrenntes von aller übrigen Welt. Ihre Blicke, die ihn suchten, ihr Lächeln, das ihn fand, verkündeten ihm, ihr war auch so zumute.

Heute waren sie zum erstenmal in einem ganz engen Kreise gewesen. Es war sonst keine Zeit vorhanden ihn zu bilden. Etta stand heute als einzige Dame und zwar als eine junge, in Schönheit blühende Frau zwischen drei

für ihren Reiz sehr empfänglichen Männern. Und da hatte sie ihm, ihrem Gatten, nicht mehr ausschließlich allein gehört.

Walter wußte, daß er sich eine starke Menschen-einformungskraft zutrauen durfte. Er war auch weder töricht noch unerfahren genug um nicht auch zu wissen, daß niemand einen anderen Menschen wirklich kennt, den er vor allem nur in der Zweisamkeit mit sich selbst oder in seinem eignen, von seiner Ausstrahlung geordneten Kreise erlebt. Er hatte Etta in der wichtigsten Beziehung zu ihren Eltern gesehen und da in scharfem Gegensatz. Der aber doch nur zum Sprungbrett führte, von dem weg sie sich zu ihm, in seinen Lebensbannkreis, an seine Brust schwang.

Heute hatten andere Kräfte auf sie gewirkt und hatten Gegenkräfte, die ihr Leben mit ihm, ihrem Gatten, nichts angingen, aus ihr herausgelockt.

Er richtete sich auf. Wozu unfruchtbares Grübeln? Die Jahre würden ihre Lebensstämme immer fester zusammenwachsen lassen, bis sie für immerdar eins waren. Dann mochten sie sich beide in Gesellschaft bewegen wie sie wollten, in Kleinster oder größter, ja, sie mochten voneinander fort in die weiteste Ferne gehen — sie würden beide jedes für sich doch immer nur einen Teil heiliger Zweisamkeit darstellen.

Sie fuhren. Auch Etta schwieg, bis sie endlich Lust zu einem Wörtlein fand. „Sehr nette Leute, nicht wahr?“

Da war Walter gar nicht mehr traurig verständnisvoll. Er antwortete: „Nett wäre allerdings der letzte Ausdruck, der mir bei dem Oberbürgermeister einfallen würde.“ Er wollte keine Erwiderung. Er fragte:

„Willst du dich wirklich mit der neuen Frau Stadtbaumeister anfreunden, wenn sie demnächst einzieht?“

„Wie sich eine doch ganz ansehnliche und gut gewachsene Person so vollkommen schauerhaft anziehen kann, ist mir unerfindlich“, entgegnete sie, und ihr Mann schmunzelte still in sich hinein.

In seinem Arbeitszimmer saß Walter ungefähr hoffnungslos zusammengeknickt. Er mußte noch arbeiten. Er mußte die heute versäumten Stunden nachholen. Er konnte sich zum Entschluß des Anfangs nicht aufraffen. Er fühlte sich sogar zu müde um nur aufzustehen und zu Bett zu gehen.

Er wollte überhaupt keine Akten mehr lesen. Er wollte nicht mehr als Spürhund der Fährte von Verbrechen und Gesetzesübertretung entlang heßen.

Wirkte die Verleumdung durch den verhaßten oberbürgermeisterlichen Widerspruch von damals, dem ersten Abend?

Etta war in ihr Schlafzimmer gegangen. Sie kam, als er nicht folgte, noch angekleidet zurück. „So müde ist mein armer Schatz?“

Er hielt sie an sich gedrückt, eng in seinem Sessel bei sich, küßte sie inbrünstig, streichelte ihr Haar, drückte immer wieder ihren Kopf an seine Wange. Er sprach leidenschaftlich, erklärend und um Entschuldigung bittend davon, einmal werde er doch nicht mehr soviel Arbeit haben, sondern wieder mehr Zeit für das Leben, für ein schönes liebliches Leben mit ihr. Dann konnten sie auch wieder tiefe und wichtige Dinge miteinander betreiben. Diese bösen Jahre jetzt mußten bestanden werden.

Sie seufzte, sie küßte ihn. Sie setzte sich auf seine Knie und fing behutsam zu reden an. Anwalt zum Beispiel

möchte er durchaus nicht werden? Oder etwa Syndikus bei einer Bank oder dergleichen? Sie meine ja nur, damit er seine Zeit und seine Arbeit, alle Einteilung des Lebens, mehr in die eigne Hand bekomme. Damit er nicht in seinen besten Jahren in solchem fürchterlichen Arbeitstrott verbraucht werde.

Ach! Er seufzte wohl über die wahre Feststellung seines so wenig gemächlichen Lebens. Er antwortete ihr aber, es gebe so viele Anwälte. In jeder Stadt viel zu viele. Auch dieser Beruf sei ganz überfüllt. Sollte er ein armer Rechtshandlanger werden, der angstvoll auf Klienten wartete und sie wollten durchaus nicht kommen? Zugegeben, er brauchte wahrscheinlich oder sogar sicher nicht im armen Rechtshandlangertum stecken zu bleiben; aber die großen Leute unter den Anwälten hätten auch wie besessen zu arbeiten. Dagegen: Die Richter in den hohen Stellen waren doch vom Detail entlastet.

„Sieh es ein, meine Herzensseele“, bat er, „du mußt mich verbrauchen, so wie du mich geheiratet hast. Ich muß Richter bleiben.“

Er sagte bewegt: „Laß mich meinen Salar umwerfen, und ich empfinde in Demut und Stolz meine Umwandlung. Ich höre auf nur ich zu sein.“

Sie war von ihm fortgegangen. Er stand auf, frischer geworden. Er ging im Zimmer auf und ab. Er erklärte ihr. „Du wirst nicht annehmen, ich wüßte nicht, wie menschlich gebunden ich immerdar auch als Richter in Salar und Barrett hinter meinem Richtertisch bleibe? Da braucht mir kein Theodor Schmitt ein Licht anzustecken. Niemand weiß besser Bescheid als ich. Die Qual ist immerdar um mich, daß ich mich mit jedem Mal neu auseinandersetzen muß: Was tust du? Du

bist der Büttel des Rechts. Du weißt, wie zweifelhaft es in dieser Welt um Schuld und Gerechtigkeit steht und willst dennoch richten? Alle Angeklagten, auch die entsegllichsten Wüteriche, sind immer nur arme Schächer. Aber Gericht muß sein. Mir gibt der Staat seine ungeheuren Machtmittel, die Jahrtausende ausbildeten, in die Hand. Ich habe zu dienen, daß ich reines Werkzeug bin."

Etta saß gerade und starr. Sie sagte langsam ins Leere hinein: „Ja, ungeheuer ist die Verführung, Tod und Leben und immer Schaden oder Befreiung der Menschen in seiner hohlen Hand zu halten."

Er stuzte. Er fragte sie: „Du kannst doch unmöglich meinen, daß ich meine Macht mißbrauche?"

„Ach!" Sie winkte mit der Hand in die Leere.

„Mein Beruf darf nicht an kalte Menschen, an Nur-Beamtenseelen fallen", rief er. „Ich habe es erlebt, immer wieder, daß Kollegen das Strafrichteramt nicht aushalten konnten und erliegend in Mitleid und im Erzittern ihrer eignen Herzen vor so vieler Verantwortlichkeit zum mindesten vom Strafgericht fort ans Zivilgericht gingen. Ihr Beispiel bestärkte mich im Ausharren. Ich fühle den unumgänglichen Kampf täglich, aber ich bin eingesezt ihn zu bestehen. Und wenn er so lange dauert wie ich Richter bin. Er wird ebenso lange dauern."

Sie griff nach Zigaretten, zündete an, blies den Rauch fort. Sie sagte: „Wenigstens, Gott sei Dank, handelt es sich meistens um das allerschauerhafteste Pack, das in Nummer Sicher zu bringen eine Wohlthat ist."

„Woher kommen sie?" rief er lebhaft. „Reiche Leute sind selten dabei. Selbstverständlich hat der gute Schmitt ganz recht, die Gesellschaft sitzt immer mit auf der

Anklagebank. Aber diese Sache steht für sich. Jeder, der ganze Staat, jeder Bürger und jeder Mensch überhaupt, ob Mann oder Weib, hat vor allem dafür zu sorgen, daß die allgemeinen Zustände, die Lebensbedingungen, gebessert werden, sittlich, moralisch, wirtschaftlich gehoben. Sowohl persönlich wie vom Staate aus. Das ist die vornehmste Pflicht, die der Verhütung der Verbrechen. Aber der kranke Staatsteil, der Verbrecher, ist als eine fürchterliche Bedrohung für die Gemeinschaft da und wird immer vorhanden sein. Er muß nach jeder Möglichkeit aus dem Staat entfernt werden; auch diese Pflicht ist unabweisbar. Durch Heilung? Ich sage dir, es gibt eine riesenhafte Literatur darüber, voll leidenschaftlichem Für und Wider, eine Literatur durch die Jahrhunderte, ob Heilung des verbrecherisch angelegten Menschen möglich ist oder nicht. Die meisten Meinungen sagen: Sie ist unmöglich."

"Aber es gibt viel mehr Verbrecher in der Welt als gefaßt werden", rief sie aus. "So wie ihr es darstellt, ist es immer, als schade nur der Verbrecher, den ihr ertappen könnt."

Walter mußte lachen. "Der klügste Kollege, den ich jemals hatte, war deiner Meinung. Er teilte die Welt überhaupt nur in überführte und noch verborgene Verbrecher ein. Seiner richterlichen Strenge tat diese Erkenntnis nicht den mindesten Abbruch. Er verknackte seine Übeltäter ohne jeden Hauch von Verachtung, sogar mit jedem Wohlwollen seines Gemüts; aber milde Strafen verhängte er nicht. Wenn die Welt aufhörte, ihren Verbrechern nachzuspüren und sie nach jeder Möglichkeit unschädlich zu machen, so ginge sie Hals über Kopf vor die Hunde."

„Gehr glänzend steht es auch so nicht mit ihr“, entgegnete sie gedankenvoll.

„Wir ringen um Erkenntnis.“

Er bekannte ihr, er sei allmählich in eine wahre Leidenschaft seiner Untersuchungstätigkeit hineingeraten. Sie nickte, o ja, sie habe es gemerkt! Nun, so wolle er ihr zwei Beispiele erzählen. Ziemlich zu gleicher Zeit hatte er zwei Betrugsfälle aufzuklären. Er arbeitete an ihnen viele Tage und viele Stunden hindurch. „Es ist eine alte Forderung, daß wir Richter auch kaufmännische Kurse durchmachen sollen.“ Nun, er hatte sich durchgearbeitet, und zuletzt lagen beide Fälle so klar vor ihm, als schaue er durch Glas in ihr innerstes Herz, und ihre Lösung war unfehlbar wie die einer Mathematikaufgabe. Die Betrugsposten sprangen förmlich lächelnd dem Prüfer ins Gesicht, aus ihrer anfänglich wie unentwirrbaren Verdunkelung.

„Und da hast du diesen armen Kerl, der in diesen schrecklichen Zeiten nicht mehr aus noch ein wußte, ans Messer geliefert!“ rief sie, wahrhaft vor Entsetzen bleich. „Ist er schon verurteilt?“

Er lachte. „Willst du dich ins Rad der Gerechtigkeit einflemmen? Ja, er ist schon verurteilt und hat vier Jahre Gefängnis bekommen, und während wir uns hier in unserm hübschen und großartigen Wohnzimmer über ihn unterhalten, schläft er in seiner Zelle im Rittchen. Aber, armer Kerl? Dieser arme Kerl hat mit unerhörter frecher List und mit der lieben altgewohnten Abschreibung seiner Geschäftswerte auf das Vermögen seiner Ehefrau, ganz armen Leuten ihre mühsamsten Ersparnisse abgepreßt. Wenn der einmal aus seiner Staatspension herauskommt — verlaß dich darauf, der fällt bestimmt

wieder auf seine Beine. Mit dem wird noch manches Gericht zu tun bekommen."

"Bei Betrugsfällen kann ich immer kein richtiges Mitleid mit den Betrogenen aufbringen", erwog sie. "Warum sind sie so dumm."

"Kenne die Verzweiflung der armen Betrogenen, und du wirst zu einigem Mitgefühl kommen. Gutgläubigkeit und Vertrauen sind keine Schande und Betrügerlist wahrhaft keine Ehrentugend."

"Warum lassen sich dumme Leute auf Geschäfte ein, denen sie nicht gewachsen sind?" fragte sie.

"Wer kennt das Ausmaß seiner Dummheit oder auch seiner Geistesheit? Auf jeden Fall muß Strafe auf Betrug stehen. Handel und Wandel müssen geschützt werden und zwar streng geschützt. Sonst wird aus jedem Geschäftsverkehr Räuberei."

Sie zuckte mit den Achseln: "Als ich ein kleines Mädchen war, las ich immer ganz altmodische, hochmoralische Kinderbücher. Eine alte Dame aus unserer Nachbarschaft war umgezogen und hatte mir eine Kiste voll geschenkt. Herzblättchens Zeitvertreib und Töchteralbum und all solchen Schwung. Ich hatte keine andern Bücher und so las ich die Kiste aus, und wenn ich fertig war, fing ich wieder von vorn an. Und während ich das alles in mich hineinfutterte, wunderte ich mich von früh bis spät. In diesen Geschichten brauchte nur ein Mensch zum andern zu sagen: Du bist böse oder unartig — und der Übeltäter im Kleinen und Großen sah sofort sein Unrecht ein und versprach Besserung und bereute zähneknirschend. Um mich herum erlebte ich nie daß einer bereute. Ich konnte mir nach meinen eignen Erfahrungen überhaupt niemals vorstellen, was Reue ist. Wenn Olga

noch so gewalttätig und ungezogen war, so brüllte sie doch, sie sei im Recht, und ich bildete mir auch immer aufs leidenschaftlichste ein, recht zu haben. Mit den Jungen war es noch schlimmer. Sie wurden uns nach unserer Meinung immer nur vorgezogen, und so haben wir sie meistens nur gehaßt. Wir haben nie bereut und sind nie in uns gegangen und haben uns nie bessern wollen — die Zumutung das zu tun, wäre mir wie die größte Beleidigung und einfach lächerlich vorgekommen. Aber ich war mir auch vollkommen klar darüber, daß die Kinder in den Büchern, von denen ich las, sehr viel feinere Eltern als ich hatten. Und so waren mir Reue und In-sich-gehen und Sich-bessern-wollen immer wie die Betätigungen einer vornehmen aber für mich ganz unwahrscheinlichen und unzugänglichen Welt.“

Walter schwieg, in Mitleid und Staunen versinkend um der Vergnadung seiner eignen Kindheit willen und um ihre Verlassenheit.

Er mußte ihr doch helfen. „Du hast wahrhaftig wie eine kleine Maschine gearbeitet, um immer besser, flüger, feiner in deinem Gemüt zu werden. Weißt du es nicht?“

Sie nickte. „O ja. Vielleicht. Vielleicht tat ich es später. Als meine Eltern reich geworden waren. Warum tat ich es?“ Sie lächelte ihren Gatten zauberisch an. „Ach, ich liebte dich schon immer. Längst schon, ehe ich dich sah.“

Er schüttelte den Kopf. „Sollte es nicht sein, Herzensseele, daß du mich vor allem deshalb lieb gewannst, weil du dachtest, ich könnte dir vielleicht helfen?“

„Warum will man sich immer bessern?“ fragte sie. „Der Mensch muß es immer wollen. Warum? Für mich ist klar: wenn ich es tat, so war es, um einmal mit

dir zu leben, mit solchen Leuten wie du und deine Mutter und Wanda. Und ich habe gewünscht, ihr müßtet zu mir kommen. Oder ich müßte euch finden. Aber die andern Leute! Die meisten Menschen wissen keinen Menschen und können sich auch keinen ausdenken, dem zuliebe sie sich immerfort bessern sollten. Die meisten Leute sind doch nur furchtbar gemein, und ihnen ist nur mit anderm gemeinen Gelichter wohl.“

Da ward ihm, als müsse er in einem Urbeginn anheben. „Ich habe alle Tage zu Gemeinheit Stellung zu nehmen“, sagte er. „Ich kämpfe meinen Kampf täglich neu. Mit Erfahrung hat mein Kampf nichts zu tun. Aber wenn ich ganz allein übrigbleiben sollte, und das ist wahrlich nicht der Fall — so will ich doch für mein Ideal, wie es mich unverbrüchlich in die Zukunft weist, leben. Und innerhalb der Berufung, die mir zugewiesen ist. Deshalb muß ich Richter bleiben.“

Er setzte noch hinzu: „Zu deiner Genugtuung: In meinem zweiten Fall ergab sich, aber auch erst nach langwieriger Untersuchung, daß von Betrugsabsicht von vornherein nicht die Rede sein konnte. Hier waren verwirrte Maßregeln in Angst vorgetrieben worden. Aber der Mann war kein Betrüger. Der Staatsanwalt hat auf meine Aufklärung hin die Anklage aufgehoben, und der Mann hat sich sogar wieder auf die Beine bringen können. Seine Gläubiger sind dabei auch besser gefahren. Bist du zufrieden?“

„Ja. Du bist immer ein ebenso guter wie kluger Mann.“

„Du bist spöttisch?“

„O nein. Wenn du es noch immer nicht wissen solltest — ich halte dich für die Verkörperung aller Vollkommenheit.“

Sie stand auf. „Spät ist es geworden. Unerhört spät. Wir sind längst im andern Tag. Du kannst, kannst nicht noch arbeiten wollen.“

„Ich muß. Die Akten müssen mir bis morgen früh klar sein.“

Sie ging, kam im losen Schlafgewand wieder. Sie stand neben ihm und sagte: „Ich finde es immer sehr sonderbar, daß sich das Gericht ununterbrochen in Privatangelegenheiten mischt.“

Er war verdutzt und mußte doch lachen. „Da siehst du, daß kein Mensch vor allem Privatperson ist.“

„O ja, leider. Aber was geht zum Beispiel meine Liebe zu dir den Staat an? Wenn ich dich einmal unbringen wollte oder du mich, so wäre es nur wichtig, zuletzt, wie wir uns in unseren Herzen mit dieser Gräßlichkeit abfinden. Wahrscheinlich wanderte ich sogar sehr gern ins Zuchthaus in solchem Fall oder ließe mich mit Vergnügen köpfen. Aber die Strafe, auf die es für mich ankäme, liegt in meiner eignen Brust beschlossen.“

„Der Staat langt nach seinen Abeltätern als nach dem kranken Staatsteil. Mit seinem Gewissen muß sich der Mensch selbst abfinden. Aber geh schlafen, Herzensseele. Schlafe deine Widerspenstigkeiten aus. Gegen mich und gegen den Staat und gegen das Gericht als der Stätte der Gerechtigkeit.“

„Gute Nacht“, sagte sie zärtlich. „Komm bald, bitte, bitte. Ich bringe dich nicht um. Ach, vielleicht doch aus Liebe.“ Sie fand sich immer noch nicht fort. „Ich glaube, ich habe immer die Grauenangst in der Seele, du könntest mir nicht bleiben. Und wenn du mich noch so sehr aus deinem innersten Herzen heraus liebst. Und ich müßte mich beeilen, die gräßlichste Probe zu machen. Dann hätte ich

wenigstens meine Angstfolter überwunden und wüßte, woran ich wäre, und ob ich leben darf oder sterben muß. Aber höre mir nicht zu. Du tust es ja auch nicht. Du bist schon zu tiefst in deinen Akten und beim Schicksal irgendeines ausgekochten oder nur blödsinnigen Übeltäters. Aber ich bin töricht und verrückt, schon weil ich dich nicht arbeiten lasse. Mein müder Schatz! Komm bald.“ Sie ging endgültig.

Er wurde in der Stille der Nacht früher mit seinen Akten fertig als er gefürchtet hatte. Er kam vom Bad ins Schlafzimmer, wollte im Dunkeln leise ins Bett schlüpfen. Da hörte er seine Frau leicht auflachen. Sie war noch wach? Was belustigte sie?

„Stelle dir vor“, sagte sie zu ihm, „Lutz hat mir heute anvertraut, der Oberbürgermeister heißt in Wahrheit gar nicht Theodor sondern Marich. Marich Schmitt. Der gute Lutz fand das heldisch und erzählte es mir in blankem Stolz. Ich habe ihn aber aufs ernstlichste ermahnt, doch nur ja seinen Mund darüber zu halten, ganz unverbrüchlich, um seines Idols willen. Marich Schmitt ist vollständig ausgeschossen.“

„Man muß doch zu seinem Namen stehen.“

„Warum? Marich wenigstens ist nicht gottgegeben, sondern nur Eltern geschmackverhängt.“

„Vielleicht hat er als zweiten Namen Theodor.“

„Nein, nur Marich. Sagt Lutz.“

„Der Arme. Nun, er ist bei den gotischen Königen geblieben.“

„Ja, er tut mir auch sehr leid.“

„Na, bemitleidenswert kommt mir der Oberbürgermeister im allgemeinen nicht vor“, nahm Walter seine Teilnahme zurück. „Ich glaube sogar, der Mann hält

sich für genau das, was Lutz von ihm ansposaunt, für den ganz großen Overbürgermeister, für das Stadtoberhaupt an sich, für den kommenden großen Mann. Reichsminister in spe, von Bismarckformat, alles was du nur willst.“

„Wer weiß, vielleicht hat er sogar recht“, antwortete sie. „Aber Marich! Marich ist beinahe ein Verhängnis. König Marich!“

Das Weibefest

Frühling.

Fahnen.

Bommingen feierte wirklich sein großes Hebefest für seinen neuen Stadtteil. Die bekränzten, hoch überwimpelten Hebebäume prangten auf den Dachstuhlbalcken, triumphierend über die Trennungsplanken in der Tiefe, die erst mit dem wirklichen Einzug fallen konnten.

An diesem Sonntagmorgen, an dem frische Winde unter einem wahren Atlashimmel Gloria bliesen, sollte die große, schon in der Erwartung weltberühmte Feier vor sich gehen.

Bommingen hatte keine festliche Grundsteinlegung seines neuen Stadtviertels feiern können. Die Zeiten waren zu schlecht gewesen. Der Brandgeruch lag noch allzu neu um die Seelen und sozusagen auch noch in den Nasen. Man hatte nicht recht um Weg und Ziel gewußt. Man hatte vielleicht Revolution fürchten müssen. Die von Natur aus unbescheidenen, ja frechen Ostergäßler waren im Barackenlager kaum anders denn als blanke Drohung einzuschätzen gewesen. Zwar war für die Abgebrannten im ganzen Reich gesammelt worden. Wohnungsgerät und Kleidungsstücke waren in ganzen Eisenbahnladungen herangerollt gekommen. Unter den Kleidungsstücken, der Wäsche und den Möbeln waren zum Teil recht gute Sachen gewesen, so wie sie ein Ostergäßler noch nie besessen und eine Ostergäßlerin nur als

Reinemach- und Waschfrau zu Gesicht bekommen hatten. Die Stadt verteilte das viele gesammelte Geld vollständig unter die abgebrannten Ostergäßler und behielt nicht den geringsten Groschen etwa für ihren Barackenbau noch für die sonstigen riesigen Stadtkosten zurück. Die Ostergäßler waren dennoch nicht für einen Augenblick zufrieden oder gar dankbar, hießen die erhaltenen Opfergaben einen elenden Bettel und brachten die Wäsche, die Kleidungsstücke und die Möbel binnen wenigen Wochen zu einem Zustand der Verwahrlosung herunter, daß sie vollständig zu ihnen paßten.

Vergnügt war es schon manchmal im Barackenlager zugegangen, mit einer Art von Totschlägerlustigkeit. Eine starke Polizeiwache bezog ein ganzes Haus, das nach außen auch wie eine Baracke aussah, aber in Wahrheit aus festem Beton errichtet wurde, um den nur eine Bretterverkleidung herumhing. Den ganzen Winter über hatte die Haltung der Ostergäßler als so ungewiß gelten müssen, daß in Betracht gezogen werden konnte: Eines Tages mochte auch der ganze noch übrige Teil von Bommingen in Flammen aufgehen. Dann würde sich der Strom der Ostergäßler in die noch ordentliche Stadt wälzen, um alles Oberste zu unterst zu kehren und vor allem umgekehrt.

In solcher Stimmung, in mehr als halber Verzweiflung, hatte die Stadt zu bauen angefangen. Gebaut mußte sofort werden. Das Barackenlager mußte als nur gänzlich vorübergehend bewiesen werden durch die Tat. Aber die Geldbeschaffung für den Riesenbau lag zur Zeit des Bauentschlusses und sogar noch unterm Bauanfang im grauesten Dämmer der Ungewißheit.

Nun aber war der Winter überstanden. Das Barackenlager hatte durchgehalten. Die Bangleider hatten sich herangefunden. Sogar reiche Schenkungen für den Stadtneubau waren nur so herzugeströmt. Die OSTERGÄßLER hatten einen Revolutionssturm nicht einmal versucht.

Allerdings hatte das große und wunderbare Hebefest seinen Glanz schon lange vorausgeworfen, auch bis in die letzten sumpfigen Gassen der Barackenstadt. Nun sollte gefeiert werden. Soweit war nun das Werk. Mit Stolz und Freude, mit großer Pracht und Herrlichkeit sollte gefeiert werden.

Frühling war gekommen und die Fahnen wehten.

Das Fest fand am Sonntag JUDICA vor PALMARUM statt.

Große Feierlichkeit. Der Herr Reichspräsident hatte beinahe schon sein Kommen zugesagt; im letzten Augenblick meldete sich nur leider ein wichtiger ausländischer Besucher bei ihm an. Der Innenminister, Herr Wagemann, kam aber wirklich, und sogar der Justizminister, Dr. Stoll. Er kam allerdings fast nur zufällig. In der Nähe hatte eine Juristentagung stattgefunden. Die Stadtregierung, das heißt, der Oberbürgermeister, der alles erfuhr und sich alles für seine Stadt zunutze machte, hatte daraufhin den Justizminister eingeladen. Dr. Stoll nahm die Einladung an. Die höchste Gesetzvertretung des Reiches würde also bei diesem schönen Fest Patenschaft leisten.

Etta hatte an den Vorbereitungen zum Fest erheblichen Anteil. Ein großer Ausschuß von Herren und Damen bildete sich, sie darunter. Sie errang sich in diesem

Ausschuß eine führende Stellung. Ihr kleiner Pudel spielte bei dem lebhaften Hin und Her der Vorbereitungen eine nicht unerhebliche Rolle. Sie war die jüngste der Damen mit einem eignen Wagen. Sie war überhaupt die jüngste und beweglichste.

Der Justizminister wollte von der Juristentagung aus bei den Justins absteigen.

Etta war während dieser Wochen oft abgehetzt und vergnügt nach Hause gekommen. „Hast du warten müssen, armer Schatz? Habe ich dich warten lassen?“

Walter war verständig. „Ich freue mich doch, wenn du nun in jeder Mitte stehst.“

Sie war guter Laune. Manchmal tanzten sie ein paarmal um ihr Zimmer herum zu den Klängen ihres Grammophons. Im nächsten Winter wollten sie zum Tanzen bitten, schlug Etta vor, und zum Tanzen ausgehen. Walter senfzte. Seine Zeit, seine Arbeit! Ach, im nächsten Jahr sei alles schon viel weiter mit der Laufbahn, tröstete Etta.

Sie erzählte ihm, wenn sie nach Hause kam, bei Tisch zu Mittag und am Abend von ihren Tätigkeiten. Und was habe ihr so einfach und nachdrücklich das große Ansehen verschafft? „Daß wir uns so nett mit König Marich stehen! Bei uns in den Ausschüssen heißt es, wenn nur irgend etwas durchzusetzen ist: Frau Landgerichtsrat Justin muß mit dem Oberbürgermeister sprechen.“

Walter erblaßte in Schrecken. „Aber Etta!“

„Was ist dabei?“

Was war dabei? Er konnte sie nicht in den Glasschrank stellen.

„Kennst du Schmitt auch sonst König Marich?“

„Nie. Nur zu dir. Auch nicht vor Luß.“

Er riet dringend, sie solle sich den Scherz lieber nicht angewöhnen, auch nicht zu zweit oder nur mit ihm allein.

„Darauf kannst du dich verlassen, in der Beziehung verschnappe ich mich niemals“, sagte sie. Dann, lächelnd und leichtsinnig spitzbübisch: „Er ist mir doch nur so gewogen, weil er dich bewundert.“

„Nun hört alles auf“, entgegnete er und erhob sich von Tisch. „Hältst du mich für albern?“

„Es ist, es ist!“ rief sie. „Wo er nur einen Rockzipfel von dir erwischen kann, läßt er alle stehen und kommt zu dir.“

Ja, weil ich dein Mann bin, hätte Walter beinahe erwidert und unterdrückte diese Antwort kaum.

Er konnte ihr den Verkehr mit dem stadtregerenden Herrn nicht verbieten. Unter welchem Vorwand? Er konnte sich in der Tat nur freuen, daß sie die Abwechslung ihrer Arbeit für das Fest hatte. Er dachte in dieser Zeit oft daran, daß sie wieder ein Kind haben solle. Konnten ihr Körper und ihre Seele vielleicht wieder eine Mutter-schaft aushalten? Sie wollten sobald er einen freien Tag fand, einmal nach Kerne hinüberfahren. Er wollte dort den Arzt fragen, der sie in ihrer Krankheit behandelt hatte.

Nun war das Ziel der Spannung für alle Bomminger, ihr großes Fest, erreicht, hold angesehen von allen Wettergotttheiten.

Walter und Etta hatten Etta's Eltern und Marianne und Wanda eingeladen. Alle vier sagten ab. Alle schrieben, man habe an ruhigen Tagen mehr vonein-

ander. Frau Möller meinte: Wenn Ihr schon den Herrn Justizminister im Hause habt, will ich nicht stören. Ihr habt genug zu tun. Ich schicke zwei Enten.

Die große Turnhalle des neuen Stadtteils war zum Hauptschauplatz des Weiheaftes geschmückt worden. Geräte waren noch nicht angebracht. Ringsum reiheten sich Tribünen und unten im Saal Sitz an Sitz. Hier unten sollten die Ehrengäste sitzen, soweit sie nicht am Weiheaft beteiligt waren. Vom Mittelfnauf des Gewölbes hoch oben hingen frische Girlanden nach allen Seiten aneinander zu einem wahrhaft grünen Zelt. Alle Schulkinder in allen Schulen hatten tagelang an ihren Kilometern gewunden. Goldne Tücher strömten von den Tribünen nieder.

Da rauschten die Jubellänge einer feierlichen Musik durchs offne Tor herein, und ein Bläserchor silberner Jünglinge schritt einem ganz mit blumengestickten Tüchern überhängten Wagen voran, auf dem in ragender Höhe eine junge Dame prangte, als eine heilige Cäcilie angetan. So saß sie vor einer kleinen Orgel, zog die Register und bewegte ihre Füße sacht. Alle Schulkinder folgten, besonders rührend die Waisenkinder der Stadt, angetan mit dunkelblauen Blusen mit leuchtend weißem Umlegekragen, die Mädchen mit roten und die Jungen mit schwarzen Schleifen. Alle Schulkinder sangen durchdringend, klar und erschütternd die Hymne, die ihnen die hübsche Frau auf dem Wagen vor der Orgel, ihre Lehrerin, begleitete:

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
ihr Schall pflanzt seinen Namen fort...

und ihre Stimmen schlangen sich zur Höhe, als ob sie durch die Decke durchbrechend, geradenwegs in den Himmel bringen wollten. Dann kam der blumenumsteckte Wagen, auf dessen Höhe als eine Wunderburg und als ein Zauberwerk das Modell des neuen Stadtteils ragte, kunstvoll und deutlich für alle Blicke.

Gruppen von jungen Mädchen und Jünglingen gingen hinterher, in der bunten Tracht der alten Zeiten dieser Gegend. Jeweils zu viert trugen die Jünglinge auf einer Holzplatte, deren gestickten Überhang die jungen Frauen ausgebreitet am Zipfel hielten, ein einzelnes Modell. Das Modell eines hervorragenden Gebäudes der neuen Stadt. So schwebten heran: die Schwimmhalle, der Turnsaal, die Kirche, ein Gemeinde- und Versammlungs- haus, die Schule.

Der neue Stadtpark mit Baumgruppen, Wegen, Hügeln, Brunnen, Spielplätzen, alles aufs reizendste nachgebildet.

Alle Modelle waren fest, klar und zierlich. Zweckmäßige Muster schöner Architektur.

Der Zweck und die heutige Bestimmung des Festzuges aber waren vom Oberbürgermeister ausgedacht worden und zwar von ihm allein.

Zu den großen öffentlichen Gebäuden der neuen Stadt war von überall her viel Geld gespendet worden. Der Oberbürgermeister hatte anlässlich dieses Festes das Feuer der mildtätigen Liebe, das den Ostergässlern schon anlässlich des Stadtbrandes geleuchtet hatte, nochmals entfacht. Er hatte an alle Leute, die vornan im deutschen Wirtschaftsleben standen, geschrieben. Er hatte besondere Bittreisende abgesandt. Die Briefe und die Reisenden hatten

sich gelohnt. Große, sogar sehr große Schenkungen waren eingegangen. Und danach hatte der Oberbürgermeister die bedeutendsten Schenker zum Hebefest eingeladen und zwar als Vertreter ihrer Berufsgruppen.

Er hatte den Bomminger Hochlöblichen den Zweck dieser Einladung auseinandergesetzt. Er berief einen ganzen Saal voll von ihnen zusammen. Walter Justin war dabei. Er nahm sich die Zeit und ging hin. Der Oberbürgermeister sagte vom thronenden Sitz seiner Präsidentschaft: „Bei öffentlichen Sammlungen wird zu oft der Fehler begangen, daß nicht deutlich genug Rechenschaft gegeben wird, wieviel Geld eingekommen ist und wie es verteilt wurde. Ich bringe unsere Turnhalle als ein hübsches kleines Modell vor die Holz- und Lederfabrikanten, die ziemlich viel Geld gegeben haben, und sage ihnen bis auf den Pfennig genau: Soudso viel Geld habt ihr gespendet. So seht nun nach und prüft, ob Euer Geld ordentlich verwendet wurde. Ihr werdet uns zugestehen, es ist ordentlich verwendet worden. Ihr findet sämtliche Rechnungen im Modell. Es ist ein Behälter für diese Rechnungen. — Alle diese geschäftstüchtigen Leute können sehr gut beurteilen“, so sprach damals der Oberbürgermeister, „ob zweckmäßig und sparsam eingekauft worden ist. Es kamen auch sehr viele Gaben in natura an. Turngeräte, Schulbänke, sogar ein Kirchenglasfenster. Auf den Papieren im Innern der Modelle ist immer alles aufgezählt. Wir haben natürlich noch Wunschzettel. Ich bin überzeugt, die Leder- und Holzfabrikanten lassen uns auch fernerhin nicht im Stich.“

So hatte der Oberbürgermeister geredet, und die laufende Zuhörerschaft spendete Beifall. Auch Walter Justin. Er fand den Einfall gut.

Nun strömte der Festzug ein mit den hübschen kleinen Modellen.

Etta hatte ihrem Mann von der Auswahl der Festzugskinder erzählt: „Wir haben durchgesehen, und hier muß ich wirklich sagen wir, denn zuerst stand nur ich allein zum Oberbürgermeister — daß bei allen Gruppen immer zuerst und vor allem die Kinder aus der alten, verbrannten Stadt ausgesucht wurden. Wir fanden den erheblichsten Widerstand. Du kannst dir vorstellen, die Borniertheit dieser Bonzen und Bonzendamen?“ Walter konnte es. „Also zum mindesten, die Kinder aus der Ostergasse wären nicht hübsch genug. — Doch, es gibt genug hübsche Kinder unter ihnen. Wascht sie nur gründlich und zieht ihnen etwas Hübsches an. — Sie hätten nichts anziehen. — Kleidung ist zu beschaffen. — Sie hätten keine Haltung. — Sie haben auch Turnstunden und sind zu drillen.“

Und was wurde erreicht dadurch, daß die Kinder aus der Ostergasse in solcher Hauptsache mittun? Ihre Eltern und ihre gesamte Freundschaft sind schon seit Monaten nur von diesem Fest eingenommen. Sie werden sich auch das ganze Fest hindurch mustergültig betragen.“

Etta saß unten im Saal neben ihrem Mann. Sie strahlte. Er sollte nun alle ihre Lieblinge lieben, wie sie da im Festzug aufmarschierten. „Ist die Kleine links nicht reizend? Gott, bis ich ihre Mutter dazu gebracht hatte, ihr nicht Lösschen wie Schweineschwänzchen rund um den ganzen Kopf zu wickeln! Da in der dritten Reihe der Zweite, siehst du ihn? Uranständiger Bengel, der Stärkste in der ganzen Klasse. Leider nur beinahe auch der Faulste. Vielleicht kann er einmal Meisterboger werden.“

Sie seufzte zufrieden. „Ach, da habe ich doch einmal ganz gefühlt, wie ich zu ihnen gehöre und war froh.“

Sie hatte für die Festkleidung der Kinder sehr viel Geld ausgegeben.

Der Festzug war, auch durch die Verwendung nur hübscher frischer Jugend, beinahe familienhaft. Eine liebenswürdige Stimmung verbreitete sich. Die neue Stadt wurde schon jetzt geliebt.

Walter lachte leise auf. Etta fragte: „Was denn?“

Er: „Weißt du, wer mir hier im Festzug fehlt?“

Sie nickte: „O ja, ich weiß.“

Walter wurde den Schatten nicht mehr los.

Der Innenminister, Herr Wagemann, ein hurtiger kleiner Herr, trat hinter das Rednerpult und hielt seine Rede. Er sagte, diese Stadt sei wahrlich von ganz Deutschland gestiftet worden, wie hier der Beweis so prangend und fröhlich erbracht werde. Und Deutschland habe so voller Freude gestiftet und habe auch große Opfer nicht gescheut, weil sie dem ersten gemeinsamen Werk nach dem Kriege gegolten hätten. Ja, für das erste große gemeinsame Werk nach dem Kriege hätten so viele Menschen opfermutig gespendet. Der Innenminister sagte, es gebe nur einen einzigen Weg, um ein Volk zu einigen, nämlich den, daß dieses Volk gemeinsam schwere aber erfolgreiche Unternehmungen ausführe und bestehe. Dem deutschen Volk werde dieser Weg von der übrigen Außenwelt sehr schwer gemacht und geradezu mit Absicht eingeengt und fast versperrt. Es werde ihn aber doch gehen, denn seine Tüchtigkeit breche sich die Bahn durch alle Hindernisse hindurch. Seine Tüchtigkeit, seine Tatkraft und sein Erfindungsgeist. Auch sein Opfermut. Hier

hätten alle vier Kräfte zusammen gewirkt, um das große Werk zu schaffen, zu dem ganz Deutschland so begeistert beigesteuert habe: Eine Stadt voll geradezu vorbildlicher Heimstätten für das deutsche arbeitende Volk. Die alte finstere und verwohnte, enge und verbaute Stadt des Mittelalters, die sich früher hier breit gemacht habe, sei in Schutt und Asche versunken. Deutsche Tatkraft, deutscher Opfersinn habe trotz aller schwersten Zeit diese neue Stadt wahrlich als das Symbol des neuen Deutschen Reiches gebaut, das vor allem seiner friedlichen Arbeit leben wolle, und nun hier dem Arbeiter und seiner Familie mit diesem neuen Stadtteil die mustergültige Wohnstätte gebe. Er, der Innenminister, sei überzeugt, daß zu dieser Mustersiedlung Hunderte, ja Tausende pilgern würden, um sich umzusehen, wie des deutschen Volkes Arbeiterstand hier in Luft, Licht und Sonne gedeihe. Die Kinder und die Jünglinge und die jungen Mädchen der Familien, die hier wohnen würden, hätten ihren Dank schon in dem schönen Festzug dargebracht; somit ihr Gelöbnis, diese neue Stadt zu pflegen und zu erhalten, als Stätte wohnlicher Freude und sonnigen Heimatglücks.

Im Frühling finde diese schöne Hebefeiер statt. Vor dem Winter würden diese Heimstätten bezogen werden können. Heute aber sei diese neue Stadt schon als das Auferstehungszeichen für deutschen Fleiß, für deutsche Kraft, für deutschen Geist und für deutschen Willen zum Ethos anzusehen. So taufe er denn, im Auftrage dieser treuen und schönen Stadt Bomminger und mit den Grüßen der gesamten deutschen Staatsregierung dieses neue Stadtviertel mit dem Namen der untergegangenen finsternen und unwohnlichen Gasse, die aber gerade im

Untergang die Veranlassung zu Wiedergeburt und Verheißung geworden sei, und nenne diesen neuen Stadtteil:

Die Osterstadt.

Lusch. Hochrufe. Große allgemeine Bewegung. Die Orgel fiel ein und die Kinder sangen:

Wohlauf und nimm nun wieder
dein Saitenspiel hervor,
o Deutschland, und sing Lieder
in hohem vollen Chor.
Erhebe dein Gemüte
zu deinem Gott und sprich:
Herr, deine Gnad und Güte
bleibt dennoch ewiglich.

Und danach sangen der ganze Chor und alle Festgäste das Niederländische Dankgebet.

Walter Justin blickte zu dem Oberbürgermeister hinüber, der neben dem Innenminister stand.

Heute war sein großer Tag. Er durfte sich als Triumphtor fühlen. Luck hatte recht, nie kam diese Feier ohne ihn jemals zustande.

Seine Haltung war auch vor Walters in diesem Fall sehr strengem Urteil nur angemessen. Der Oberbürgermeister stand, in seine gewöhnlichen auserlesenen Meisterwerke der Schneiderkunst gekleidet, gelassen ruhig. Was war ihm diese Feier? Walter wußte es mit jedem Verständnis: Die durchzuhaltende Notwendigkeit. Weiter nichts. Alles war die wirkende Tat.

Walter war gern bereit, dem regierenden Mann die rechte Haltung heute innerlich zu bestätigen.

Auf der Rednertribüne sprach ein Erwählter der Schenkerschar seinen Dank für die schönen Gaben aus und verhiess weiter Andenken und Förderung.

Dann stieg ein älterer Arbeiter aus dem verbrannten Stadtteil zum Pult hinauf und sagte ohne Umschweife: Gewiß sei die abgebrannte Bevölkerung vorläufig geradezu entseßlich untergebracht. So könne sie in allem gegenwärtigen Leid und Elend nur den einen Trost haben: Aus der alten Ostergasse sei sie bestimmt für immer und ewig heraus. Und die Hoffnung bestehe ja auch, es werde in der neuen Stadt besser sein. Er wolle der alten Ostergasse nicht noch im einzelnen Schlechtes nachsagen, denn sonst sei da kein Aufhören zu finden und Gutes habe es überhaupt nicht in ihr gegeben. Und was in dieser Beziehung die Stadtverordnetenversammlung angehe — aber da wäre alles wirklich nur so auszudrücken: Die alte Ostergasse sei nichts anderes wert gewesen, als daß einmal einer gekommen sei, um sein Pfeiserl an so einem wurm- und mäusezerfressenen Balken auszuklopfen, und nachher sei daraus geworden, was sie alle wüßten. Aber nicht von der früheren Zeit und auch nicht von jetzt, nämlich von dem Barackenlager, wolle er reden, wenigstens heute nicht, sondern von der Zukunft. Da sei allem Anschein nach wirklich endlich einmal ganz würdig und recht vorgesorgt worden, und der Herr Oberbürgermeister und die Stadtverwaltung hätten auch versprochen, daß den Arbeitern die neuen Wohnungen nicht allzu teuer in der Miete kommen sollten. Denn sonst würde ja diese ganze Freude und Herrlichkeit doch wieder einmal für nichts und wieder nichts gewesen sein. In schönen Häusern mit Luft und Sonne würde jeder gern wohnen, vor allem auch jeder deutsche Arbeiter, und man habe ja die Kinder und die jungen Leute heute hier im Festzug nur anzusehen brauchen um zu wissen, daß es sich verlohne, auch für die deutsche Arbeiterjugend so hübsche Spielplätze und Kindergärten

und alle solche Parks, Schwimmhallen und Turnsäle aufzubauen. Aber baden und turnen und spazierengehen wollten auch sie, die Alten. Und sie hätten gern ihre Mitwirkung zu dem heutigen Fest zugesagt und hofften nur, daß eine so schöne Gesinnung in der ganzen Stadt und auch in ganz Deutschland, wie heute hier versprochen worden sei, immerdar gegen die neue Osterstadt und ihre Bewohner erhalten bleibe. Sie ihrerseits würden mittun, wie sie nur könnten, um immer die Osterstadt bei Pflege zu bewahren. Und so wolle auch er in diesem Sinn und als Vertreter der zukünftigen Einwohnerschaft die neue Osterstadt hochleben lassen.

Hoch! Hoch! Hoch!

Die Musik fiel laut und kräftig ein. Alle erhoben sich und sangen das Deutschlandlied.

Die Morgenfeier war zu Ende.

Aber am Nachmittag zerwühlte sich ganz Bommingen auf dem Rummelplatz.

Die Reigentänze auf dem erhöhten Podium vor allem Volk waren ausgehüpft. Die sämtlichen Schulkinder der Stadt hatten hell und klar Frühlingslieder und Tanzweisen gesungen.

Fahnen schlugen machtvoll im glasklaren Wind. Hundertsältig brach schmetternde Musik aus allen Karrussells und Bierbuden ein. Das Schnarren und Knarren der großen Achterbahnen schwang sich hoch über den Häuptern. Das Brüllen und Pauken von den Schaubuden her tobte. Der Rummelplatz war trompetend, quietschend, lachend und schreiend in größter Festaufmachung.

Für die Spitzen Bommingens war im großen Zelt Tafel gehalten worden. Sie sollten durchaus mit dem

Volk feiern. Aber um der Frühlingsfrische willen war das Mahl im Zelt doch bald vorbei.

Der Justizminister Dr. Stoll gesellte sich zu Walter und Etta. Er war ein feiner, kleiner, sehr gepflegter Herr mit Bäumlein und sehr zarter Haut bei dunklem Haar, soviel davon noch zu erkennen war. Denn durch sein Haupthaar wuchs ihm die Glaze, und sein Antlitz trug er glattrasiert. Er war stets sehr sorgfältig angezogen.

Er gestand, der größte Eindruck von dem Fest sei für ihn die Leistung des Oberbürgermeisters, die all diesen Glanz und die ganze Lust ermöglichte. Diesen Mann müsse er bewundern. Ja, da scheine wirklich einmal so etwas wie ein stadtväterlicher Schwergewichtsmeister aufgestanden zu sein. Dr. Stoll hatte sich berichten lassen, was die ganze neue Stadtgründung mit allen Herrlichkeiten an Stadtpark, Schule, Turn- und Schwimmhalle gekostet habe und noch kosten werde. Alle Hochachtung, konnte er nur wiederholen. Im Verhältnis zu dem, was da stand und wie das alles gemacht war, mußte eine solche Summe ein Pappenstiel genannt werden. Raum zu glauben. Ja, dieser Herr Oberbürgermeister hatte sich die rechten Gönner zu angeln gewußt. Und hatte sie sogar bekommen, ohne daß er im geringsten einen Titel oder eine sonstige Belohnung zu vergeben hatte. Wie nun dieses Fest aufgezogen sei und ablaufe! Großartig, wirklich einfach großartig!

Etta meinte, und bei all dem werde noch nicht einmal die Hauptleistung sichtbar, nämlich, daß die alten Ostergäßler in ihren allerdings wirklich schauerhaften Bretterbuden im Lager draußen den ganzen Winter in Ordnung gehalten worden waren.

Der Justizminister erkundigte sich: Der Oberbürgermeister sei Sozialdemokrat?

„Doch nicht ganz“, antwortete Walter. „Linksdemokratische Partei.“

So so. Dr. Stoll war hoch befriedigt.

Sie wandten sich ins muntere Gedränge des Rummelplatzes. Dr. Stoll genoß herzlich den freundlich volkstümlichen Nachmittag. Aber es geschah, daß auch ihm sozusagen juristisch die Erinnerung kam, wer denn am Uranfang aller dieser nun so glorreich geführten Unternehmungen stand.

Es sei ihm doch sehr interessant gewesen, meinte er, einmal auch von dem betroffenen Volksteil selbst die Auffassung von der Brandursache vorgetragen zu hören. Hat so ein braver Mitbürger einmal sein Pfeiferl an so einem alten wurmstichigen und stinkigen Holzpfeiler ausgeklopft. Ganz so gemütlich sei es doch wohl nicht hergegangen?

„Nein, nicht ganz so gemütlich“, sagte Walter. „Ich hatte die Untersuchung. Es war mein erster Fall. Damit fing es hier für mich an. Überhaupt meine Laufbahn hier als Untersuchungsrichter in Bommigen.“

„Nun, und?“

„Onkel Stoll“, sagte Walter, „siehst du dort das kleine zierliche Weib vor dem Karussell stehen mit ihrer ganzen Familie? Da — sie dreht sich nach uns um.“

Er grüßte leicht die Frau Angelika Selbmann, die sehr nachdrücklich zu ihm herüber schaute. Sie löste sich sofort von ihrer Gruppe und kam auf ihn zu. Sie knigte halb, warf einen Blick auf Etta und den Minister, den sie sichtlich erkannte, lächelte stolz und hob zu Walter gewendet an: „Das ist heute ein sehr schönes und großes Fest, Herr Landgerichtsrat, und wenn die Osterstadt erst

fertig ist, so kann unsereins ja auch überlegen, ob man nicht mit seinem Geschäft hierherzieht. Es wird auf jeden Fall eine sehr viel feinere Gegend werden als früher und ich bezweifle, ob sich die Leute aus der alten Ostergasse, die bestimmt nur als eine Rote Korah zu bezeichnen sind, hier heimisch fühlen können, und ob nicht diese ganze neue und schöne Gegend viel zu schade für sie ist. Aber da wird es genug aufgelaassene Quartiere von bessern Leuten aus andern Stadtteilen geben, in die die Ostergäßler dann ziehen können. Ich will nun aber nicht undankbar sein und nun, da das grüne Gras längst über alles was war gewachsen ist oder doch bald wachsen wird, da will ich allen alten Groll fahren lassen und will Ehre geben und Andenken weihen, wem Ehre und Andenken gebühren. Und ich habe den Herrn Landgerichtsrat schon lange fragen wollen, und ich bin froh, daß ich ihn heute getroffen habe und die Gelegenheit habe, und ich möchte gern wissen, wo denn der Herr Albert Ruhn begraben liegt. Und ich möchte einen Kranz auf seinem Grabe darbringen und möchte einen Geraniumtopf darauf auspflanzen und vielleicht auch Efeu, und vielleicht ist er doch schließlich als ein armes Opfer für das Wohl und Wehe seiner Mitmenschen gefallen.“

Walter blickte die Sprecherin ausführlich an und mußte lächeln. Aber sie hielt stand. Er zuckte mit den Achseln. „Das weiß ich nicht, wo Ruhn begraben liegt. Danach fragen Sie am besten bei der Gefängnisverwaltung an.“

„Mit Gefängnis hat unsereins doch nicht gern etwas zu tun“, sagte sie zögernd und auffordernd.

Walter verstand nicht. „Da kann ich Ihnen auch nicht helfen“, sagte er. „Noch viel Vergnügen heut.“ Er lüftete kurz seinen Hut und ging.

„Das war das Weib, um dessen willen diese ganze Stadt, dieses ganze alte Stadtviertel in Brand gesteckt worden ist“, sagte er zu Stoll. „Und der Mann, nach dessen Grab sie fragte, war der Brandstifter. Wenigstens der mutmaßliche. Er hat sich im Untersuchungsgefängnis erhängt.“

„So war mir erinnerlich“, entgegnete Dr. Stoll. „Die Leiche kam natürlich in die Anatomie?“

„Ich nehme an, da niemand den geringsten Anspruch erhob. Soviel ich weiß, werden solche Leichen aus unsern Gefängnissen nach Halle hinübergeliefert. In diesem Fall möchte es ein wahres Glück sein. Das fehlte noch, daß diesem alten Murrkopf, der genug auf dem Korbholz hatte, ob er nun den Brand angesteckt hat oder nicht, auch noch ein rührendes Grab- und Ehrenmal aufgerichtet würde.“

Er erzählte kurz einige Einzelheiten des Falles. Der Minister wandte sich nach der Frau um, die stand, immer noch den Blick auf die Gruppe geheftet. Jetzt knigte sie wieder, mutig und stolz.

Der Minister lächelte. „Die fühlt sich heute auch als Miturheberin aller neuen Pracht und Herrlichkeit und wird auch so gefeiert werden. Ihrem Gemüseladen wird es bekommen.“

Sie gingen weiter. Dr. Stoll erwog: Alle sühnende Gerechtigkeit in gebührenden Ehren, aber als die geeignete Lösung war wohl wirklich unter solchen Umständen zu bewerten, daß sich der Alte umbrachte und also selbst richtete. Die Aburteilung würde wohl noch unter dem Eindruck des ganzen Unheils erfolgt sein. Aber nun, heute, der Gedanke an den Alten, wenn er jetzt im Zuchthaus saß — seine eigne Lösung war die wenigst peinliche.

„Wenn ich nur auch so sicher wäre, wie hier alle wenigstens immer tun“, meinte Walter. „Der Mann hat nicht gestanden. Verdacht lag genug vor, sogar ganz dringender. Am Tode des Frauenzimmers, das ihm im Wege stand, hatte er unzweifelhaft und auch zugestandnermaßen die Schuld. Eine Schuld, die strafrechtlich nur gar nicht zu fassen war. Dieser Todesfall kam ihm mehr als gelegen und wirklich wie bestellt und herbeigeführt. Mehr steht nicht fest. Sein Selbstmord beweist nichts. Zu Ende konnte er sich auf alle Fälle fühlen. Seine Huldin, eben dieses kleine Weib von vorhin, hatte ihn in Grund und Boden geschmettert.“

Müsse denn durchaus Brandstiftung angenommen werden? fragte der Minister. Sie hätten heute vormittag die Meinung des ostergäßlichen Propheten gehört.

Walter mochte nichts von Zufall wissen, hielt ihn für ausgeschlossen. Die Treppe in Nummer sieben, wo der Brand auskam, hatte sofort von oben bis unten als eine Feuerfäule gestanden. Als wäre sie vollständig von oben bis unten mit Petroleum übergossen worden. Dazu hätte sogar in diesem zerfressenen Gebälk doch nicht nur eine ausgeklopfte Pfeife mit noch einem Funken oder ein wegge worfnes Streichholz genügt.

„Mir wird dieser Fall immer als Mißerfolg auf der Seele brennen.“

Der Minister tröstete. „Bester Junge, habe nur erst deine hundert Untersuchungen hinter dir. Gewiß, kann auch sein, daß dieses Empfinden bleibt. Mit solchen Einschränkungen müssen wir alle leben. Jeder hat davon sein Teil.“

Walter wäre nun am liebsten nach Hause gegangen. Was half es, die Treitmühle der Arbeit wartete auch

heute auf sein Einsteigen. Und ein Absprung aus ihrem Herauf und Herunter mitten in eine so anhaltend herzhafteste Lustbarkeit hinein war keinesfalls einfach. Aber der Minister unterhielt sich heiter. Er verfolgte auch noch eine Absicht. Walter sagte zu ihm: „Da kommt der Stadtbaumeister. Ihn hast du gesprochen. Er wird bestimmt wissen, wo du den Oberbürgermeister finden kannst.“

Luß kam als die Urkraft kindlich unbefangener Freude. Mit Händeschütteln, mit Schulterklopfen bezeugte er sein Vergnügen an der Begegnung mit den Freunden. Wo alles in diesen wogenden Gassen habe er den Herrn und die Frau Landgerichtsrat gesucht. Das Zusammentreffen mit dem Minister regte ihn nicht so sehr auf. War wohl ein ganz guter Mann, dieser Minister der Kompromißregierung. Vorübergehend hinzunehmen, nur ganz vorübergehend. Aber Luß hatte eine Herzensmeinung auszuschütten: Wer habe bei dieser ganzen großen Feier im Saal, bei der Festtafel, jetzt vor dem Volk auch nicht ein einziges Wort der Erwähnung erhalten, es wäre die Hauptsache gewesen, für ihn, den großen notwendigen Mann der Stadt, für den Oberbürgermeister? Luß war in jedem Augenblick bereit, hier im Gewühl auf einen Tisch zu springen, um diese dringende Pflicht auszusprechen.

„Warum tun Sie es denn nicht?“ neckte Etta. „Sie doch wenigstens sollten den Mut zur Besonderheit haben!“

„Ich darf ja nicht. Er hat doch bei Lebensstrafe jede Ehrung verboten. Er in seiner abgründigen Bescheidenheit.“

Luß mußte noch eine zweite Herzensmeinung abladen. „Und was hat dieser Herr Innenminister vorgebracht? Heißt Wagemann. Sollte Kleinefuß zubenannt werden.“

„War doch eine recht hübsche Rede“, meinte Etta.

„Papperlapapp. Ja, wirklich, Pappe. Ein paar hübsche fromme Redensarten von Deutschland und von seiner Arbeiterschaft; das ist keine Kunst. So etwas kann jeder sagen. Dazu braucht man nicht ein Herr Reichsminister zu sein. Was aber hat der Herr Minister für diese Städtegründung getan? Das ist die große Frage, die einzige, auf die es ankommt! Bitte sehr, so sagen Sie es mir doch.“

„Ich denke, das Reich hat gegeben; es sprach sich auch beim heutigen Fest herum, soviel ich zu hören meinte“, sagte Dr. Stoll, milde auch gegen solchen Übermut, denn er konnte den kleinen krähschimmigen Innenminister, der immer Quersalten in seinen Hosenbeinen hatte, nicht ausstehen und der ihn auch nicht.

„Gegeben. Geld gegeben. Einen Pappenstiel. Das Reich! Endlich einen Tropfen auf unser nicht endendes Drängeln. Sie mußten; es war eine Schande und eine Schmach damit geworden. Wer aber hat alles getrieben und getan? Wer hat sich halb entzwei geschuftet für dieses Werk? Wißt ihr denn überhaupt, wen ihr unter euch habt? Wem ihr das alles verdankt? Wem ihr es schuldet, ihr alten geliebten Murrköpfe von Ostergäglern — so möchte ich es heute ausschreien — wenn ihr in Zukunft nun am schönsten und gesündesten in ganz Deutschland wohnen könnt?“

„Nun, Benno Luck, dem großen, bedeutenden, dem allerersten deutschen Baumeister“, lachte Etta, und Walter fügte gut gelaunt hinzu: „Ihm, der besten Seele und dem uneigennützigsten Freund. Dem wahren Ritter ohne Furcht und Tadel. Diese Wahrheit wollten Sie doch dem Volk verkünden?“

„Keine Spur“, wies Luck glücklich zufrieden ab. „Ich kenne meinen Wert auch und weiß wer ich bin. Doch da findet sich alles. Das eilt mir gar nicht. Mein Werk steht. Mein Tag kommt. Aber was wäre ich in diesen scheußlichen deutschen Zeiten ohne ihn gewesen? Hätte ich ohne ihn jemals hier den Beweis meiner Arbeit durchsetzen können? Nein. Niemals. Ich weiß, wie alles damit stand. Was war unser Werk ohne ihn? Sehen Sie, diese Wahrheit möchte ich verkünden.“

Luck sagte auf Walters Frage, er habe den Oberbürgermeister im tiefen Gespräch mit dem Herrn Wagemann verlassen. Was mache er in diesem Augenblick mit diesem hartgesottnen Parteifünder aus? O, Luck wußte es. Es handele sich um die umfassenden Pläne des Oberbürgermeisters für die Größe und Wichtigkeit, für den Aufschwung dieser Stadt Bommigen. Sie solle das wahre Kulturzentrum für ganz Mitteldeutschland werden. Im nächsten Frühjahr war die Osterstadt fertig. Sicherlich wurden ein paar Straßen schon zum Winter beziehbar. Aber sozusagen schlüssel- und ausstellungsfertig wurde die neue Stadt doch erst im neuen Jahr. Dann aber strahlend. Und so solle denn die ganze Stadt im nächsten Frühjahr ausgestellt werden. Nicht nur dieser neue Stadtteil sondern ganz Bommigen. Der Oberbürgermeister habe diesen Plan gefaßt: Aus den Kirchen, aus den Schlössern, den öffentlichen Gebäuden, aus den angesehenen Bürgerhäusern sollten alle wertvollen Besitztümer aus alten Zeiten herangeholt und ausgestellt werden, um zu beweisen, was die Stadt seit Jahrhunderten für ihr Umland, für Deutschland bedeutete. Vergangenheit und Zukunft würden sich die Hände reichen.

„Herr Minister“, sagte Luck, „unser Oberbürgermeister hat wirklich nur diese ganze Sache anzusehen brauchen. Gleich nach der ersten Stadtverordnetenversammlung unter ihm, als unser Antrag auf Sanierung dieser verruchten Wohnungsnot in der Ostergasse doch wieder einmal nur abgefallen war, trotz aller nachdrücklichsten Befürwortung durch den Oberbürgermeister selbst, und er hatte mit Menschen- und Engelzungen geredet, da sagte er zu mir: Lassen Sie den Mut nicht sinken. Ich garantiere Ihnen, hier soll dennoch alles anders werden. Nur noch eine kleine Weile Geduld. Harren Sie mit mir aus. Wir schaffen es auch noch mit diesem Stadtparlament. Gogar noch vor neuen Wahlen, so hoffe ich. Und heute? Da ragt drüben unser Werk in schönem, stolzen Aufbau und als das Wahrzeichen aller Überwindung von Feindschaft, Haß und Borniertheit. Da sollte ich unsern großen Mann nicht lieben und bewundern? Von ganzem Herzen, so versichere ich Ihnen. Ich bin ja nur von Herzen froh, daß ich endlich wieder etwas sogar in diesem Bommigen zum Bewundern habe. Aber unser großer Mann hat auch die Mühsal und die enge Not an seinem eignen Leibe von Jugend auf mitgemacht. Er ist ja nicht, wie wir alle doch mehr oder weniger, mit dem goldenen Löffel im Munde auf die Welt gekommen. Sein Vater war Briefträger. Und was noch viel mehr sagen will, da waren sieben Kinder. Aber aus aller Mühsal heraus hat er sich durch Realgymnasium und Universität, durch die schweren Übergangsjahre hindurchgerungen.“

Walter seufzte und der Justizminister sah ihn an und lächelte. Daß Walter Justin sehr ungeduldig werden konnte im Zerbrechen eigen auferlegter Zucht, wußte hier

niemand besser als der Justizminister. Denn wer außer seiner Familie kannte ihn länger? Aber Luck's gute Laune konnte durch so wenig handgreifliche Hindernisse nicht herabgesenkt werden. In diesem Augenblick erspähte er noch dazu den Gegenstand seiner Anbetungsnotwendigkeit höchst persönlich. „Da kommt unser Oberbürgermeister! Da hat ihn der Herr Wagemann endlich freigegeben. Der dicke Einschrot und das Mondkalb Semmelweiß umrahmen ihn.“ — Diese Herren waren der Stadtverordnetenvorsteher und der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Fraktion. — „Wie werden sie nicht, heute, an seinem Ehrentag. Ach, nun hat er uns gesehen. Er macht sich frei. Er kommt hierher. Oberbürgermeister, Oberbürgermeister!“ Luck warf seine Arme wie Windmühlenslügel. Es war ihm ganz gleichgültig, daß jedermann in der Nähe stannend still stand. „Aber nun soll er es endlich gemüthlich haben! Nicht wahr, Frau Landgerichtsrat, wir beide wissen, was diese Lage für ihn bedeutet haben! Wir wissen Bescheid. Wir können ein Lied mitsingen. Und was steht noch bevor? Wir sind ja erst mitten in aller Arbeit.“

Der Oberbürgermeister kam und auch er schien freudig bewegt, wenn auch erschöpft. Er lächelte, ja er lachte. Wie er da herantrat, schien er Walter Justin beinahe gewachsen zu sein. Nun, er hatte wohl nur einen besonders schlanken Rock an. Da leuchtete seine so aus-erwählte Einkleidung nach Schnitt, Stoff, Wäsche und Halsbinde, seine Stiefel gar nicht zu erwähnen.

Der Justizminister wünschte ihm verbindlich zur großen Leistung des so schön gelungenen Festes Glück und dankte ihm beinahe, er müsse sich vor allem selbst Glück wünschen, daß ihm die Umstände das Erleben dieses Festes, den Ein-

blick in diese vorbildliche Arbeit zum Wohl Deutschlands, des gesamten, über alle schweren Hindernisse hinweg erlaubt hätten. Er hoffe nun zuversichtlich, bald mit dem Herrn Oberbürgermeister noch über andere wichtige, wichtigste deutsche Angelegenheiten in eine nähere Beziehung treten zu können.

Der Oberbürgermeister verbeugte sich tief. Was sollte noch mehr kommen als daß der einflußreichste Mann seiner Partei, ihr Minister, ihr Paradestück, einen solchen Spruch anwendete? Wenn es dem Oberbürgermeister überhaupt möglich war, so heute: Er strahlte.

In solcher Stimmung wurde er beinahe weltmännisch. Er wandte sich Etta zu, als wolle er sie dem Justizminister ausdrücklich vorstellend darbringen. „Gratulieren Sie auch unserer lieben Frau Landgerichtsrat. Was sie mir für eine Helferin war bei meinem Werk und bei den Vorbereitungen zu diesem Fest, besonders in seinem menschlichen Teil, kann keine Anerkennung ausdrücken. Ihre Kunst der Menschenbehandlung, ihre Unermüdlichkeit, ihre Frohnatur, ihre stete Hilfsbereitschaft, ihr kluger offener Blick . . .“

Etta wehrte lachend ab. Sie wandte sich zu ihrem Mann: „Da hörst du, was du an mir hast.“

„Vereinsfurie werde ich deshalb aber doch nicht“, fügte sie tröstend hinzu.

„Das wäre auch schade um solch schönes junges Frauchen“, lächelte der Justizminister.

„Wie entzückend“, lachte sie. „So habe ich ja heute auch meinen großen Tag.“

„Und nun habe ich mir noch eine ganz besondere Überraschung und Freude für unsere liebe verehrte Frau Land-

gerichtsrat aufgehoben," sagte Luck. „Das heißt, ich bin sozusagen nur der Briefträger. Diese Überraschung geht nicht von mir aus. Doch, Oberbürgermeister, ich will es sagen. Was ist denn dabei? Ich muß es sagen. Ich hatte mich so darauf gefreut.“

Der Oberbürgermeister hörte gänzlich zu strahlen auf. Er wurde grau und ärgerlich und sagte im Anfall seiner stadtberühmten Unentwegtheit: „Sie sind ein altes Waschweib. Ich hätte es wissen können.“

Luck starrte ihn denn doch offenen Mundes an. Der Oberbürgermeister zuckte mit den Achseln und seufzte.

„Aber dabei ist doch gar nichts, ich meine nichts Schlimmes“, stammelte Luck. Er faßte sich, sah die bestürzten Gesichter der andern und lächelte. Er redete gut zu. „Ach! Sie meinen es ganz anders. Es ist nur die übermäßige Bescheidenheit. Sie sind nur ein viel zu edler Mensch.“ Er wandte sich zu den andern. „Es handelt sich nämlich um eine gute Tat. Von so etwas will unser Oberbürgermeister niemals etwas verlauten lassen.“

„Die mir eine Freude machen soll?“ fragte Etta. „Nun muß ich ganz gewiß Bescheid wissen. In den heutigen Zeiten kann es sich ja leider weder um einen Titel noch um einen Orden für mich handeln.“

„Da muß ich es also sagen und ich sehe auch nicht ein, warum nicht“, bekannte Luck. „Oberbürgermeister, Sie können ja weggehen oder sich herumdrehen. Ach, es ist doch nur solche Freude. Wissen Sie, wo wir letzten Sonntag gewesen sind? Wir beide, der Oberbürgermeister und ich? Auf unserer Sonntags-Vormittags-Kraftfahrt? Denn an der halten wir fest trotz der allertollsten Arbeit. Unsern Spritzer am Sonntag vormittag müssen

wir haben. Nun, aber wo wir gewesen sind, erraten Sie nicht. Wir waren in Pössegg, in der Heimat der gnädigen Frau. Ja, wir konnten es schaffen. Allerdings, wie wir fahren! Aber immer doch vorsichtig. Durch uns kommt keine Rage zuschanden. Und wen haben wir da besucht? Nun, niemanden anders denn das Mariechen Peukert. Und wir haben ihr den Sack mit Äpfeln und Nüssen mitgebracht. Mariechen Peukert ist nämlich" — so wandte er sich an den Justizminister — „ein kleiner Schützling von unserer Frau Landgerichtsrat hier, und das arme Kind ist vor einem Jahr von einem wilden Radfahrer überfahren worden und allerdings sehr übel zugerichtet. Aber wir haben doch versucht, die Sünden des wüsten Kollegen zwar nicht gutzumachen, das ist leider unmöglich, aber doch durch ein bißchen Freude zu vergolden. Unser Oberbürgermeister hier hat dem Mariechen Peukert tausend Mark geschenkt.“

Der Oberbürgermeister stand unter Luck's Spruch regungslos. Es war als schloße er seine Züge völlig. Er hatte die Augen niedergeschlagen. Luck schmetterte seinen Schlußakford, da trat er heftig auf ihn zu. Es war, als wolle er ihn ohrfeigen. Luck schrak zurück. Der Oberbürgermeister bändigte sich. Er lächelte zwangsvoll, er sah hilflos von einem zum andern. Er war in tödlicher, vergifteter Verlegenheit. Und Walter Justin war nicht im mindesten geneigt, ihm seine Bedrängnis zu erleichtern. Er trat geradezu aus der Gruppe heraus wie ausdrücklich aus jeder Nähe des Oberbürgermeisters weg. Er sagte im Ton des letzten Wegwurfs jeden Hasses: „Das verbitte ich mir. Das ist unmöglich.“

Etta bat, die Hand nach ihm ausstreckend: „Walter!“

Luß hatte sich von seinem Erschrecken erholt. Unangenehme Eindrücke, die von seinen Freunden ausgingen, waren immer nur Irrtum. Er sagte frisch: „Doch eine sehr große Freude für die arme Familie.“

Walter Justin wollte über keine Brücke gehen. Weder seine Frau noch auch der Justizminister hatten ihn jemals so gesehen. Seine Hände öffneten und schlossen sich. Er war noch fahler erblaßt als der andere Mann. Er beugte seinen Kopf vor, als sei er zum Anlauf zurückgetreten. Er sagte heiser: „Gänzlich unnötig! Was soll das heißen!“ Er schrie den Oberbürgermeister an: „Wie kommen Sie dazu, sich so unerhört einzudrängen?“

Der Oberbürgermeister hatte sich zu seiner kalten, regierenden Würde zurückgezwungen. „Selbstverständlich bin ich nicht wahnsinnig genug gewesen, diesen Leuten das Geld in einem oder meinetwegen auch in zwanzig Lappen auf den Tisch zu werfen. Ich habe dem Kinde und seinen Eltern die Mitteilung davon gemacht, daß ich dem Mädchen hier in unserer Stadtkasse ein Sparkassenbuch einrichten würde. Ich habe es getan. Es bekommt die Zinsen. Ich kann zum Kapital gelegentlich hinzutun, was mir angebracht erscheint.“

Er lächelte ohne jemanden anzusehen, noch verlegen aber auch hinterhältig.

Walter sah den Hohn. Er galt ihm. „Unter welchem Vorwand? Dieses alles? Wenn's beliebt? Dieses Kind Mariechen Penkert ist Ihnen ja doch wohl todfremd.“

„Ich habe doch erzählt, wir sind zu diesen armen Penkerts hingefahren“, erläuterte Luß bereitwilligst. „Einmal über Sonntag. Weil wir uns gern ein Ziel nehmen. Ich habe den Oberbürgermeister immer gedrängelt.“

„Schon mit dem Tausend-Mark-Sparkassenbuch in der Tasche? Oder war seine Anbringung der Gegenstand einer zweiten liebenswürdigen Fahrt?“

„Ihrem Verhör habe ich ja doch wohl nicht standzuhalten“, erwiderte der Oberbürgermeister.

Nun blieb nur noch Schlag und Niederwurf gegenseitig. Aber der eine und der andere Mann schleuderte die Herausforderung auf schwere Säbel und Pistolen. Alle wußten, beide waren ehemalige Frontoffiziere.

Der Justizminister sagte schnell, verbindlich und streng: „Auf jeden Fall eine schöne Tat des Herrn Oberbürgermeisters. Ich kann mir denken aus dem Hochgefühl dieser für ihn unzweifelhaft sehr beglückenden Zeit geboren. — Walter, mein Zug geht in einer halben Stunde. Begleitest du und deine liebe Gattin mich noch nach eurer Wohnung? Ich kann natürlich auch allein fahren. Ich habe nur noch mein Köfferchen abzuholen, und zu Hause ist ja wohl jemand bei euch.“

„Nein, die beiden Mädchen sind auch auf dem Kummelplatz“, sagte Etta. „Selbstverständlich bringen wir Sie zum Bahnhof, Herr Minister. Das würden wir uns auf keinen Fall nehmen lassen.“

Und dann setzte sie die Angelegenheit ins gesellschaftliche Maß ein. Sie wandte sich lächelnd an den andern Mann. „Auf jeden Fall, Herr Oberbürgermeister, möchte ich Ihnen danken. Danken im Namen von Mariechen Peukert und ihrer Familie. Wenn auch die Peukerts schon jeden Dank bezeugt haben werden.“

Er küßte ihr höflich die Hand.

Sie winkte großartig gelassen. „Auf Wiedersehen. Wir werden ja bald wieder viel Arbeit haben.“

Dr. Stoll wurde mit dem kleinen Pudel zur Bahn gefahren. Walter, der bis zum Bahnhof den Notstiz benutzt hatte, stieg zu seiner Frau am Steuer. Er schwieg vollständig, auch daheim, als er sich in einen Sessel warf.

D ja, er konnte aufstehen, sich an seinen Schreibtisch setzen und die Kaserei seiner Arbeit wenigstens vor-schützen. Es war der einzige Weg zu Ruhe und notwendiger Haltung zurück. Er konnte — und wollte nicht.

Er lachte grimmig. Sie hatte ja immer gewünscht, er solle einmal vor ihr wütend werden.

Er haßte. Diesen Giftknoten, diesen Herrn Oberbürgermeister, der ihn so weit heruntergebracht hatte. Diesen Satansvetter, dem es gelungen war, seine Frau von ihm abzudrängen und gegen ihn zu stellen.

Etta stand in der Tür des Schlafzimmers. Sie hörte sein wildes Hohngelächter. „Na na“, sagte sie und kam näher.

Sie hatte sich in ein langes loses Hausgewand umgezogen. Ausdrücklich für diese Nachher-Unterhaltung. Verführerisch! Maskerade! Ob sie weiß was sie tut? D gründlichst! Schlangen. Kanaiilen. Natterngezücht. Alle Weiber. Aber sich dachte er in Wut doch nur noch: Mach' dir nichts vor, mein Bursche. Du bist lächerlich.

Er schrie sie wütend an: „Ich stehe da wie ein Hansnarr vor diesem Kerl.“

Sie kam heran, setzte sich gelassen. In den schimmern-den, halb durchsichtigen und halb verhüllenden Falten des Schleiergewandes war wirklich jede Bewegung ihrer schönen Glieder unentrinnbare Verführung. Sie lächelte eitel und zärtlich und sagte: „Doch ganz hübsch, König Marich zum Verehrer zu haben.“

Er sprang zu ihr. Fast hätte er sie am Arm hochgerissen. Er hätte das Kleid am liebsten zerfetzt. Sie sah ihm geradenwegs in die Augen, mit ihrem hellen, durchsichtigen Blick, den sie haben konnte, der nichts verriet. Sie hatte gar keine Angst. Er ließ sie jäh los. Er stand fern von ihr.

„Ich fordere diesen Burschen vor meine Pistole. Heute noch. Ich schreibe. Dinge, die diesem Herrn Oberbürgermeister denn doch noch nicht gesagt worden sind. Dieser widerliche Holznußknacker! Ich zerschmettere ihn.“

„Um Gotteswillen, Schatz“, sagte sie, „bist du verrückt?“

„Ja“, erwiderte er und sagte noch: „Wer dich heiratet, der wird es wohl jedenfalls früher oder später werden.“

„Ich kann jedenfalls nichts dafür“, sagte sie ganz ruhig — beabsichtigt oder unbeabsichtigt doppelsinnig?

„Auf jeden Fall verbiete ich dir, fernerhin noch ein einziges Mal mit diesem Schuft zusammenzukommen“, knirschte er und wußte, solches Wort war nur Demütigung für ihn selbst.

Sie zuckte mit den Achseln. „Warum? Wieso? Kraft deiner eheherrlichen Macht?“

Er antwortete: „Und wenn nichts anderes da wäre als daß ich zwölf Jahre älter bin als du, und immerhin ein bißchen mehr Lebenserfahrung haben dürfte.“

Da seufzte sie. „Gegen mich gehalten bist du manchmal ein kleiner Junge, und ich bin deine Großmutter. Bitte, fahre nicht auf. Es liegt an meiner Herkunft. Du kannst dich versichert halten, auf der Straße in Segel, auf der ich als Kind ungefähr drei Stunden meines Tages zubachte, lernt man einiges kennen.“

„Nun bist du verrückt“, entgegnete er. „Ich bin Richter. Das ist vielleicht doch noch etwas mehr als deine Herumtreiberei als Kind auf deiner Tegler Landstraße. Ekelfast, wie du in diesem Augenblick die vergangene Verwahrlosung deiner Kinderzeit ausspielen willst, gegen mich, nur weil du annimmst, sie trennt dich von mir. So daß du über meinen Wünschen stehen kannst oder gegen sie.“

Sie erwiderte nichts mehr. Sie glitt zu ihm, um, wie sie es liebte, auf der Lehne seines Sessels zu sitzen. Ihre nahe körperliche Gegenwart bezwang ihn wie stets bis zur Waffenlosigkeit. Die Strenge der Enthaltsamkeit, die er sich seit Jahr und Tag auferlegen mußte, wühlte als tödliches Feuerngift in seinen Adern. Niemand wußte es deutlicher als er selbst.

Sie raunte und flüsterte: „Du dummer, geliebter, wütender Herzensschatz!“

„Du wolltest ja immer, ich soll einmal wütend werden“, erinnerte er sie, und Scham um sein verlorrenes Sein überwältigte ihn, daß er hätte aufheulen mögen wie ein Hund. Er wollte sich bezwingen. Er wollte sachlich fragen. Er begann: „Hast du . . .“ Doch kochte nur sein Ärger wieder auf. „Ich will wissen, du hast mir wahrheitsgemäß Auskunft zu geben: Hat sich dieser Mann jemals unziemliche Huldigungen gegen dich herausgenommen?“

„Gegen mich? Unziemliche Huldigungen? Aber Walter, ich bitte, ist so die Gerichtssprache? Sei vernünftig.“ Sie richtete sich erhaben auf; sie sagte ohne Umschweife: „Das wäre denn doch wohl meine Sache.“

„So?“ antwortete er. „Mein Kind, diesen Irrtum möchte ich dir sofort gründlich nehmen. Du kannst es ihm

wiedersagen, deinem großmächtigen Freund, diesem Herrn Oberbürgermeister, und kannst dich bei ihm über mich beschweren, daß ich ein völlig vorsintflutlicher Ehemann bin. Aber wer sich an dir vergreift, wer mir in dir zu nahe-treten sollte, dem breche ich das Genick. Verlaß dich darauf.“

Er setzte sich fern von ihr an seinen Schreibtisch. Er genoß immer seine Wut und verfluchte sich auch immer um seiner Unbeherrschtheit willen. Er konnte begreifen, o ja, nur zu wohl — in solcher Laune schlug ein Mann seine Frau tot. Hegen der Unterwelt! Fluch des Mannes! Ich habe diese rasend schöne Frau. Hat sie mich schon satt? Dann müssen wir beide sterben.

„Wer sich einbilden sollte, etwa dieser Herr Oberbürgermeister, dein guter Freund, ich sei nur ein Fach-mensch, der dürfte sich gewaltig verrechnet haben. Und wenn ich mich nachts hinter den Busch legen sollte — er soll mir nicht mein Eigentum niederreten. Oder er fällt. Ich mit ihm, meinerwegen. Es soll mir recht sein. Du kannst nachher zusehen, was du mit deinem Leben anfängst.“

Sie kam wieder zu ihm, nahm seinen Kopf, küßte seine Lippen. „Du Wüterich! Du Laugenichts! Du Zigeuner! So habe ich es nicht gemeint. Ich meine doch nur — was soll unsereinem geschehen, welcher Frau von heute, was sie nicht will? Ich sollte nicht mit Schmitt fertig werden? Ich ganz allein? Aber ich bitte dich!“

„Ja. Wenn ich nicht mehr darauf bauen könnte, mit jeder Zuversicht meines Lebens, wenn ich nicht wüßte, unverbrüchlich, eher fällt der Himmel ein, ehe ich dir nicht vertrauen könnte — alles wäre aus. Nichts lohnte mehr.“ Er hob seinen Kopf, sah in ihre elektrisch blauen Augen,

sah das Spiel ihrer Zärtlichkeit für ihn auf ihrem Angesicht. Er lächelte schwach. „Du mußt auch einsehen, Herzensseele, die Sache mit den tausend Mark an das Mariechen ist unmöglich.“

„Na, ich weiß doch nicht“, erwiderte sie und schmiegte immer noch ihre Arme um seinen Hals. „Es ist immerhin eine große Freude für das arme Mariechen und für sämtliche Peukerts.“ Sie ließ ihn los. „Wohltaten hin, Wohltaten her. Ich meine von uns aus und von den Eltern. Jetzt ist das Mariechen die Wohltäterin der ganzen Familie.“

„Dieser Gedanke ist im Hirn deines 2-mal klugen Freundes Schmitt entsprungen“, sagte er. „Mariechen und die Peukerts würden niemals auf eine so ausgefallene Idee geraten.“ Er stöhnte, das Gesicht in seine Hände vergrabend. „Ich kann nicht einmal sagen: So werde ich denn Ihnen, mein sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, die tausend Mark zurücküberweisen lassen. Das kann ich leider nicht tun. Wir leben von dem, was uns dein Vater gibt. Ich könnte nur dich bitten . . .“

Sie sagte: „Wir können das Geld schon deshalb nicht zurückzahlen, weil wir es überhaupt niemals bekommen haben. Peukerts sind nicht unsere Leibeigenen. Aber wie kannst du dich derart gebärden! Es ist die Überarbeitung.“

„Wenn dieser Mann ins Spiel kommt, sehe ich rot“, stöhnte er hilflos und verzweifelt.“

„Du böser, böser Liebling“, bat sie ihn. Und dann sagte sie: „Ich würde ja sofort jede Arbeit an der Osterstadt aufgeben. Aber, ich bitte dich so inständig, so begreife doch: Was soll ich denn nur mit meinem ganzen Tag anfangen?“ Die Tränen rannen ihr. „Ich bin doch

den ganzen Tag hindurch immer nur mutterseelenallein. Das heißt, ich meine ohne dich."

Er antwortete ihr zärtlich und schuldberührt: "Ich weiß ja, daß du nur deshalb in die Vereinsigungen des tollen Oberbürgermeisters gerannt bist, um deinen Tag nicht nur voll gähnender Langeweile zu haben. Ach, Herzensseele, ich denke immer daran und bin oft wie gefoltert. Ja, wir müßten ein Kind haben. Aber wenn noch einmal solche Qual und Gefahr über dich kämen! Es ginge über Menschenkräfte. Aber meine auch."

"Es braucht nicht wieder so zu kommen", tröstete sie. "Ich bin so viel reifer geworden, auch körperlich. Es kommt nicht noch einmal so." Sie zitterte doch erschauernd in seinen Armen. "Es war ja nicht das Körperliche damals. Ich verlor wirklich beinahe den Verstand."

Sie schwiegen, einander empfindend. Sie sagte: "Aber so können wir nicht dauernd miteinander leben. Du nicht und ich auch nicht. Und nicht das Häßliche. Nein, das freie, schöne Liebhaben und einander zu eigen sein. Du und ich nur Teil eines Selbst zu zweit."

"Wenn ich nur weiß, du bist mein für immer", raunte er. "Was ist dann die Welt." Er küßte, küßte sie.

Zu Besuch daheim

Walter Justin wußte nach dieser Überwältigung durch sein Temperament, daß er dem Oberbürgermeister kaum wieder begegnen durfte. In absehbarer Zeit gewiß nicht. Nun, der Mann würde ihn vermeiden wie er ihn. Besser wäre es allerdings, es lägen Übermeilen und die Mauern vieler Städte zwischen ihnen.

Ich kann den Kerl in den Tod nicht leiden, kam unweigerlich die schraubende Wut in ihm auf, wenn er nur von fern an ihn dachte. Warum? Weshalb? Ach, es war einerlei. Ich brauche nur diese albern wunderbaren Stiefel anzusehen. Aber was geht mich dieser aufgeplusterte Demokratenherrscherling an?

Erta unternahm den Versuch, von dem sie meinte, daß er am besten ihren Mann aus dem Gefängnis seiner Überarbeitung und ihrer Folge, seiner Gemütsüberreizung, befreien werde. Sie verabredete mit ihren Eltern ihren und ihres Mannes Besuch in der Mühle über das Osterfest.

Gehr bald nach ihrer Ankunft lief sie zu den Penkerts hinüber. Sie kam aufgelöst nach Hause und war wieder das halbe Kind, als das sie Walter geheiratet hatte, und das sich an seiner Brust auszuschluchzen sehnte. Mariechen starb! O nicht heute oder morgen. Aber in diesem Sommer ging sie ein. „Nun stirbt mir dieses Kind auch!“

Mit ihren Eltern schien sie sich in gutem Einvernehmen vertragen zu wollen. Weder die Redefahrten der Mutter

noch die verkehrt gesetzten dritten oder vierten Fälle ihres Vaters regten sie mehr auf.

Vater Möller nahm den Schwiegersohn sehr bald in seine Mühle mit, zeigte ihm, was er umgeändert und neu angeschafft hatte, und sagte seinen alten Spruch: Wolle man alle die Neuerungen einführen, die angepriesen würden, so könne man sich bald die Haare vom Kopf wegrenovieren. Und schließlich würde statt aller lebendigen Arbeiter nur noch ein einziger Mechaniker am Hebel sitzen, und in den Hallen klappten und schwangen in fast lautloser Ruhe vollkommene Maschinenschaltungen. Kei-liche Sache schon. Schmutz gab es in solchem durchmechanisierten Betrieb überhaupt nicht mehr. Da war aller Arbeitsgang abgedichtet, daß nicht ein Staubbörn verloren- ging. Aber was wurde aus den Arbeitern? Und was wurde aus ihm, Anton Möller, in einer solchen Gespensterfabrik?

Vater Möller fand den Arbeitsgang seines Unternehmens, so wie er jetzt war, ganz zufriedenstellend.

Sie saßen in seinem kleinen Kontor auf dem alten schwarzen Wachstuchsofa, das schon in Segel im Büro gestanden hatte und einmal gebraucht für drei Mark gekauft worden war. Jetzt hatte es allerdings einen Lederbezug. Vater Möller drückte den Schwiegersohn in eine Ecke, holte eine Likörflasche mit Gläsern, lobte seine Marke, schenkte ein und sagte: „Ins Geschäft nie. Ich werde mich schön hüten.“

Er erkundigte sich. Ihm lag an Enkelkindern. Er hatte zwar drei von seiner Tochter Olga, aber sie waren so weit fort, und von dieser andern Seite hätte er gern auch welche gehabt. Er wollte noch bei seinen guten Zeiten etwas von seinen hübschen Enkelkindern haben.

Walter tröstete, bat aber auch: „Nicht wahr Vater, du sagst nichts über diesen Punkt zu Etta?“ Damals bei dem ersten Kinde, so meinte er, sei es gar zu knapp um Leben und Sterben gegangen, und lange Zeit dann um bitttern, verzweifelten Gram.

Möller antwortete: „Na schön, mein Sohn, ich werde den Mund halten. Aber ich sage es dir ernstlich und in Liebe: Mache mit der Göre nicht zu viele Fissimatenten.“ Er riet dringend, das könnten die Weiber nicht vertragen, und die modernen noch weniger als die früheren. „In der Ehe ist der Mann dazu da, für die Frau und die Kinder das Geld zu verdienen und so den Grund für die Familie zu legen. Die Frau hat dafür die Kinder in die Welt zu setzen und dem Mann das Haus gemütlich zu machen.“

Walter mußte über eine so einfache Auffassung lachen. Er sagte, sein Gehalt reiche ungefähr für die Miete.

Möller antwortete: „Quatsch nicht, Krause. Du weißt, was du für uns bist.“

Er erläuterte gemütlich. Das hätten sie, er und die Mutter, natürlich gewußt, Zechinen waren nicht zu scheffeln, wenn sie ihre Tochter einem studierten Beamten gaben, der nichts hatte wie sein Gehalt. Aber von allem andern ganz abgesehen: Die Etta — so sprach auch er von der Tochter — sei durch ihre Heirat in Kreise gekommen, nach denen sie sich ihr Leben lang Hals und Arme abgehampelt hatte. Er kam auf seine Warnung zurück: „Du verwöhnst die Kröte nur unvernünftig.“

Unterdessen, während so jetzt nach Tisch ihr Vater mit ihrem Mann redete, fühlte sich Etta in ihrem Zimmer einsam und kam zu ihrer Mutter eingeschlüpft. „Mutter, du kannst nun ausgeschlafen haben.“

Frau Möller saß im Lehnstuhl, noch mit geschlossenen Augen, und sagte langsam: „Stell die Kaffeetassen auf den Tisch. Rudi und Otto kommen gleich vom Bahnhofen herein.“

Sie schlug die Augen auf, sah die Tochter hilflos an. Sie seufzte, fand ihre Geister zurecht, warf einen Blick auf die Wanduhr und lächelte mühsam. Ja, nun hatte sie die Zeit zum Ausruhen und zu einem Nachmittags-schläfchen.

Etta setzte sich ihrer Mutter gegenüber. „Ich könnte nicht in deiner Stube leben, Mutter“, sagte sie. „Wie hier alles vollgepfropft und vollgepflastert ist. Aber warm hast du es bei dir.“

Sei denn die Heizung bei ihnen drüben in Bommingen nicht im Stand? fragte die Mutter. Bei einer so teuren Wohnung? Nun, das Gespräch wandte sich auch bei den Frauen der Hoffnung auf ein anderes Kind zu. Etta fragte ihre Mutter, ob sie auch solchen Unfall erlebt habe.

„Wenn du damit meinst, ob es mir auch so schlecht bis auf Leben und Sterben und bis dahin gegangen ist, daß mir der Verstand wacklig wurde, Gott sei Dank nein, das habe ich nicht erlebt. Dazu hätte ich auch gar keine Zeit gehabt. Aber in Gottes Hand ist eine Frau immer mit ihrem Kindchen, wenn es in die Welt will. Was hilft es? Ewig leben wir sowieso nicht, und was soll eine Frau ohne Kinder auf der Welt? Dazu sind wir da, um sie in die Welt zu setzen, und was sind wir ohne die kleinen Bälge, und wenn sie uns auch noch so viele Mühe und Arbeit machen und doch auch sehr vielen Ärger. Denn so, wie man sie sich vorher ausgedacht hat, so sind sie hinterher meistens nicht. Aber trotzdem, das Glück, gute wohlgeratene Kinder in die Welt zu setzen, kann uns

nichts auf der Welt ersetzen. Um sie lohnt aller bitterer Schmerz, sogar wenn sie, was sie ganz gewiß nicht tun durften und sollten, in der Blüte ihrer Jugend und ehe sie wirklich etwas vom Leben gehabt hatten, vor uns weggestorben sind. Und wir müssen nun all die vielen Jahre allein ohne sie gehen. So wie es mir und Millionen Müttern in unsern Zeiten gegangen ist. Aber da rechne ich auch die französischen und die englischen Mütter dazu und die japanischen und italienischen auch, und wer sonst noch im Kriege für uns oder gegen uns gewesen ist. Denn den Schmerz haben alle Mütter gemeinsam auf der ganzen Welt, und dagegen, daß die Männer nun einmal die Lust und die Wut aufs Kriegsführen haben, und am liebsten immer alles entzwei schlagen, was kaum mühsam aufgebaut worden ist, dagegen kann auch keine Mutter etwas ausrichten. Da heißt es nur dulden und schweigen und unsern Männern noch das frohste Gesicht zeigen, auch wenn uns das Herz vor Kummer und Gram brechen will.“

. „Mutter, ich meine, ging es dir auch einmal fehl?“

„Natürlich, zweimal, und eins starb ganz klein, nach vier Tagen. Ich hatte wenigstens noch euch vier. So ist es nun einmal nicht anders.“

Frau Möller sagte noch: „Du hast einen guten Mann, und wie er zu dir ist! Der trägt dich auf Händen und geht mit dir um wie mit einem rohen Ei. Solch ein feiner Mann. Aber deswegen sind doch nicht alle Männer, die fein sind oder es fein wollen, so zu ihren Frauen wie dein Walter zu dir ist. Vater und ich sind immer froh, daß du es nun so ruhig und geborgen hast. Und dein Walter ist ein kluger Mann und kann es noch weit bringen in seiner Laufbahn. Wer weiß, am Ende wird

er dereinst auch noch Justizminister wie der Herr, der einmal der Freund seines Vaters war. Aber dich würde er trotz allem immer nur gut behandeln.“

„Aber Mutter, ich bitte dich wirklich, da hört doch alles auf. Warum in aller Welt sollte er nicht?“

„Nun ja, ich meine nur. Kurz und gut, deine Verwandten und dein Mann, das sind wahrhaft feine Leute, auch die Frau Präsident und die liebe Wanda. Und die beiden haben dich wirklich von Herzen gern.“

Etta antwortete: „Ich wollte es mir auch ausgeben haben.“

Die Mutter erwiderte: „Nun bist du wieder trozig und für nichts und wider nichts. Was ich sage, stimmt, und es ist durchaus nicht immer der Fall bei solchen Ehen, wenn so zwei Familien aus ganz verschiedenen Kreisen zusammenkommen, der frühere Mittelstand und die vornehmen ersten Leute, und du kannst dein blaues Wunder erleben.“

Etta lachte und sagte: „Ja, Mutter, da kannst du schon recht haben. Aber höre, was meinst du dazu: Ich denke oft darüber nach — hätte mich Walter auch geliebt, wenn nun Vater arm geblieben wäre? Ich hätte ja zum Beispiel als Stubenmädchen bei seiner Mutter seine Bekanntschaft machen können.“

„Gott bewahre mich“, erwiderte Frau Möller, „und auch abgesehen davon, daß du niemals als Stubenmädchen in ein Haus gegangen wärest, nein, da gingest du immer noch eher in die Fabrik, wenn dir gar nichts anderes mehr übrigblieb — aber das tut kein anständiger Mann. Sich in das Dienstmädchen in seiner Mutter Haus zu verlieben.“

Etta kam zu ihrer Mutter, küßte sie und sagte: „Gott erhalte dich im Zustand deiner Unschuld. Und du hast sechs oder sieben Kinder in diese Welt geboren.“

„Zu meiner Zeit, als wir jung waren, war es noch nicht so weit verbreitet mit der Unsittlichkeit“, sagte Frau Möller. „Aber rauche bitte wenigstens nicht immerzu.“

„O, nur noch eine einzige Zigarette. Ich habe mir das Rauchen doch nahezu abgewöhnt. Auch ein Symptom von Walters ver sittlichendem Einfluß, siehst du, Mutter. Aber, du hast keine Entschuldigung. Denn der schöne Vers stammt aus deiner Zeit:

Ein jeder Jüngling hat nun mal
den Hang fürs Küchenpersonal.

Und der ihn gedichtet hat, soll sogar ein hervorragend moralischer Mann gewesen sein. Trotzdem, da^a war auch ihm Grundfaß.“

„Von solchen Sachen weiß ich allerdings nicht viel“, lehnte die Mutter ab. „Dein Vater hat seine Blicke nicht auf unsere Dienstmädchen fallen lassen. Wir haben allerdings auch keine gehabt, als wir jung waren. Aber ich habe selbst gedient, und deshalb weiß ich doch sehr gut Bescheid, und daß es früher immer als eine besondere Gemeinheit gegolten hat, so eine über die niemand sprechen wollte außer hinter der vorgehaltenen Hand, wenn ein Mann seinem Dienstmädchen nachstieg oder überhaupt eine Liebschaft unter seinem eigenen Dach hatte, heimlich vor den sehenden Augen seiner Frau und vor seinen Kindern.“

„Walter wäre ja auch nicht der Familienvater sondern der Sohn gewesen in unserm angenommenen Fall.“

„Dein Walter würde sich bestimmt nicht in dich verliebt haben, wenn du keine Bildung hättest, verlaß dich darauf“, sagte die Mutter. „Ich bin nur eine einfache Frau und verstehe mich auf eure neumodischen Liebesfagen nicht. Aber das weiß ich, Walter wollte nur eine Frau, die ihm in der Bildung gleich stand. Der wollte nicht herabsteigen, der liebte immer mit seinem ganzen Herzen und Gefühl . . .“

„Weißt du, daß der große Dichter Goethe seinen Bettstisch geheiratet hat? Und der hatte die Bildung ganz gewiß mit der Suppenkelle gelöffelt.“

„Meinetwegen. Walter ist aber kein Dichter sondern Landgerichtsrat.“

„Ach“, sagte Etta, „Liebe ist so zufällig und ich zerbreche mir Tag aus Tag ein den Kopf darüber, warum und weshalb, ich meine, wie es damit überhaupt ist. Heute möchte eins ins Wasser springen, weil man ein Weib oder einen Mann nicht bekommt; morgen, den Tag darauf, will man sich den Hals abschneiden oder sich aufhängen, weil man sie bekommen hat und nun auch behalten soll. Ein großer Arzt hat mir erzählt, er wisse genau von vier Ehefrauen, daß sie ihre Männer vergiftet hätten, und er hätte es ihnen auch gesagt. Die Männer haben es nicht nötig zu vergiften; die können sich anders helfen. Fast immer haben sie das Geld, und so schicken sie ihre Ehefrauen einfach weg, wenn sie sie satt haben. Das ist die Liebe. Kein Mensch kommt dahinter, was mit ihr los ist; und was heute der Grund für eine Liebe ist, kann morgen sehr fürchterlich der Grund dagegen sein.“ Sie erzählte ihrer Mutter, die so halb zuhörte, wie sie es bei andern Menschen anläßlich ihrer eigenen Redewassersfälle voraussetzte, zwei Liebesgeschichten. „Ein

berühmter und auch sehr erfolgreicher deutscher und wirklich bedeutsamer Schriftsteller hatte sich, angelangt auf der angenehmen Höhe seines Erfolgs und seines Wohlstandes, verloben wollen, in der Mitte seiner dreißiger Jahre. „Eine schöne, blonde junge Dame war schon zur Braut ausersehen worden von ihm, von seinem ganzen Anhang und der Verwandtschaft. Sie wollte auch. Aber auf einem großen Fest zu Ehren eines seiner erfolgreichen Theaterstücke lernte der Dichter eine andere Frau kennen, eine wilde, kleine schwarze Kaze; sie war auf einen Tisch gesprungen und tanzte. Das konnte sie von Beruf. Da sah er sie. Er sagte, er müsse sie zur Frau haben, und kaufte sie ihrem Mann für zweimalhunderttausend Friedensmark ab, denn der hätte sie sonst nicht aufgegeben, schon weil sie der Stern und auch der Halt seines Tanztablissements war. Und der Dichter heiratete die Frau. Aber nach acht Jahren traf er die vornehme Blondine wieder, die er damals so leicht und einfach hätte haben können, und nun war sie auch verheiratet. Er aber erklärte jetzt, daß er sie haben müsse, oder er würde ohne sie zugrunde gehen. Von seiner Frau konnte er sich ohne weiteres scheiden lassen, denn sie hatte genug böse Streiche auf dem Korbholz und Kinder hatten sie nicht gehabt. Aber der Mann der Blondin ließ sich auf nichts ein. Die Sache zog sich recht lange hin und schließlich ist der leidenschaftliche Liebhaber und große Schriftsteller gestorben, in der Blüte seiner Jahre, er war kaum über vierzig Jahre alt, und ist also wirklich zugrunde gegangen. Er hat aber sein ganzes Hab und Gut, das sogar den Krieg und die Inflation überdauerte, denn es war eine wunderschöne Besitzung und seine Werke werden noch heute viel gekauft, an die Blonde vermacht, trotzdem

er blutsverwandte Erben genug hatte, und seiner früheren Frau geht es auch nur kümmerlich. Die Blonde lebt jetzt von ihrem Mann getrennt auf seiner Besitzung."

Etta erzählte so und schaute auf ihre Mutter, die sie nicht verstand, sondern die Erzählung für eine Geschichte aus einem Buch hielt. Etta konnte aber nicht innehalten, sie vermochte es nicht, sondern die Leidenschaft ihrer Erlebnisfehnsucht wenigstens in der Teilnahme trug sie unaufhaltsam weiter. Sie erzählte ihren zweiten Fall: Eine Bekannte von ihr aus Berlin, eine Klavierkünstlerin, hatte ziemlich lange ein Verhältniß mit einem dänischen Kollegen gehabt, während seiner Studienzeit in Berlin. Sie reiste mit ihm auch einmal nach Dänemark, in ein Seebad, und da lebten sie wie auf einer Insel der Seligen, und wenn sie zum Beispiel Spargel aßen, dann schnitt der Mann sämtliche Köpfe ab, und seine Geliebte mußte die Köpfe essen, weil er sie für eine besondere Delikatesse hielt, und er begnügte sich mit den Stengeln ohne Kopf. Die Frau konnte nichts machen, so verliebt war er. Nach der Rückkehr der beiden nach Berlin sickerte das Verhältniß ab. Sie schleppten sich noch für ein paar Monate hin, und einmal aßen sie wieder Spargel, in einer Wirtschaft, und er schnitt auch wieder alle Köpfe ab. Aber diesmal schob er sie sich zu und in seinen eigenen Mund, und wenn seine Freundin auch Spargel essen wollte, so mochte sie sich an die Stengel halten; ihm war es ganz einerlei. Dann reiste er überhaupt in seine Heimat zurück. Sie mußte in Berlin bleiben. Aber sie konnte das Leben ohne ihn nicht aushalten, und im Sommer fuhr sie in dasselbe Fischerdorf, in dem sie damals mit ihm auf ihrer Liebeshochzeitsreise gewesen war, und von dem sie wußte, daß er es leidenschaftlich gern hatte.

Und richtig kam er auch, aber mit einer anderen Frau, und er sah seine Freundin von dazumal überhaupt nicht an, außer aus schrägen Augenwinkeln, und faßte kaum an seinen Mützenrand wenn er sie sah. Sie konnte kein einziges Wort mit ihm reden und kam völlig gebrochen nach Berlin zurück. Etta hatte sie damals gut gekannt.

Zwei Jahre später hatte die Klavierspielerin Etta eines Abends in Bestürzung und Verlegenheit aufgesucht. Ob sie nicht bei ihr über Nacht bleiben könne? Sie getraue sich nicht nach Hause zu gehen. Sie gestand, gestern habe der Freund von einst, der dänische Kollege, plötzlich vor ihrer Thür gestanden, nachdem er geläutet hatte, erst zaghaft und dann, als ob er die Klingel abreißen wolle, und sie öffnete ihm endlich, trotzdem sie ihn durch das Guckloch erkannt hatte und sich ängstigte, denn er stand da ganz verstört und wie wahnsinnig. Er kam ohne weiteres in ihre Stube, was ihr gar nicht recht war, und erklärte ihr, daß sie ihn wieder lieben müsse oder er werde ins Wasser gehen, und er sei dazu von Dänemark nach Berlin gereist gekommen, um diese Frage an sie zu richten — und so sei sie nun in der größten Angst, er könne es wirklich tun, ins Wasser gehen, und zwar sogar noch in Berlin. Und sie getraue sich keine Zeitung aufzumachen, weil vielleicht etwas darin stehen könne von einem solchen Todesfall, und sie hoffe immer, er werde sich erst in Dänemark umbringen, aber auf der langen Reise dorthin würde ihm wahrscheinlich Besseres einfallen. Und sie hatte ihm gesagt, nun möge er gehen und seinen Spargel mit jemand anderem essen, und wenn es eine Frau sei, so riete sie ihm, die Portion diesmal nicht horizontal zu teilen sondern nach ganzen Stangen. Aber natürlich hatte sie inzwischen längst einen andern Schatz.

Die Mutter hatte diesmal wenigstens einigermaßen zugehört und erwiderte nun: „Ich bin froh, daß ich immer nur deinen Vater hatte und er mich. Wir beide hatten vielzuviel Arbeit und zuviel im Kopf mit unserem Vorwärtskommen für uns und unsere Kinder. Auf solche Grübeleien verfielen wir Gott sei Dank überhaupt nicht. Aber es ist mir nicht lieb, daß du dich mit solchem Zeugs abgibst in deinen Gedanken, und du tust es auch nicht etwa so, daß du einen Zorn im Leibe hast über all diese leichtsinnigen Leute, nein, das fällt dir gar nicht ein, sondern du willst dir nur mit diesen vertrackten Geschichten die Langerweile vertreiben. Und das mit den vier Frauen und den vier Giftmorden glaube ich einfach nicht. Das hat dir dieser komische Doktor einfach vorgeschwindelt, und er sollte sich schämen.“

„Ich glaube es doch“, sagte Etta.

„Ja, er wird dich wohl gekannt haben, daß du auf so etwas hereinfällst. Aber hoffentlich hast du bald wieder ein Kind und diesmal bleibt es dir auch. Und dann vergeht dir dein Kopfzerbrechen über solchen Unsinn der dich gar nichts angeht von selbst.“

„Ja“, sagte Etta gedankenvoll und ihr Gesicht ward hell, „kleine blonde oder dunkelköpfige Kinder mit süßen schlanken Körperchen und mit lebendigen Augen. Niemand kann sie sich heißer wünschen als ich.“

Sie ging alle Tage zu Peukerts und Walter begleitete sie manchmal. Mariächen saß im Rollstuhl und war wie ein Wachsbild. Aber die Familie war durch das reiche und wunderbare Geschenk des Gönners, des Oberbürgermeisters, sehr erhoben.

Die Herren hatten mit dem Mariächen fast eine Stunde lang gesprochen und hatten sich alles erzählen

lassen, und der große Herr hatte endlich gesagt: Paß auf, Mariechen, eines Tages wirst du doch wieder gehen können. — Aber damit war es für immer aus und vorbei und Mariechen wußte es und hatte nur mit dem Kopf geschüttelt. Und da hatte der Herr Oberbürgermeister gefragt: Möchtest du in ein schönes Pflegeheim kommen? — und Mariechen hatte wiederum nur geschüttelt, denn sie wollte nicht von Hause fort; sie liebte auch ihren Spitz, den ihr die Frau Landgerichtsrat geschenkt hatte, er bewachte sie und sie konnte sich mit ihm unterhalten. Und dann hatte der andere Herr, der mit den Locken, dagestanden und hatte gefragt: Was in aller Welt kann man nur hier tun? — und da war der Herr Oberbürgermeister damit herausgekommen, er wolle dem Mariechen tausend Mark schenken. Und er werde nächstens die Urkunde über das Sparkassenbuch senden. Das hatte er denn auch getan, und die Familie hatte nun erst daran glauben können, es sei nicht nur Spaß gewesen.

Etta und Walter gingen heim und Etta sagte unterwegs: „Ich kannte die Geschichte schon, wie es zu diesem Geschenk gekommen ist; aber du solltest es auch von den Peukerts selbst hören. Es war wirklich nichts dabei.“

Walter schwieg. Er mußte bei sich zugeben, die Aufklärung war nicht unnötig gewesen. Dennoch ärgerte er sich. Über sich? Über sie? Über das Leben?

Bei einem anderen Besuch begleitete die Mutter Peukert sie bis zur Gartentür. Sie sagte sehr bewegt, mit dem Mariechen werde es nun nicht mehr lange dauern. „Daß sie vor mir stirbt, ist doch eine große Erleichterung. Denn wie hätte ich dermaleinst ruhig abscheiden können, wenn ich mein liebes Kind so hilflos da in seinem Roll-

stuhl wußte, und so wie zu mir gehört sie zu niemandem sonst auf der Welt."

Sie trösteten. Eine Mutter sei gewiß nicht zu ersetzen. Aber das Mariechen könne wohl noch lange leben, und es würde daheim und in einer Anstalt immer gute Freunde finden, die ihm bei seiner sanften Gemüthsart alle Liebe antäten.

Frau Peukert erzählte von vieler Guttat und Liebe für das Mariechen. Der Lehrer war gekommen, um mit ihm zu lesen, und wenn sie in die Schule wolle, so würden sie immer zwei Jungen mit ihrem Rollstuhl abholen und über die Schwelle heben. Aber Mariechen sagte auch da, ach nein, sie wolle nicht, denn es war ihr zu schwer, weil sie immer über diese Stufen getanz't und gesprungen war. Aber das Geld, das der Herr Oberbürgermeister aus Bommingen gespendet hatte, war eine große Aufrichtung. Denn damit konnte das Mariechen, wenn es gestorben war, einen wirklich schönen Sarg bekommen und ein großes Begräbniß; es würde auch für die Trauerkleidung und für den Herrn Pfarrer und für die halbe oder sogar für die ganze Schule zum Singen reichen, und daß nachher alle bewirtet werden konnten, und zum Stein auf Mariechens Grabe, und so würde sie doch nicht so bald hier in der Heimat vergessen sein.

"Ich möchte nur einmal wissen", fragte Walter: „Wann ist das Unglück eigentlich geschehen? Ich meine, an welchem Datum?"

Nun, es war im Sommer gewesen, nach der Ernte, im vergangenen Jahr. Das Datum wußte Frau Peukert nicht. Aber es war zum Turnerfest gewesen. Damals war so viel Kuchen gebacken worden, und deshalb kam das Brot erst zur Nacht aus dem Backofen, und das

Marielchen hatte so früh auf die Landstraße hinaus gemußt.

„Ach, lassen doch der Herr Gerichtsrat die Sache ruhen“, bat die Frau.

Sie gingen.

„Warum willst du so durchaus das genaue Datum wissen?“ fragte Etta. „Man kann es doch nicht einmal dereinst auf ihren Grabstein setzen lassen, und die Peukerts werden nur bei jeder Erwähnung aufgeregt.“

Er hörte die Ungeduld in ihrer Stimme. „Einmal triebst du uns alle zu diesen Nachforschungen um jeden Preis. Nun, damals habe ich mir ein paar Aufzeichnungen gemacht, sozusagen Handakten. Beim Umzug sind sie mir fortgekommen. Kann sein, ich hatte sie auf dem Kerner Gericht. Na, ich möchte sie wieder herstellen. In solcher Beziehung bin ich nun einmal ein Ordnungsfanatiker.“

Sie erzählten bei Tisch von Marielchen. Nein, Hilfe war nicht mehr möglich. Sie konnten aber nicht hemmen, als nun die Mutter ausführlich die Umstände des großen Geschenks an die Peukerts erörterte und ihre Redekutsche über alles steinerne Stillschweigen ihrer beiden jungen Leute hinwegsaufen ließ.

Nach dem Essen rief der Vater seine Tochter zu sich in sein kleines Wohnzimmer, in dem er seine Zeitungen zu lesen pflegte und händigte ihr eine recht ansehnliche Summe für eine Reise oder für eine besondere Anschaffung ein, die ihr und ihrem Mann Freude machen würde, etwa für einen größeren Kraftwagen. Aber damit berührte er nur einen wunden Punkt. Ihr Mann wolle kein neues Auto, erklärte Etta, und so führen sie noch immer ihren lächerlichen kleinen Pudel, und wenn sie

abends in Gesellschaft fahren wollten, so müßten sie sich eine Tage kommen lassen.

Der Vater antwortete ihr, sie solle nur immer hübsch ihrem Mann folgen, in dieser wie in jeder andern Hinsicht. Walter werde am besten beurteilen können, ob etwa ein Aufwand wie mit einem großen Kraftwagen bei ihnen in Bommingen und in ihren Kreisen unliebsames Aufsehen erregen würde. Für einen großen Wagen müßten sie auch einen Fahrer haben.

Er könne bei ihnen Silber putzen oder sich sonst nützlich machen. Jeder gute Haushalt müsse eigentlich einen Diener haben.

Der Vater erwiderte, nun, sie hätten bei sich hier daheim auch keinen. Und ein tüchtiger Fahrer wolle kein Silber putzen oder überhaupt den Diener spielen. Möller änderte seine ursprüngliche Ansicht dahin, Walter habe mit einem großen Kraftwagen sicherlich recht. So solle ihm Etta mit dem Gelde eine andere Freude machen. Er ermahnte nochmals: „Höre nur immer recht gut auf ihn und bereite ihm keine Scherereien. Er hat mehr Erfahrung als du und weiß, was sich für seine Kreise schickt.“

„Das weiß ich ja am Ende endlich auch!“ fuhr Etta erregt auf. Sie sagte zitternd: „Warum macht ihr euch immer so klein vor ihm? Das muß ja auf mich zurückfallen!“ Sie weinte beinahe: „Ihr verderbt mir mit eurer schauerhaften Demut meine ganze Stellung vor meinem Mann.“

„So, meine liebe Tochter“, antwortete ihr Vater jetzt, „wenn du mir so kommst, dann kann ja vielleicht auch ich einmal meinen Mund auf tun.“

Er richtete sich zu seiner düstern Höhe auf, sah im heißen Zorn auf die Tochter und sagte: Zum Beispiel,

sie halte ihre Eltern für ungebildet, und was sei da zu sagen, er sei kein feiner Mann, wolle es auch nicht sein. Es falle ihm nicht ein; er brauche es nicht und werde sich jetzt als reicher Mann bestimmt nicht diese Unbequemlichkeiten machen. Auch seiner verwöhnten Frau Tochter und ihrem Teufelshochmut zuliebe nicht. „Deine Mutter hat, und ob sie in höchsten Ehren steht, als ein kleines Dienstmädchen angefangen. Aber soviel begreife ich und dazu reicht mein Verstand allerdings, meine liebe verzogene Frau Tochter: Denkst du, ich habe nicht bemerkt, daß deinem Mann die Schenkerei von eurem famosen Bürgermeister, von eurem großen Herrn Overbürgermeister, ihr seid ja eine so großartige und berühmte Stadt — aber auch ganz und gar wider den Strich geht? Ich habe mir von Anfang an mein Teil über diese Sache gedacht.“

„Walter hat mit dir über diese Sache geklatst!“
schrie Etta zornfunkelnd.

„Nein, mein Kind, dein Mann hat kein Sterbenswort gesagt — es war auch gar nicht nötig, daß er mit mir darüber klatste, wie du dich so liebevoll und ehrerbietig gegen mich und deinen Mann ausdrückst. Soweit langt mir mein Verstand ganz allein. Jeder gönnt den Peukerts den braunen Lappen und dem armen Kleinen zerschundenen Mädel gewiß auch. Walter gönnt ihn ihnen von Herzen, und mir hat die Geschichte mit den Peukerts und dem Mariechen schon gut einen Tausendmarkschein gekostet, allein das ganze Krankenhaus, das weißt du am besten. Für das Kind ist gesorgt, soweit es bei seinem Unglück möglich ist, und da brauchte kein wildfremder Herr Overbürgermeister heranzuzuckeln auf seinem Motorrad, um sich hier als den großartigen Wohltäter

aufzuspielen und auch noch Grüße von dir zu bestellen. Wie kommt solch ein Mann auf die Idee, so im Blic mir nichts dir nichts tausend Mark herzuschenken? An Leute, die er niemals in seinem Leben mit einem einzigen Auge gesehen hat, und er wird ja doch wohl in seinem Bommigen genug arme Leute haben, und sie dürften ihm einigermaßen näher auf der Pelle sitzen."

"Ich weiß nicht", sagte Etta eiskalt fremd.

Ihr Vater lachte auf. "Das glaube ich, daß du es nicht weißt oder wenigstens nicht wissen willst. Aber dein Mann weiß es und ich weiß es auch, und wie viele Leute außerdem; sie werden es wenigstens vermuten und sich ihre Mäuler darüber zerreißen. Hier in Pöfsegg tun sie es ganz bestimmt. Dein famoser Herr Overbürgermeister ist kein Gauferwind, sondern er soll ein sehr gewiegter Geschäftsmann sein, einer, der bestimmt kein Geld ohne Zweck und Ziel zum Fenster hinauschißt. Was also hat der Mann mit diesen tausend Mark im Schilde geführt?"

Etta brach nieder und fing zu weinen an. "Vater, ich habe nicht den geringsten Anteil an dieser Schenkung. Aber gönne doch den Penkerts die unglückseligen tausend Mark." Sie rief: "Kann denn in dieser gräßlichen Welt niemals ein Akt freier Großmut anerkannt werden?"

"Der Herr Overbürgermeister hat doch an und für sich gar nichts von den Penkerts gewußt!" beharrte Möller.

"Ich habe ihm von dem Mariechen erzählt und von ihrem schrecklichen Los. Und er fährt auch Motorrad."

"Na, und deswegen wird er sich ja wohl für die Unglücksfälle durch einen wüsten Herrn Kollegen verantwortlich fühlen! Etta, ich sage es dir — wenn ich jemals erführe — Mädchen, aber laß es dir gesagt sein — höre

gut zu und schreibe es dir hinter deine beiden Ohren – in der Beziehung verstehe ich aber auch nicht den geringsten Spaß . . .“ Möller zitterte an allen Gliedern. Es war ihm letzter Ernst.

Sie sprang auf. „Ich lasse mich nicht beleidigen. Mich nicht und auch nicht einen ganz unschuldigen Menschen! Nur, weil er großmütig war! Das ist widerlich. Das ist gemein. Das ist erniedrigend.“

„Laß es dir gesagt sein. Du weißt, bei mir verfängt kein Theater.“

„Wir können nicht miteinander reden“, sagte sie und das Andenken fürchterlicher ähnlicher Auftritte stand zwischen ihnen auf. Bei denen nur Ettas Drohung und ihr Versuch, stoßwerkhoch aus dem Fenster zu springen, den Mann davon zurückgehalten hatte, das schon halb erwachsene Mädchen zu schlagen. Aber das Kind hatte vor allem Olga mit eiserner Satkraft die Hände gehalten.

Er entschied. „Du weißt nun meine Meinung. Und daß du bei mir nicht den geringsten Anhalt hast etwa einmal gegen deinen Mann in einer solchen Sache. Du bist gewarnt.“

Sie blieb auf dem Wege zur Tür stehen, wandte sich nochmals nach ihrem Vater um und sagte: „Du und Mutter, ihr tut beide und fühlt es auch so, als ob nicht ich euer Kind wäre sondern er. Und das ist wahr, und du sagst es mir sogar mit dürrer Worten, und so ist es: Wenn es einmal gegen ihn ginge, wen hätte ich auf der Welt? Um vielleicht auch einmal für mich einzustehen? Olga ist fort und ich bin überzeugt, nach euch sollte mein ganzes Leben nur darin bestehen, daß ich ihn zitternd bewundern soll, und wenn ich das vielleicht sogar auch täte oder tun wollte, ihr würdet mich beinahe zum Gegenteil

bringen. Aber er könnte sein, wie er will und mir alles antun, ich weiß . . ." Sie wußte in Wahrheit nicht mehr, was sie sprach.

Walter öffnete die Tür. „Um Himmelswillen. Bist du unzufrieden mit uns, Vater?“

„Unsinn“, sagte Möller und wollte sich bezwingen. „Ich rede nur manchmal deutsch und werde mir diese Ungewohnheit auch von meiner vornehmen Frau Tochter nicht verbieten lassen. Meine Tochter ist keine Prinzessin, wenigstens für mich noch lange nicht, und über den Kopf lasse ich sie mir auch nicht wachsen, und wenn sie hundertmal noch mehr Zeugs gelernt hätte als sie leider hat.“

„Vater, beruhige dich. Was ist?“

„Vater, sprichst du noch einmal davon und rührst die ganze widerliche Geschichte wieder auf, so gehe ich sofort aus dem Haus und von allen weg und komme nie mehr zurück“, schrie Etta.

Die Mutter erschien hinter Walter. Er zog die Tür hinter ihr zu.

Etta warf sich in einen Sessel. „Vater hat auch von dem ekelhaften Geld angefangen, von den tausend Mark, die Schmitt an Mariechen Peukert geschenkt hat. Ihr könnt aber alle sagen, was ihr wollt, ich lasse mir meine Freude doch nicht nehmen, und ich sehe nicht ein, warum ich es tun soll, es war ein wundervoller Akt von Großherzigkeit.“

„Vater, wir müssen es lassen. Es hat schon genug Ärger deshalb gegeben“, begütigte Walter und wußte halb beschämt, diese schärfste Einstellung ihrer Eltern erlöste sein Gemüt.

„Ich kann Schmitt die tausend Mark nicht vor die Füße werfen, selbst wenn ich wollte“, sagte Etta. „Er hat sie nicht mir geschenkt. Aber ich will auch gar nicht. Das sage ich euch allen ins Gesicht, und nun macht mit mir, was ihr wollt.“

„D, so geht es doch nicht, so geht es nicht“, bat Walter. „Komm, wir wollen ausfahren. Wir sind noch gar nicht am See gewesen.“

Sie schüttelte finster mit dem Kopf.

Die Mutter ging ins Wohnzimmer und rief von dort: „Ich kann immer mit eurem dummen Radio nicht fertig werden. So helfst mir doch.“

Ihr Mann kam. Etta und Walter gingen langsam nach. Er fragte leise: „Wollen wir nicht doch ausfahren, Herzensseele?“

Sie war zerbrochen. „Ich will allein sein.“

Im Nebenzimmer knarrte die Stimme durch den Lautsprecher: Achtung. Hier Leipzig. Auf allgemeines Verlangen der Forttrott:

Warum guckst du mir denn immer in die Bluse?

„Um Gotteswillen!“ lachte Walter.

Auch Etta mußte lachen. „Ja, so sind die heutigen deutschen Volkslieder.“ Sie ergab sich. „Komm. Tanzen wir.“

Begegnung und Auskunft

Etta fuhr ihren Mann am selben Nachmittag doch noch aus. Sie fuhr wie eine Teufelin und hätte augenscheinlich am liebsten sich, den Pudel und ihren Mann in einem Straßengraben zu Tode geworfen. Natürlich siegte ihr Fahrerinnen-Verantwortungsgefühl, und Mann, Wagen und sie selbst kamen wohlbehalten nach Hause. Beim Abendisch verkehrte die Familie im Ton mildester Höflichkeit miteinander, vor allem die andern mit Etta. Sie blieb gemessen schweigsam. Sie zog sich zeitig ins Schlafzimmer zurück, wickelte sich in ihrem Bett streng in ihre Decke und stellte sich schlafend. Ihr Mann achtete ihren Versuch. Am Morgen lagen ihr dunkle Ringe um die Augen und sie hatte bestimmt weniger gut geschlafen als er. Sie frühstückten immer allein; ihr Vater ging sehr zeitig in die Fabrik und die Mutter war zu dieser Stunde mit dem Gärtner in ihren Gewächshäusern beschäftigt. Etta warf hin und wieder den fremdesten Blick auf ihren Mann. Ihm tat es sehr leid, daß aus ihrem so lebenswürdig gemeinten Ferienplan nun die düsterste Begebenheit für sie herauskam. Aber er hoffte, da überwüchse sich doch bald alles. Nur keine Erörterungen mehr! Der Vater trat ein, während sie noch frühstückten. Er bot ihnen seinen großen schönen Familienwagen samt Fahrer zu einer größeren Reise an. Diesem Vorschlag widerstand das Eis auch um Ettas Laune nicht ganz. So machten sie sich auf, schon am andern Tage, und unternahmen eine süddeutsche Städtefahrt, die sie sich schon

lange gewünscht hatten. Da gingen sie durch die ge-
giebelte Enge der alten Straßen und durch viele hohe
Tornwege, wollten das eine Mal hier alle Wurzeln
allen deutschen Seins entdecken und wunderten sich zum
andern, daß ein solches Mittelalter doch noch Gehäus für
einen modernen Lebenszustand abgeben solle.

Es war eine hübsche Reise. Aber zu einer neuen
Hochzeitsfahrt wurde sie nicht. Etta blieb bei aller ganz
heiteren Freundlichkeit in sich gekehrt.

Sie kamen nach Pöfsegg zurück, um noch am gleichen
Tage nach Bommingen abzureisen. Walter fühlte sich
erfrischt.

Aber Etta sagte eines Tages bald nach der Rückkunft
zu ihm im Ton einer Bestimmtheit, der Widerspruch aus-
schließen sollte: „Ich kann meine Arbeit für die Oster-
stadt, für die Wohlfahrtseinrichtungen dort nicht hinwerfen.
Ich bitte dich, es mir nicht zuzumuten.“

Er errötete. Sie fuhr fort: „Ich möchte jedenfalls
keine Unklarheit lassen.“

Er erhob sich, sah auf seine Uhr. „Ich muß aufs
Gericht.“

Der Name, um den es ging, fiel nicht zwischen ihnen.

Tage und Wochen vergingen. Walter Justin arbeitete
auf dem Gericht und daheim über seinen Akten, hielt seine
Verhöre ab, kam nach Hause und arbeitete über seinen
Akten weiter. Jeder Tag verging so vom frühen Morgen
bis in die späte Nacht. Was sollte sich auch an seinem
Leben ändern, so lange er Untersuchungsrichter war?

Eines Abends kam er aus seinem Zimmer zu Etta
hinüber. Früher hatte sie mit einem Buch oder einer
Handarbeit in seiner Nähe gesessen. Nach der Reise
richtete sie sich eine angenehme Ecke unter einer großen

Stehlampe in ihrer Wohnstube ein. Ihr Mann kam mit Blättern voll gedruckter Zahlen. Ihm sei der Kopf allmählich wie zugenagelt. Er müsse hier für seine Akten Daten ausziehen. Wolle Etta diese Arbeit für ihn erledigen? Sie würde im Handumdrehen begreifen, um was es gehe.

Sie legte sofort ihr Buch beiseite. Nach einer Weile kam sie zu ihm an seinen Schreibtisch. Sie sei fertig. Er bat, daß sie ihm ihren Auszug diktiere. Im Sessel neben seinem Schreibtisch sitzend, begann sie. Er schrieb zuerst ihre Worte nach. Dann schlief er ein. Er saß, den einen Arm noch auf dem Schreibtisch, den andern auf sein Knie niedergesunken. Sein Kopf fiel auch nach dieser Seite ab, sein ganzer Körper.

Etta hielt sich regungslos. Sie sah den Mann da vor ihr in seiner Erschöpfung an. Und dann weinte sie.

Er regte sich. Sie trocknete ihre Tränen ab, blieb lautlos. Er erwachte, war befangen. „Da bin ich eingeschlafen wie ein alter Mann.“

„Es ist die Überarbeitung“, sagte sie halblaut.

„Gib mir das Blatt“, bat er. „Alles ist vollständig richtig so. Olmann“ — so hieß sein Schreiber — „mag morgen den ganzen Akt auf der Maschine durchschlagen.“

Sie erhob sich, um zu Bett zu gehen. Er würde auch nicht mehr so unvernünftig lange hier herumwirken? „Du treibst Raubbau in jeder Beziehung.“

„Ich komme bald. Unsere Reise hat mir doch gut getan, trotz allem. Herzensseele, immer ist es doch so: Die Kerle da in ihren Untersuchungszellen warten auf ihre Vorführung. Es geht nicht anders; ich muß schnelle Arbeit leisten und sie muß gründlich und sauber sein.“

Sie erwiderte nichts. Es war nichts zu erwidern.

Sie war schon aus dem Badezimmer ins Schlafgemach zurückgekehrt, da rief ihr Mann sie lebhaft durch die offene Thür an: „Denke dir, ich greife nach einem Altenblatt ins Schubfach und bekomme den Brief von Stoll in die Hand, in dem er uns damals meine Versetzung hierher nach Bommigen mittheilte. Der Brief ist von der Schublade drüber hier hereingerutscht. Und der Brief ist damals mit der gewöhnlichen Post gekommen und nicht durch Eilboten wie mir immer war. Damit ist bewiesen, daß Mariechen Peukert am Montag morgen verunglückt ist und nicht schon am Sonntag, wie immer alle Leute sagten und ich auch beinahe annahm. Aber am Sonntag wurde bei euch in Bayern keine gewöhnliche Post ausgetragen. Stolls Brief kam am gleichen Tage mit Mariechens Unglücksfall, das weiß ich genau, und es war so sehr schade, daß uns dieses Unglück damals die Freude verdarb.“

Sie kam näher, wenn auch nur mäßig bewegt. Da sah sie ihren Mann den Brief in seiner Hand oder vielmehr nur den Umschlag wie erstarrt betrachten.

„Was ist denn?“ fragte sie. „Ist es nicht ganz einerlei, ob das Mariechen am Sonntag oder erst am Montag zuschanden gefahren ist?“

Er warf den Brief hin. „O nein, das ist nicht einerlei“, sagte er abwesend.

Sie zuckte mit den Achseln. Hier konnte es sich nur noch um fixe Idee handeln.

Er erhob sich, ging von seinem Schreibtisch fort. Nun würde er durch Stunden hin und her wandern. Es waren vielleicht nur Minuten, aber sie würden ihr wie Stunden vorkommen. Und er würde vollständig abgetrennt von

jeder andern Welt sein, nur in irgendwelche Teufelsstricke seiner Untersuchungen eingefangen, und sie würde nicht einmal mit einer Silbe fragen dürfen.

Gott im Himmel, wie sie diesen scheußlichen, erbarmungswürdigen Beruf haßte! Der ihren Mann erniedrigte und ihn von ihr fortgenommen hatte.

Sie ließ ihn, legte sich zu Bett. Sie weinte in ihre Kissen. Sie hatte die Thür zu seinem Zimmer geschlossen. Was hätte es genügt, wenn er auch gewußt hätte, sie weinte sich beinahe täglich in ihren einsamen Schlaf?

Sie war nicht ergeben. Sie war grimmig. Männer machen Geschichte, dachte sie immerfort. O ja, sie war auch danach.

Wenigstens sollten Männer da auf der Männerberufsgaleere nicht heiraten dürfen. Nur die katholische Kirche war konsequent. Aber auch alle andern sollten es nicht dürfen, die sechzehn oder achtzehn Stunden zu arbeiten hatten. Sonst wurde nur viel schreckliches Unglück angerichtet. Und nur so würde dieser Männerstaat gezwungen werden, seine verrückte Arbeitswütherei endlich doch mit einer Spur von Vernunft umzuwandeln.

Sie schlief ein. Nach Stunden wachte sie auf. Sie wußte sofort, das Bett neben ihr war noch kalt und leer. Sie drehte Licht an, sie sprang aus dem Bett. Er konnte wirklich nun vollständig da an seinem Schreibtisch eingeschlafen sein! Er saß regungslos, die Stirn in beide Hände gegraben. Während sie durchs Zimmer zu ihm hinlief, überwältigte es sie: Da, seine wunderbaren Hände, der ganze Mann! Er ist so vornehm, er ist immer aus dem ganz großen Stamm. Auch in der Haltung einer letzten Versunkenheit. Darum komme ich zuletzt doch niemals an ihn heran.

Er schlief nicht. Er hob seinen Kopf, wandte den Blick ihr zu.

„Du kannst doch nicht immer noch über diesem ekelhaften Brief brüten! Mariechen macht nichts wieder gesund und lebendig. Ich habe mich längst abgefunden.“

Er warf einen eingegurteten Band Akten auf den Brief vor ihm auf der Platte. „Ich habe meine Akten für morgen fertig gemacht, bei denen du mir so freundlich geholfen hast.“

„Du gehst jetzt schlafen“, befahl sie streng. „Ich leide es nicht, daß du nächstens vollends —“ sie wollte fortfahren: den Verstand verlierst, verbesserte sich: „zusammenbrichst.“

Er lächelte matt, erhob sich aber.

„Es ist zwei Uhr“, warf sie ihm vor, zitternd in Ratlosigkeit. „Es wird immer schlimmer.“

„Ich komme sofort.“

Sie lief ins Schlafzimmer zurück. Er kam bald, blieb in sich gekehrt. Was hatte sie von ihm? Er war wie ein Holzstumpf.

Er sagte, nach ihrer Hand greifend: „Ich bin todmüde.“ Sie schlief wieder ein.

Am nächsten Tage und den folgenden kam er nur noch für Minuten zum Mittagbrot und überhaupt nicht zum Abendessen nach Hause. In solchen Fällen aß er auf dem Gericht.

Etta sprach Luck, als sie im Baugelände wegen der Räume für die späteren Kinderhorte und die Kindergärten zu tun hatte. Luck erzählte ihr von seiner Freude, ihrem Mann einmal wieder die Fortschritte hier auf dem Bauplatz aufweisen zu können. Auf ihre vorsichtigen Fragen

erfuhr sie, Walter war mehr als zwei Stunden auf dem Bauplatz herumgestiegen.

Sie geriet außer sich, als sie ihren Mann bei seinem Nachhausekommen fast in der Nacht zur Rede stellte. Nicht einmal zu diesem Ausflug habe er sie mitgenommen. „Was denkst du dir eigentlich noch von unserm Miteinanderleben?“

Er war auch in böser Laune. „Es fällt dir auch nicht ein, mir zu erzählen, mit wem du deine Stunden totschlägst.“

„Ich möchte wissen, wann ich das im geringsten tun sollte!“ Und dann stellte sie sich, als ob sie den Sinn seiner Frage nicht verstünde. „Nichts ist dir mehr einerlei — und ob ich meine Sprachstunden habe oder ob ich mich mit Frau Anschütz verabrede, oder ob ich mir die Kamilla zum Tee einlade, oder ob ich . . . ob ich . . .“

Er lenkte ein. Den Namen, den sie verschwieg, wollte er auch durchaus nicht hören. „Sei vernünftig, Herzensseele. Einmal ist es wieder besser. Und morgen muß ich sogar verreisen. Es tut mir so leid, aber es geht nicht anders.“

„Ob du in der Eisenbahn herumliegst oder da auf deinem Gericht sitzt, kann mir ja vollkommen gleichgültig sein!“ Sie wurde wütend. „So ist es: Sogar diese Scherereien, die einzig und allein die Polizei angehen, läßt du dir aufhalsen. Es ist deine fixe Idee. Kein Mensch außer dir tut es. Die andern, Anschütz und der Graschupfer, und alle die andern — kein Mensch von denen denkt auch nur im Traum daran. O ja, aber du! du!“ Sie lachte böse, ingrimmig, leidenschaftlich.

„Ich kann meine Pflicht nur nach meinem Gewissen tun“, erwiderte er.

Ihr war, als sollte ihr Kopf und Herz entzweispringen.
„O ja wohl! Gegen mich hast du keine Pflichten. Ich kann deinetwegen verkommen!“

Er entgegnete: „Du gehörst so zu mir, daß du nun einmal durchhalten mußt.“

„Daß du dich nur nicht irrst! Und das ist es, das. Du sagst immer: Mein Beruf! Aber es ist gar nicht der Beruf. Es ist deine Leidenschaft bis zum Tollwerden. Da ist überhaupt nur noch von Besessenheit zu reden. Zu solchem Überwitz wie zu deiner wilden Ubarbeiterei kann dich nichts und niemand zwingen. Das ist alles einzig und allein nur dein freier Wille. Aber was habe ich? Was denkst du dir?“

Er bat: „Herzensseele, fahre zu Mutter und Wanda nach Kerne, so lange ich fort bin. Vielleicht komme ich auf der Rückkehr auch hin.“

„Wohin fährst du?“

„Bitte, laß.“

„Das unerhörte, das hochheilige Berufsgeheimnis! Nein, ich fahre nicht nach Kerne. Ich will nicht nach Kerne fahren. Da sind wir zu glücklich zusammen gewesen. Mir ist alles verleidet, das ganze Leben.“

„Es wird einmal wieder besser.“

„Nein. Du liebst nur deine Männerarbeit. Und wenn du einmal nicht mehr kannst, o ja, wenn wir uralte sind und von der ganzen Qual kahlgerupft, dann komme ich vielleicht einmal auch wieder an die Reihe. Ich möchte nur wissen, was uns dann noch das sogenannte Glück nützen soll. Ich fahre nicht nach Kerne. Ich habe hier zu tun.“

Sie kamen zu keiner Ruhe miteinander. Walter fuhr ins Gericht, und am Abend setzte er sich auf die Bahn

ohne einen andern Gruß an seine Frau zu wenden als einen fernmündlichen. Sie antwortete nur: „So tue, was du nicht lassen kannst.“ Er hatte vor allem nicht gewollt, daß jemand erführe, in welchen Zug er einstieg. So hatte er seine nötigsten Reisefachen heimlich in seiner Aktentasche von daheim mitgenommen.

Er lag im schmalen Eisenbahnbett und konnte nicht schlafen. Nicht aus Gewissensbissen um seiner Frau willen. Sie beunruhigten ihn diesmal gar nicht. Ach, da kam schon alles bald wieder in Ordnung. Gute kleine Etta, gute kleine Etta. Nein, ihn ver störte ganz andere Pein. Er nahm ein schweres Schlafmittel, das er sich auf dem Wege zum Bahnhof vorsorglich gekauft hatte. Es bändigte doch nur die körperliche Unruhe seiner Glieder.

Am Morgen war er in München.

Vom Hotel aus rief er im Münchner Rathaus einen Freund, Dr. Runo Higelberger an, der dort als ein höherer Beamter wirkte. Walter Justin hatte mit ihm in gemeinsamer Studienzeit und auch im Schützengraben gute Kameradschaft gehalten. Der Freund freute sich sehr über das Wiedersehen. Er war nicht verheiratet. Sie verabredeten sich zum Mittagessen.

Higelberger fragte nach Walters so glücklicher Verheirathung und bewunderte gebührend Ettas Bild. Da habe der Freund, so scheine es wirklich, die bunte Bohne im Zentnerfaß voller weißer erwischt.

Walter sagte vom Zweck seiner Reise: „Halbamtlich. — Aber Ihr könntet“ — sie hatten sich untereinander zu dieser mittleren Anrede hingefunden — „Ihr könntet mir einen Gefallen tun.“

Er brauche eine Auskunft. Er habe sie nicht im gewöhnlichen Geschäftsgang einholen wollen. Er habe selbst

kommen müssen. Also: Könne ihm der Freund das genaue Programm der Bürgermeistertagung verschaffen, die im vergangenen Jahr hier in München abgehalten worden sei?

Der Freund konnte es sehr leicht tun. Er hatte damals im Festausschuß eine ausführende Rolle ausgeübt. So brauche er nur ein Schubfach aufzuziehen, bei sich zu Haus oder im Rathaus, da lagen die Programme noch stapelweise.

Walter Justin hatte es sich ausgedacht, irgendeine Erklärung mußte er aufwenden. So fragte er: Halte es der Freund für möglich, daß sich auf jener Tagung ein Unberufener habe einschleichen können? Er erinnerte an das Beispiel von dem falschen Bürgermeister von Köslin.

Na! Higelberger konnte sich in keiner Weise etwas derartiges für jene Tagung vorstellen. Diese alten Wurzeln von Bürgermeistern aus dem ganzen Reich hatten einander ja meistens schon seit Jahrzehnten gekannt. Was solle denn gewesen sein? Schiebung? Eine Spionensache? Natürlich, in diesen wilden Zeiten war alles möglich.

„Es kann sein, ich renne einem Hirngespinnst nach“, meinte Walter. „Aber ich will der Sache auf den Grund kommen. Ich gestehe, vor allem um meinetwillen. Deshalb kam ich selbst. Also, Ihr bringt mir heute abend ein solches Programmheft?“

„Kleinigkeit. Wißt Ihr was, Waltari, Ihr begleitet mich jetzt aufs Rathaus. Dann könnt Ihr sogleich mitnehmen, was Ihr braucht.“

Das taten sie. Higelberger zog jene Schublade auf und reichte dem Freunde eine Handvoll Zettel hin. Walter steckte etwa ein halbes Duzend davon ein.

Sie trafen einander zu Abend wieder. Walter sagte, er habe sich zur Rückfahrt wiederum einen Schlafwagenplatz bestellt. Sein Zug ginge um Mitternacht. Wolle ihm der Freund so lange Gesellschaft leisten?

Mit tausend Freuden. Higelberger suchte Walter sogar zu bereben, noch einen Tag zuzugeben und erst morgen zu reisen. „Ihr seht ganz weiß und spitz um die Nase aus“, sagte er.

Walter erklärte, nein, bleiben könne er nicht.

Sie aßen auf der Speiseterrasse des Künstlerhauses. Die Baumwand inmitten der großen Straße vor ihnen ragte in den Himmel zum Wahrzeichen des großen Geheimnisses aller Natur an sich. Walter blickte zur herrlich breiten Lagerung des Wittelsbacher Brunnens hinüber, der weiß vor der dunklen Weichheit des Busch- und Baumwuchses leuchtete. Rauschend fielen die Wasser aus den Schalen und Gußmäulern. Zum Brunnenvunder von Natur und Kunst hinschauend und horchend sagte Walter: „Was ist Bommingen doch für ein schauderhaftes Loch. Barste Nur-Nußstadt in trostloser Flachlandöde. Da sind reiche Leute genug. Aber auch in ihren sogenannten bevorzugten Vierteln findet Ihr nur die kümmerlichste Armseligkeit an Gefühl und Geschmack. Jetzt bauen sie den neuen Stadtteil ganz anständig auf, nun ja, aber da soll er auch gleich das achte oder neunte Weltwunder sein. Um Bomminger Ausfluß sonst gemessen ist er es auch.“

Higelberger meinte, an ihrem Oberbürgermeister schienen die Bomminger aber einen wahren Teufelsbraten erwischen zu haben.

„O ja, Teufelsvetter vielleicht schon“, antwortete Walter.

Wie der mit seinem Stadtbrand nicht nur fertig geworden sei, sondern ihn sogar noch zu Glanz und Gloria verarbeitet habe, allerhand Achtung, meinte der Freund. Daran könne der älteste Mann noch etwas lernen. Finanziell werde die Stadt Bommingen aber trotzdem wohl noch lange an diesem Kanonenbrocken zu verdauen haben.

„Ihr habt Schmitt doch auf der Bürgermeistertagung kennengelernt“, sagte Walter.

„So so, ich meine nicht weiter persönlich. Hat mir schon imponiert. Er hat seine Rede geschwungen. Nun, er sagte auf seiner halben Quartseite mehr als die andern in vier Folioformat herunter gehampelt hatten, immer mit dem Hauptinhalt: Preisend mit viel schönen Reden. Sonst möchte Euer Herr Stadtregent ja wohl ein etwas knotiger Gebatter sein, trotz aller seiner Stiefelpracht, und jeden Tag ein anderes Paar.“

Walter lächelte. Die Stiefel waren also auch dem Freunde aufgefallen.

„Unser Stadtbaumeister ist ihm auf Leib und Leben zugeschworen“, sagte er. „Trotzdem er gar nicht anders kann denn zur neuen Bewegung zu gehören, und Schmitt ist als Linksdemokrat hochgekommen.“

Hitzelberger erzählte, auf der Tagung sei ein gemeinsamer Ausflug, auch mit Damen, zu den Königschlössern geplant worden. Zuerst schien niemand rechte Lust zu haben. So hatte denn er den Auftrag bekommen, an die einzelnen Herren noch mit einer besonderen Aufforderung heranzutreten. Schmitt nun hatte ihn beinahe grob abgefertigt. Er wolle an diesem Tag Verwandte aufsuchen, die hier in München wohnten. Der Ton der Absage sei gröblich gewesen. Nun, der Ausflug war ohne ihn zu-

stande gekommen, und trotzdem oder auch deswegen, so lächelte Hitzelberger, ein gemütlicher Tag geworden.

„D ja, kann ich mir denken. Ich meine . . .“ sagte Walter. Der Freund sah ihn an; seine Gedanken wollten fort, weit weg . . . Er erraffte sich. „Obgleich, ja, Massenfeste kann der Mann schon aufziehen. D ja, der hat Talente. In mancher Beziehung.“

Er erhob sich. „Es ist so heiß hier“, sagte er, von seiner schlanken Höhe zu dem gesetzt gebauten Freunde niederblickend. „Findet Ihr es überspannt oder tut Ihr mit? Ich möchte gern noch etwas im Englischen Garten spazieren gehen. Wir können nachher noch im Hofgarten sitzen.“

Hitzelberger wußte von ihrer Studienzeit her, wie sehr Walter diese Münchner Herzgegend liebte. Sie gingen in den Park hinein, ziemlich weit bis in die Stille an der breit und ruhig scheinenden Wasserfläche des Kleinhesseloher Sees hin. Sie hatten beide in der milden Luft die Hüte abgenommen. Sie sprachen von der Front und von Schützengrabenerlebnissen, von Kameraden. Wohin sei der und der verschlagen worden? Dieser beste Mann unter der Gefolgschaft war doch noch gefallen. Jener andere war in die Verlorenheit der Vermisstenliste abhanden gekommen. Hitzelberger tat sich das Herz auf. „Es ist wundergut, daß Ihr wieder einmal gekommen seid.“

Er erkundigte sich. „Ihr habt den großen Sprung gewagt. Was meint Ihr nun davon?“ Er sagte, auch ihm sei die Heiratsabsicht endlich ins Blut gedrungen. „Nun zerbreche ich mir den lieben langen Tag hindurch meinen dicken fahlen Schädel, und wenn ich nicht einschlafen kann auch noch diese Stunden lang, und sogar

in meinen Träumen steigt mir die große Frage unter meinem Dach herum: Soll ich oder soll ich nicht? Ich bin fünfunddreißig Jahre alt. Wozu ein Junggesellendasein dienen soll, wird mir täglich fraglicher. Aber geht es noch, in meinem Alter, mit einer Frau?"

"Ja, wer und was ist sie denn?"

"Sie ist neunundzwanzig Jahre alt und war schon verheiratet. Sie ist Witwe von einem Margarinefabrikanten her. Sie hat die Hälfte von seinem Nammon bekommen, glücklicherweise nicht die Margarineeschmelzerei. Daß sich dieser schmierige Schleicher von Mann aus diesem Leben davonhob, möchte seine beste Tat gewesen sein, vielleicht sogar seine einzige gute Thatat."

"Ihr habt ihn gekannt?"

"Schon, schon. Dieses arme Weib ist von Kummer durchgeknetet worden, trotzdem bestimmt keine Margarine in ihre Kochröpfe kam."

"Wenn sie nach solchen Erfahrungen doch wieder Lust hat, so dürfte sie Euch ja wohl sehr gut sein", meinte Walter.

"Ja, aber mit mir müßte sie nun auch wirklich glücklich werden. Und da traut man sich nicht mehr recht. Ist man nicht schon allzu völlig im Gemüt abgekapselt und zugenietet? Wir aus unsern Berufstretmaschinen und die wir den Krieg mitgemacht haben, der uns doch auch mitgenommen hat, ob wir es nun wahr haben wollen oder nicht."

Sie standen an einer weiten Waldwiese, über der die Federhäupter des reifen Löwenzahns im Sternenlicht schwankten, und es war, als sei ein leichter lichter Wolkensee vom Himmel herabgefallen.

Walter sagte: „Runibert, dessen könnt Ihr Euch allerdings versichert halten: Handelt es sich bei dem Euch zugeneigten Weibwesen um ein lebenskräftiges Gebilde — und was sollte Euch ein anderes nützen — so macht Euch darauf gefaßt: Das Zusammenleben mit ihr sprengt Eure Schale, und das ist keine einfache Sache, auch wenn Ihr Eure Allein-Herrlichkeit schon hundertmal nur noch als Ragenjammer verspürt. Ihr könnt der Meinung sein, Ihr hättet Euch allgemach zu Eurer Form und zur Beherrschung einiger Lebensanständigkeit hindurchgefunden. Ihr hättet auch die Umfriedung abgesteckt, in die Euch Euer Maß von Anlagen des Charakters und Eurer Begabungen bannt. Aber eine Ehe klopft und knackt an dieser Form und Schale herum, bis sie aufspringt. Sie kann sogar in Stücke auseinander gesprengt werden und mit jedem Kern davonspringen. Ihr werdet durch jede echte Liebe in einen Auftrieb und in einen Wirbel Eurer Kräfte hineingeworfen, daß Euch Hören und Sehen vergehen will, und sich niemand über diesen neuen Burschen, der doch immer noch Ihr sein sollt, mehr verwundert als Ihr selbst. Ich sage Euch, Scheußlichkeiten, ja sogar Albernheiten, die Ihr schon vor zwanzig Jahren unter die Füße getreten glaubtet, wachen wieder auf, recken sich höchst triebkräftig und lassen die Sprossen schießen, bis Ihr Euch und den Pfuhl Eurer Seele, aus dessen Schwärze diese Schlammgespritzer herauskochen, in allen Zungen verfluchen wollt. Die Frau kann Euch wenig helfen. Sie hat genug mit sich selbst zu tun durch den Einstrom Eures Lebens in das ihre. Außerdem: Gerade die große Liebe kann Euch unheimlich vorkommen. Denn eine große Liebe will auch immer verdient sein, und als was müßt Ihr Euch erkennen? Aber die Scham über

die eigne Nichtsnutzigkeit ist noch für keine Liebe ersprießlich gewesen."

"Waltari, Ihr sagt es philosophisch weise, was mir meine hangen Stunden flüstern wollen", entgegnete der Freund scherzend ernst.

"Ich bin nun beinahe drei Jahre lang verheiratet, und Ihr werdet es mir glauben, es lohnt um meine Frau", erwiderte ihm Walter. "Nicht nur das Miteinander-Einleben ist das große Problem, sondern die wirkliche Veränderung durch das große Gefühl, der Auftrieb, der noch einmal das Unterste zu oberst bringt. Deshalb sind die kühlen Ehen so oft die dauerhaften. Natürlich wird der Prozeß mit jedem Jahreslauf gefährlicher, den Ihr zuwartet, denn wir verkrusten wahrhaftig nach Jahresringen."

Er fragte noch: "Hat die Frau ein Kind aus der ersten Ehe?"

"Nein."

"Das vereinfacht. Denkt aber nicht, Kinder zu haben sei etwa lästig. Zum Beispiel, weil sie den Husten bekommen oder die Nasern, oder weil Ihr dann nicht mehr so bequem verreisen könnt, oder weil Euch die Gegenwartswelt allzu fragwürdig vorkommt, um sie Euren Sprößlingen zuzumuten. Wir werden mit ihr fertig, trotzdem sie uns wahrhaftig unerwartet ein sehr grobes Ende über den Hals geworfen hat; aber zuletzt ist das Leben auch so noch eine ganz liebe Angewohnheit. Unsere Kinder aber werden sich um Probleme, an denen wir uns die Köpfe in Splinter zerbrechen möchten, wahrscheinlich keine Quarkspitze mehr scheren. Es kann auch sein, daß Ihr kein Kind wollt, weil Euch Eure Frau, habt Ihr Euch erst einmal gemütlich mit ihr eingerichtet, immer

nur allein unvernünftig verwöhnen soll. Verheiratet sein ist für Mann und Weib der richtige Zustand. Aber Kinder sind in ihm höchst notwendig. Wünscht sich Eure Freundin Kinder oder wißt Ihr es nicht?"

"Doch. Am liebsten einen Stall voll."

"Gebt Euch in ihre Hände!"

"Dann bin ich morgen verlobt. Ich würde Euch zu meiner Hochzeit laden, Waltari, aber sie möchte nur ganz Klein heiraten. Diesmal. Ihr Bedarf ist mit dem ersten Fest gedeckt."

Während sie langsam aus dem Park herauswandelten, sagte Higelberger: "Ihr habt mir liebevolle Worte der Weisheit ins Herz geträufelt. Aber was ist mit Euch? Ihr seid überarbeitet? Ihr gefällt mir doch nicht. Ihr nehmt Eure Arbeit zu spitzig, so, als ob Ihr die Nadel Eurer Methode jeden Tag nicht nur neu schärfen sondern sogar erst anglühen müßtet. Macht es mit der Ruhe und schafft Euch eine gehörige Dickfelligkeit an. Ich denke nicht daran, wenn ich zum Beispiel in der Ehe eine bessere Verwendung für meine Mußestunden habe als jetzt höchstens in der Gastwirtschaft, mich etwa auch noch außerhalb meiner Amtsstunden mit meinem Amt zu faßbalgen."

"Wir haben es bei Gericht zu sehr mit lebendigen Menschen zu tun", entgegnete Walter.

"Auf meine Entscheidung oder doch auf meine Vorbereitung der obrigkeitlichen Antwort kommt es auch an, ob die Kriegerwitwe mit den vier oder fünf Kindern, die zu verhungern behauptet, ihren Bescheid heute oder in vierzehn Tagen erhält", erwiderte Higelberger. "Ich bin nur Werkzeug. So will ich nicht vor meiner Zeit stumpf werden. Wir alten Frontsoldaten . . . und Ihr da in Eurem Norddeutschland noch dazu . . .! Sonst

seid Ihr mit Euer Kraft am Rande, wenn die Arbeit mit dem Sack voller Erfahrungen auf dem Buckel erst richtig angehen soll.“

Walter lachte. „Na, Bommigen ist mehr Mitte. Ewig bleibe ich auch nicht Untersuchungsrichter.“ Er meinte noch, es sei ihm leid, der guten Pflege seiner Frau so wenig Ehre zu machen. Er habe es daheim wirklich wundergut. Komme der Freund nicht einmal nach Bommigen? Vielleicht auf der Hochzeitsreise? Oder sie könnten sich am dritten Ort treffen.

Er fuhr nicht geradenwegs in seinen Wohnort zurück. Marianne Justin kam in Kerne von Einkäufen nach Hause, da lief ihr das Mädchen entgegen: Der junge Herr sei plötzlich angekommen; er sitze in der Wohnstube. Ja, ja gewiß, der Herr Landgerichtsrat.

Mariannes Herz sprang freudenvoll. Sie warf ihren Hut fort, sie lief ins Wohnzimmer. Beim Anblick des Sohnes, der sich vom Fenster, wo er gestanden hatte, ihr zuwandte, erschraf sie. „Was ist? Ist etwas Schlimmes vorgefallen? Doch nichts mit Etta?“

„Aber Mutter“, sagte er und war verlegen — so klar ablesbar offenbarte sich der Zustand seines Gemüts? — „Was soll denn nur sein? Nein, nichts, nichts. Ich konnte meine Reise so einrichten, daß ich bei euch Halt machte. Ich wollte dich und das Mädcl so gern einmal wiedersehen. Ich kann bis zum Abend bleiben. Dann fahre ich in der Nacht nach Berlin.“

Sein Wohnzimmer von einst war fortgegeben, sein früheres Schlafzimmer aber frei. Er legte sich nach den beiden unruhigen Nächten für ein paar Stunden auf sein Ruhebett. Wohltat des Zwischenseins umfing ihn. Er sah schon halb träumend, wie die weißen Vorhänge vor

dem offenen Fenster leise wallten. Alles um ihn war wie früher. Alles war altvertraut heimisch und wohlthuend. Die Gedanken, die er im Einsgefühl mit diesem Raum, mit den Geräten um ihn einst gehegt hatte, nahen ihm freundlich gestaltlos. Neben an saß seine Mutter an ihrem Schreibpult oder an ihrem Nähtisch. Die Schwester mußte bald von ihrer Schule nach Hause kommen.

Seine Gedanken sanken in traumlosen Schlummer hin.

Marianne sah sofort, als der Sohn gegen Mittag zu ihr trat, daß er sich zu seinem Gleichgewicht zurückgefunden hatte. Sie fragte nichts; sie wußte von ihm und von seinem Vater, daß sie ihre Gegenwart in den Bedrängnissen ihres Berufs suchten, um davon doch erst später nach Einebnung oder Erledigung zu ihr zu sprechen, wenn überhaupt.

Sie hielten ein durchaus freundiges kleines Mittagsmahl zu dritt. Walter erzählte einiges Freundliche von Pöfsegg und von der Städtefahrt. Nach Tisch bestellte er Ferngespräche. Er kam und teilte seiner Mutter mit, diese dritte Nacht seiner Reise könne er hier in seinem alten Bett schlafen, denn Dr. Stoll, den er in Berlin sprechen müsse, könne ihn erst übermorgen, am Sonntag, empfangen.

„Und nun wollen wir Etta anrufen. Sie wußte gar nicht, wohin ich gefahren war. Schade, daß sie es nicht einrichten konnte jetzt auch hier zu sein. Wir kommen bald gemeinsam.“

Er reckte sich. „Kinder, Ihr wißt ja gar nicht, wie hübsch Ihr es hier in Kerne habt. Guter Gott, was sind wir hier einmal glücklich gewesen, trotz allen Kammers.“

Die Verbindung mit Etta geriet erst gegen Abend. Die Hausangestellten verkündeten immer, sie sei abwesend. Als ihr Mann sie endlich erreichte, war sie enttäuscht. So, erst übermorgen komme er zurück? Und fahre sogar noch nach Berlin? Aber übermorgen komme er sicher wieder heim? Um welche Zeit gedenke er einzutreffen?

Der Jäger auf der Spur

Walter Justin saß vor dem Justizminister und hielt ihm Vortrag. Der Justizminister hörte ihm höchst aufmerksam zu.

Walter sagte, daß er gekommen sei, um dem langjährigen bewährten Freund der Familie, der zugleich sein höchster Vorgesetzter sei, einen Fall vorzutragen. Der — er lächelte über sich selbst — sogar ihn mit betreffe, vielleicht, so müsse er fürchten, sogar in vorderer Linie. Er komme von der Vorstellung nicht los, sie beherrsche ihn in einem Grade, um kaum noch ein unbefangenes Leben für ihn zuzulassen, also: Den Stadtbrand von Bommingen, oder besser, den Brand in der Ostergasse Nummer sieben, von wo aus der Brand das ganze alte Stadtviertel ergriff, habe niemand anders denn nur der Oberbürgermeister von Bommingen selbst, Theodor Schmitt, angesteckt.

Der Justizminister, der sich gewiß zu Haltung erzogen hatte und von seiner richterlichen Laufbahn her an sehr vielerlei gewöhnt zu sein glaubte, konnte bei dieser Eröffnung denn doch eine Bewegung des äußersten Erstaunens, ja des Schreckens nicht unterdrücken.

„Nicht wahr, du hältst mich auch für verrückt?“ fragte ihn Walter Justin. „Ich komme mir allmählich selbst so vor. Dennoch. Du gestattest, daß ich die Gründe meines Verdachtes vor dich hinlege?“

„Ja. Selbstverständlich. Ich bitte darum!“

„Es handelt sich also . . . Ich kam so darauf — die Sache ist an sich natürlich völlig unglaublich. Ein

hoch angesehenen Mann im Anstieg seiner Laufbahn sollte sein ganzes Sein und Leben derart gefährden, durch eine solche Wahnsinns-Trebelstat? — Es ist nur, . . . wir sehen diesen Anstieg von hinten, von uns aus, ungefähr schon vom Gelingen her. Aber was stand am Anfang?"

Er schüttelte den Kopf. „Ich habe natürlich ursprünglich nicht den geringsten Verdacht gehabt.“

„Bitte, deine Gründe.“ Der Justizminister wurde, aus großem Unbehagen in sehr vielfältiger Beziehung, streng im Ton.

„Auszugehen wäre vom Zustand der alten Ostergasse vor dem Brande“, hob Walter Justin an. „Er war unerhört und spottete jeden Begriffs. In der alten Ostergasse, diesem städtischen Besitz, hat es Wohnungen gegeben mit hundertzwanzig Zentimeter lichter Höhe. Ein erwachsener Mensch konnte sich nur verkümmert einschleichen und sich im Raum niemals aufrichten. Hier lebten ganze Familien mit Kindern, arbeiteten, begatteten sich, die Frauen kochten und wuschen. Alles in diesen lichtlosen stinkenden Höhlen. Eine Sanierung wurde Jahr für Jahr vorgeschlagen und Jahr für Jahr abgelehnt. Da konnte ein Mensch schon ergrimmt zur Selbsthilfe schreiten wollen. Nur: Diese Sanierung ist nicht so vor sich gegangen, daß diese entsetzliche Elendsgegend geleert wurde und danach abgerissen. Sondern dieser Ameisenhaufen voller Menschen, Männern und Weibern jeden Alters von Säuglingen bis zu Greisen, wurde mit allen Menschen darin angesteckt, sogar am Sonntag abend, als so gut wie kein Mensch auf Arbeit abwesend sein konnte und kein Kind in der Schule war. Diese Ameisenhaufen sollten mit allen Insassen als Ungeziefer in ihren Brutstätten ausgetilgt werden durch den Brand.“

„Aber ihr hattet doch euren Brandstifter“, sagte der Justizminister.

„Den alten Kuhn, der sich im Untersuchungsgefängnis erhängte? Ja, den hatten wir allerdings. Es war nur — gerade an ihm, daß ich niemals sicher war, er hat es getan — daran brach mir diese ganze Sache aus. Es war wie ein Geschwür, das an mir zehrte, bis es reif ward und zerbarst.“

„Aber die unumstößliche Gewißheit, daß er es nicht gewesen ist, hattest du auch niemals?“ fragte der Justizminister.

„Nein, sonst hätte ich natürlich Freilassung beantragt.“ Walter Justin fuhr fort. „Es ereignete sich: Der Oberbürgermeister hatte den für ihn so phantastischen Einfall, dem Kinde Mariechen Peukert die tausend Mark zu schenken. Es war also: Er wollte versuchen, das Verbrechen, an dem Kinde durch das Überfahren begangen, wenigstens in etwas wieder gutzumachen. Warum? Was ging ihn dieses stockfremde Kind jemals an? Wenn er wohlthätig sein will, so hat er wahrhaftig in seinem Bommigen genug und übergenug Gelegenheit. Ich habe aber noch niemals von einer Wohlthätigkeit Schmitts gehört.“

„Kein Beweis, daß er sie nicht ausübt“, widersprach der Minister. „Auf jeden Fall — du gestattest: Nicht wahr, du kommst zu mir, um deine Beweisführung auch vor dir selbst zu klären? Mir scheint nun: War der Mann, den du da in den Mittelpunkt deiner Verdachtsgründe stellst, also der Oberbürgermeister selbst, der Täter, so hätte er vor allem den Abgebrannten gegenüber Gewissensbisse verspüren müssen, wenn von Gewissensbissen, die ihn zu diesem auffallenden Versuch des Gutmachens an dem Kinde

Mariechen Penkert veranlaßt haben sollen, überhaupt die Rede sein soll.“

„Doch nicht. Ich stelle vor dich meine Erwägungen hin, mit denen ich mich Tag und Nacht herumgeschlagen habe. Einmal: Die Ostergäßler waren das Ziel des Vernichtungswillens und unter diesem Gesichtspunkt so gut wie nur Ungeziefer. Andererseits: Für sie wurde nachher jede Latkraft eingesetzt. Sie erlitten den Brandschaden, um einem höchst besseren, außerordentlich gesteigerten Dasein entgegengeführt zu werden. Ihr Verlust an ihren Sachen? Wer bedauert die Ostergäßler um die Einbuße ihres Plunders? Dafür bekamen sie reichlich Ersatz. In den Augen ihres sonderbaren Wohltäters bestimmt. Ihre Prüfungszeit den harten Winter über im Barackenlager? Sieh dir so und und so viele Kistenkolonien in Schrebergärten an. Die Leute hausen da freiwillig in noch viel schlimmeren Löchern als ihre sogenannten Wohnungen im Barackenlager sind. Nein, in betreff der Abgebrannten beschwerte sich Schmitt bestimmt nicht das Gewissen. Mit Mariechen Penkert war es anders. Sie war gänzlich unschuldig an jeder Absicht für die Ostergasse im Guten und im Bösen und konnte niemals eine Nutznießerin allen sogenannten Segens dort sein. Sie ist ein sehr liebliches Kind; ihr Leiden muß jedem Menschen, der noch einen Funken von Gefühl hat, ans Herz greifen. Da brach auch diesem Mann einmal die ehrene Schale um sein Gewissen entzwei.“

„Nur das Geschenk an das Kind ist nicht der Hauptgrund deines Verdachtes gewesen“, sagte der Justizminister.

„Bitte. Ich komme zu den andern. Mir stimmte etwas nicht, schon lange nicht. An und für sich war diese Un-

stimmigkeit in den Tatsachen um den alten Ruhn begründet, in seinem Tode und schon vorher, in der Art seines hartnäckigen Leugnens. Für ihn lag das Motiv für die Brandstiftung an und für sich sonnenklar am Tage. Auf dieser Festigkeit des Motivs war ja aller Verdacht eingesezt. War er aber trotz allem nicht der Brandstifter — wer sonst hatte einen Vorteil an der Vernichtung der Ostergasse durch Brand? Versicherungsbetrug kam nicht in Frage. Die Häuser waren in der kommunalen Eigenversicherung, das heißt also, gar nicht versichert. Ein Anonymus hat einmal an den Stadtbaumeister Benno Luck geschrieben, er habe gewiß aus wahnsinnigem Baumeister-ehrgeiz diesen Brand angesteckt. Er hat es nicht getan; er wäre zu einer so grausamen und hinterlistigen Tat ganz außerstande gewesen. Aber Schmitt ist nicht dazu außerstande. Sondern im Gegenteil; sie müßte ihm an und für sich liegen. Er ist ein völlig kalter, brutaler Mensch. Ich traue ihm jede Tat zwischen Himmel und Hölle zu, jede Schandtats sogar.“

„Es scheint so“, entgegnete der Justizminister.

Walter Justin fuhr fort: „Ich weiß nicht, ob dir bekannt ist: Der Oberbürgermeister war zur Zeit des Brandes auf einer großen Bürgermeistertagung in München abwesend. Du hast es nicht gewußt? Es war so. Wer konnte jemals auf seine Schuld verfallen? Ich weiß nicht genau, wann mir zuerst die Unruhe aufkam, ich sollte einmal die beiden Daten, Mariechen Penkerts Unfall und den Abend der Brandstiftung miteinander vergleichen. Ich glaube, mir kam die Wolke dieser ganz fernen Ahnung, als Luck bei einem harmlosen Zusammensein von seines und seines Abgotts Kraftfahrradkünsten ins weite Land hinaus erzählte. — Gott schütze mich vor

meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selber schützen — der Oberbürgermeister kann in betreff Luicks dieses Lied anstimmen.“

„Also an der Prahlerei und der maßlosen Überschätzung und Vergötterung Eures Stadtbauameisters in allem und jedem, was sein Idol anbetrifft, stand dir dein Widerpruchsgeist auf“, meinte Dr. Stoll.

„Ja. Allerdings. Zugegeben. Der Gegensatz zwischen dieser Vergötzung und der weiß Gott nicht erhabenen Wirklichkeit an diesem Menschen ging mir denn doch übers Bohnenlied.“

„Also dein Widerstreben gegen Lob und Preis dieses Mannes brachte dich zuerst auf jenen Verdacht. Fahre fort.“

Walter errötete. Er unterstrich aber nur: „Die Unruhe wegen jener Daten: Abwesenheit des Oberbürgermeisters zu jener Tagung, der Brand in Bommingen, der Unfall von Mariechen Peukert, hatte sich also in mir wenn auch erst kaum spürbar gereg. Ja, diese Unruhe war so kaum bewußt in mir, daß sie auch wieder vergehen, von andern Eindrücken überwachsen werden konnte. Ich habe ja doch sehr viel zu tun.“

Der Minister schwieg, die Stirn umwölkt.

„Beim Unfall Mariechen Peukerts ist selbstverständlich die Nummernfälschung der wichtigste Punkt, kriminalistisch gesehen. Nur sie führte aus einer örtlichen Begrenzung heraus und aus einer Charakterisierung des Vorfalls bloß als brutales Unglück. Mir war sofort klar: Über jede Frage hinaus sind hier Vorbereitungen zur Vertuschung einer zweifelhaften, geheim zu haltenden Handlung getroffen worden. Was konnte da alles geplant worden sein! Schiebung, Schmuggel, andere zu

verheimlichende Taten aus persönlichsten Gründen. Der Phantasie waren keine Grenzen gesetzt. In diesen Planungen war der Unfall mit dem Kinde Mariechen Peukert natürlich ein böser Querschlag. Ich fand damals nichts. Von dem geplanten Verbrechen oder was es war — es konnte ja auch eine Entführung oder dergleichen gemeint sein — mochte aus Hunderten von Gründen zurückgetreten worden sein. Ein Zusammenhang mit dem Bomminger Stadtbrand konnte mir damals auch nicht im letzten Traum einfallen. Die Nummernfälschung wurde erst nach Wochen aufgedeckt. Da war die Fahndung nach dem Wege des Kraftrads, nachher nach dem Inhaber der aufgeschriebenen Berliner Nummer, die Fahndung in Schweden — der Berliner war ununterbrochen von Ort zu Ort unterwegs — der Beweis, wo er in der fraglichen Nacht sein Kraftrad hatte — es hat mit alledem Wochen gedauert. In Bommingen hatten sie ihren Brandstifter, den alten Ruhn. Jeder Zusammenhang lag erdteilsfern.“

„Es dürfte sich auch heute so verhalten“, sagte der Minister. „Aber ich möchte dich nicht in deiner Darlegung stören.“

„Also. So stehen die Möglichkeiten. Schmitt war auf der Bürgermeistertagung in München abwesend. Aber am Sonntag war dort für ihn ein freier Tag. Nachweislich hat er ihn für sich selbst ausgenutzt. Wie, auf welche Art, weiß niemand.“ Walter erzählte von den Mitteilungen seines Freundes Higelberger. Er fuhr fort: „Nach Zeit und Raum gerechnet ist es sehr wohl möglich, auch mit der Bahn in einer Nacht von München nach Bommingen zurückzufahren. In jener Nacht also vom Samstag zum Sonntag. Er wird kaum sein Kraftrad benutzt haben. Als offizieller Vertreter der Stadt Bom-

mingen wird ein so pomphafter Mann nicht auf dem Kraftrad in München eingetrudelt sein. Es wäre auch nicht im mindesten günstig für seinen Plan gewesen. Er konnte sich die Rückfahrt mit der Bahn ganz bequem einrichten. Dabei mag er sich schon verkleidet haben; später hat er es gewiß getan. Denn wenn er unterwegs auf der Bahn erkannt wurde, konnte er seinen Plan kaum noch ausführen. Natürlich hatte er sich die ganze Sache schon wochenlang vorher genau ausgedacht. Er kam also wieder in Bommigen an, hielt sich wo es auch gewesen sein mag, bis zum Sonntag abend im Verborgenen, holte sich nur sein Kraftrad und legte am Abend das Feuer in der Obergasse Nummer sieben an, am strategisch günstigsten Punkt. Er hatte natürlich jede Gelegenheit gehabt, ihn sich in den Plänen auf dem Rathaus gemütlich anzustudieren. Er konnte dann noch abwarten, ob die Sache nun den gewünschten Umfang annahm, das heißt, das ganze Stadtviertel ergriff. Danach fuhr er die Nacht hindurch nach München zurück, rasend, wo er es sich erlauben zu können meinte. So konnte er auf jeden Fall bis neun oder zehn Uhr morgens in seinem Hotel zurück sein. Eine Zugverbindung, die ihm derartiges leistete, besteht zwischen Bommigen und München nicht und bestand auch damals nicht. Ich habe im Kursbuch jenes Sommers genau nachgerechnet. Er konnte auf keinen Fall mit der Bahn nach München zurückkehren. Der Unglücksfall mit Mariechen Peukert ereignete sich noch vor drei Uhr früh am Montag. Ich habe mich fernmündlich bei dem Pöfsegger Arzt erkundigt. Er hat das genaue Datum und die erkundete Stunde sofort am gleichen Tage in sein Arztebuch eingetragen. In fünf, sechs Stunden ist München von Pöfseg mit jedem guten Kraftrad zu erreichen. Wo das

Rad in München blieb, weiß ich noch nicht. In seinem Hotel wird Schmitt es kaum abgestellt haben. Natürlich hatte er damit gerechnet, daß noch während der Nacht Telegramme an ihn den Stadtbrand melden würden, und er wird Vorsorge wegen einer glaubhaften Entschuldigung seines nächtlichen Fernbleibens getroffen haben. Ich habe die Landstraße Bomminger-München genau nachgerechnet. Schmitt ist ein gewiegener Kraftradfahrer und fährt nur eine allerbeste Marke. Er konnte seiner rechtzeitigen Ankunft in München sicher sein."

So sprach Walter Justin und schwieg, in sich versinkend und auch in Erwartung einer Antwort.

Dr. Stoll überdachte diese Antwort.

Er liebte den jüngeren Mann da vor ihm, der ihm auch jede Zuneigung und Hochachtung entgegenbrachte. Er hatte selbst keinen Sohn mehr; sein Sohn war im Feld gefallen. Er hatte den Aufstieg dieses Freundessohnes mit Freuden, ja mit jedem Stolz verfolgt. Er glaubte, Walter Justin stelle die nicht mehr allzu häufige Erscheinung dar, daß sich bedeutende Fähigkeiten und eine besondere Berufseigung mit hoher Charakteranlage verbanden. Dieser junge Mann besiegelte die wertvollen, die großartigen Eigenschaften seiner hoch angesehenen Familie und durfte als ihre Bekrönung gelten.

Der Justizminister hatte den jungen Freund nicht mehr gefördert als er es bei jedem verheißungsvollen Anwärter seiner richterlichen Zunft getan haben würde, eher weniger. Aber er liebte ihn. Er verzieh ihm sogar seine temperamentvolle Gegnerschaft gegen die regierenden Parteien des Nachkriegsdeutschlands, die Dr. Stoll selbst hochhoben. Da mochten die jüngeren Leute zusehen, sie, die den Krieg durchgefochten hatten und nun aller-

dings eine eigne Meinung über einen neuen deutschen Staatsaufbau aufbringen durften. Dr. Stoll sah sich sogar in gewissem Sinn als eine Art von Platzhalter für sie an.

Er war am Tage vor dem Bomminger Stadtfest in das Haus des jüngeren Freundes eingekehrt, auch, um seine schöne junge Frau kennenzulernen. Die Erscheinung der jungen Frau hatte ihn sowohl mit Freude wie doch auch mit einigem Bangen erfüllt. Der jüngere Freund hatte sehr viel zu tun, nur allein in seinem Beruf, so wie er ihn für sich begründen wollte und wie er ihn für eine wirklich große Laufbahn auch begründen mußte. So hätte ihm der väterliche Freund in aller Liebe gern eine Frau gewünscht, die ihm keine ganz besonderen Aufgaben stellte. Er hatte in Marianne Justin eine Frau verehrt, die ihrem Mann vor allem Kraft und Ruhe in stetiger Liebe gegeben hatte. Walter Justins Frau war anders. Ihr Mann würde viel Kraft daran setzen müssen, um das auf jeden Fall noch ungeklärte Temperament an seiner jungen Frau dem eigenen Sein zuzubiegen, einem Sein, das durch reiches kulturelles Erbgut und eigene strenge Zucht sehr viel reifer sein mußte als das ihre. Marianne Justin war als junges Weib schön gewesen und war es immer geblieben. Sie war als sie heiratete nicht älter als ihre Schwiegertochter bei ihrer Eheschließung. Aber Mariannes Schönheit hatte aufgehört, im mindesten angreiferisch zu sein, sich überhaupt noch in eine weitere Welt auszuspielen, als sie den eigenen geliebten Kreis überleuchten konnte. Walter Justins junge Frau hatte für den Justizminister — er konnte sich nicht helfen — von Anbeginn an etwas vom Glanz einer Kinoshönheit. Sie hatten davon beinahe alle, die schönen jungen Weiberchen von heute; sie trachteten danach; sie fanden nichts

dabei, fünf Geckstel nackt am Strande herumzuspringen. Aber Walter Justin wurden mit solcher Frau Aufgaben gesetzt, die sich hoffentlich nicht als übergroß für ihn ausweisen würden.

So hatte der Justizminister am ersten ausführlichen Abend seines Besuches im Hause des jüngeren Freundes empfunden, dann aber doch auch in Erleichterung: die beiden Eheleute waren froh miteinander. Die große Liebe schien offenbar. Sie hatten keine Sorgen. Jeden übermäßigen Luxus, der Gemütswerte auffressen konnte, wehrte Walter instinkt- und erkenntnismäßig ab. Warum sollten sie nicht dauernd miteinander glücklich sein?

Aber Dr. Stoll mußte den Nachmittag auf dem Bomminger Festplatz mit dem so sehr verhängnisvollen Streit zwischen den beiden Männern erleben. Er sah sie im Geiste noch vor sich. Da war jeder von ihnen erzbereit, Würde und Kultur, alle Selbstbeherrschung durch Erziehung und Beruf doch nur fortzuwerfen. Allein durch strengen Anruf von außen, der das Dämmerungstor aufriß, daß hier auf dem öffentlichen Platz letzte Verantwortlichkeiten auf dem Spiel standen, waren sie noch zu bändigen gewesen.

Die Ursache ihrer Wut war unzweifelhaft. Und jedes Wort nun des Mannes, des jüngeren Freundes, bestätigte.

Für Dr. Stoll stürzte der Turm eines letzten Vertrauens zusammen, in schwarze Trauer hinab.

Walter Justin fühlte sich vor der Haltung des Freundes nicht behaglich. Er war zur Klärung der eigenen Verworrenheit gekommen. An der Einstellung des andern, an der eigenen Enttäuschung über sie starrte sein Widerpruchsgeist auf.

Er fragte: „Du kennst Schmitt weiter nicht? Ich meine, du sprachst neulich die Absicht aus, du wirst dich erinnern — daß du von der Partei her, von deiner Partei — an Schmitt herangehen wolltest?“

„Es ist noch nicht geschehen“, antwortete der Minister knapp.

Walter Justin wußte nicht recht — nun sollte der andere das richtige Wort sagen!

Dr. Stoll meinte: „Es handelte sich um deinen ersten Fall?“ und fügte hinzu: „Allerdings, es ist mehr als schade, daß der alte Kuhn nicht gestanden hat.“

„Aber Onkel Stoll“, erwiderte Walter und vermochte nicht mehr ruhig zu bleiben, „es ist doch ausgeschlossen, daß du mir einen Vorwurf der Ungeschicktheit in meinem Untersuchungsamt machen willst! Wenn es denn in diesem Fall überhaupt nichts zu gestehen gab!“

„Mir ist deine Darlegung lehrreich, sogar für mich selbst“, antwortete Stoll. „Du haust mit aller Überredungskunst deiner feurigen und phantasievollen Natur dieses Unklagegebäude auf. Verführerisch. Ob wir diese Verführungen kennen, von unsern begabten Staatsanwälten her! Bitte, verstehe mich recht. Ich schätze gebändigte Einbildungskraft und Feuer als hohe Gaben beim Richter und wünschte, sie wären häufiger. Aber, gebändigt! Wir verstehen uns. Mein Junge, du warst ein sehr guter Untersuchungsrichter.“

Walter schwieg betroffen.

Dr. Stoll sagte kopfschüttelnd, lächelnd: „Du willst also euren regierenden Oberbürgermeister von Bommingen, diesen unzweifelhaft heute hochangesehenen und ebenso unzweifelhaft hochbegabten Mann ins Zuchthaus bringen? Allerhand, mein Junge, ich muß gestehen.“

„Wenn er schuldig ist, wie könnte ich anders? Vorsätzliche Brandstiftung an einem ganzen Stadtteil mit Todesfolge von zwei Personen. Der Fall Mariechen Peukert als grobe Erschwerung. Sie stirbt an dem Unfall binnen kurzer Zeit. So dürfte ihm auf keinen Fall Zuchthaus zu ersparen sein.“

Der Justizminister sagte: „Das ist alles ganz unmöglich.“

Walter Justin: „Ich fürchte nur, leider wahr.“

„Ich meine deine Einstellung“, entgegnete Stoll.

Walter Justin stand auf. „O, Onkel Stoll“, sagte er, „denkst du, ich wüßte deinen hauptsächlichsten Einwand nicht? Ich bitte. Da steht es so: Weil dieser Mensch, der Oberbürgermeister, dieses Geschenk gegeben hat im Zusammenhang mit meiner Frau, deshalb einzig und allein soll ich auf diese Fährte geraten sein? Deshalb erniedrige ich mich nun zu einem verbrecherischen Dummkopf?“

Wie er diesen Mann haßt, dachte Dr. Stoll. Er wird niemals vom Vorsatz dieser Fährte abzubringen sein. Aber ich kann den Skandal verhüten. Den großen öffentlichen Skandal. Die schreckliche Blamage für ihn. Ich muß es tun. Dazu bin ich da.

Er sagte: „Du wirst dich erinnern: Als an eurem Festnachmittag durch euren sprechseligen Stadtbaumeister so überraschenderweise die Rede von dem auffallenden Geschenk des Oberbürgermeisters an das überfahrene Kind aufkam — wer hatte da diese Auffassung, die du jetzt als so ganz abwegig ablehnst, von der wahren Geltung des Geschenks aufs allerlebhafteste? Du kannst deine Erregung von damals nicht vergessen haben.“

„Nein, gewiß nicht. Aber inzwischen hat sich meine Meinung umgebogen“, entgegnete Walter.

Dr. Stoll dachte: Umgebogen. Da liegt der Schlüssel. Sie sollte sich umbiegen. Mußte. Für ihn.

Walter Justin antwortete ihm wie auf diesen Gedanken: „Ich kann dich selbst als Zeugen anrufen. Eine vollkommenere Überraschung kann niemand an den Tag legen als meine Frau tat, anläßlich dieser Nachricht.“ Er erhob erregt die Hand. „D nein! Ich verfolge diesen Burschen nicht, weil ihm vielleicht meine Frau gefällt. Darüber komme ich mir denn doch erhaben vor und meine Frau mir auch. Aber ich denke auch nicht daran, ihn deswegen zu verschonen!“

Dr. Stoll sagte: „Bitte, setze dich wieder ruhig hin. Du hast also: Zusammenfall der Daten — der Unfall des Kindes Montag morgen um drei — du hast dieses Datum nach dem Krankenbuch des behandelnden Arztes festgestellt — und in der Nacht vorher, genauer, am Abend nach zehneinhalb, der Ausbruch des Bomminer Stadtbrandes. Dazu deine dritte Tatsache: Schmitt hat nach glaubhafter Aussage an einem für diesen Sonntag festgesetzten Tagesausflug von München her ausdrücklich nicht teilgenommen. Du weißt aber nicht, ob er nicht wirklich Verwandte in München hat?“

„Er stammt aus Lucknow in Hinterpommern.“

„Na, deshalb kann er doch Verwandte in München haben.“

„Er kann. Es ist nicht wahrscheinlich für seine Verwandtschaft, aller Vermutung nach in kleinen Verhältnissen, die gewöhnlich in einen Heimatkreis bannen.“

„Wahrscheinlich! Vermutlich! Gewöhnlich! — Deine Verdachtsgründe sind also: Das auffallende Geschenk an

das Kind, der Zusammenfall jener Daten und das Fernbleiben des Oberbürgermeisters von jenem Ausflug. — Mein lieber Junge, ich wünschte, du wärest imstande, auch diesen Fall — wie du im Anfang unseres Gesprächs richtig sagtest, diesen deinen eignen Fall — von deiner gewohnten, hohen richterlichen Warte aus zu beurteilen. Sofort würde dir klar sein: Bei keinem Gericht der Welt, gewiß bei keinem deutschen, könntest du auf solche Verdachtsgründe hin eine Anklage beantragen.“

„Es ist mir klar, selbstverständlich. Ich kam zu dir, damit auch ich vielleicht doch wieder an eine Unschuld dieses Menschen glauben kann.“

Alles Vorgeben zerbrach ihm. Er sagte: „Es wird nie gelingen. Er hat es getan.“

„Nun, zur Klärung deiner Einstellung“, sagte Dr. Stoll: „Schmitt wird dir nicht mehr lange als ein Stein des Anstoßes im Wege stehen.“

Er hatte es gut gemeint. Nur zerbrach an diesem Hinweis die Haltung des Gesprächs.

Walter Justin horchte auf: „Wieso? Ach! Natürlich! Eure Partei will ihn fortholen!“

„Ja.“

„Als Minister?“

„Es könnte sein. Du wirst mit mir eine solche Ehre nicht mehr für überwältigend halten. So sehr groß aber ist unsere Auswahl unter führenden Männern nicht.“

„So hätte der Schuft denn seinen Zweck erreicht“, sagte Walter tonlos. Wut übermannte ihn. Er schrie: „Um alles, was ich bin und habe, es soll nicht geschehen!“

Er lief im Zimmer hin und her. „Beweisen werde ich diesen Kerl als das, was er ist, als den ruchlosesten, gewissenlosesten Karrieremacher von der Welt. Partei!

Partei! So sage du hundertmal Partei! Dieser Kerl hat gar keine Partei. Der stellt sich da hin, wo er hochkommen kann. Das allein ist seine Partei. Heute Linksdemokratie, morgen die Unabhängigen, übermorgen wird er sich der Bewegung anbieten. Er ist nichts wie Anarchist in seinem Herzen. Aber ich entlarve ihn! Und wenn es mich mein Leben kosten soll! Ich stelle ihn — der Welt, dem Gericht, nackt in seiner Kuchlosigkeit. Ich werde beweisen, daß er Mordbrenner ist.“

„Haftbefehl gegen ihn sozusagen stehenden Fußes kannst du nicht zücken und ich kann es auch nicht“, sagte Dr. Stoll.

„Nein. Aber nicht auslassen werde ich diese Spur. Und dieser Mensch wird sich verraten. Er hat die schwache Stelle, die ihn liefert, und ich werde sie finden. Verlaß dich darauf.“

Er stellte erregt dar: „Dieser Mann war um sein Alibi so besorgt, so phantastisch besorgt. Daher ja auch dieser ausgefallene Plan, diesen Staatsstreich während seiner sogenannten Abwesenheit auf der Bürgermeistertagung da weit unten in Süddeutschland hundert Meilen weit weg auszuführen. Wer in aller Welt hätte denn jemals Verdacht auf ihn werfen können, ging er eines schönen Wochentags oder Sonntags abends spazieren und steckte dabei ein bißchen gründlich die Dstergasse an? Verkleidet hat er sich zu diesem Heldenstück auf jeden Fall. Jede Untersuchung hat einzuhaften — dieses sogenannte Alibi ist der schwache Punkt — wo brachtest du wirklich jenen Sonntag zu? Es handelt sich um zwei Nächte und den einen Tag dazwischen. Wo war unterdessen dein Kraftrad? Der zweite Fehler war noch schlimmer, entscheidend. Jener Querschlag seines Temperamentes, der

ihn veranlaßte, die tausend Mark an das Marielchen zu schenken. Nun! Du hast meine Entrüstung über diese Taktlosigkeit mit erlebt, eine Taktlosigkeit, die den Chimborasso auf den Gaurisanfkar türmte, und meine Frau sogar in ihrer Heimat in die allerverlegenste Lage gebracht hat. Aber darüber brauche ich mich allerdings keinen Kummernissen hinzugeben, daß mich da auch nur der geringste, nun sagen wir, Ärger, beeinflussen könne.“

Er warf den Kopf auf. „Du lieber Gott, kein Weib von nur einigermaßen sicherem Geschmack, das nicht völligem Darben ausgeliefert ist — es wäre Verbrechen, in diesem Zusammenhang an meine Frau nur für ein Wimpernzucken lang zu denken — wird sich jemals an diesen groben Götzenkloß wegwerfen können!“

Da wußte der Justizminister, daß kein Zureden mehr nützen würde. Verloren war an dem jüngeren Freund jede noch so vielfältige Erfahrung aus dem eigenen richterlichen Leben, wieviele Tausende von lebensvollen, gescheiterten, ansehnlichen und liebestarken Männern und Frauen diese gleiche Ansicht in betreff eines verdächtigen Nebenbuhlers verhätschelt hatten, ohne zu wissen oder wissen zu wollen, daß das Scheingebäude ihrer Zuversicht schon längst nur über einem Lügensumpf stand.

Walter Justin lächelte den Freund überredend an. „Onkel Stoll, du kennst meine Ehe nicht in ihrer Tiefe und weißt nicht, wie fest gegründet sie steht. Was ist uns, Etta und mir, der Kampf auch einmal gegen unvermeidliche Lebensseinbrüche? Wir haben uns. Die Welt geht uns zuletzt nichts an.“

„So so“, meinte Dr. Stoll langsam. Er raffte sich zusammen. Er sagte: „Mir fehlt das Motiv für eine derart wahnwitzige Tat. Habgier kann nicht in Frage

kommen. Aus welchen Verhältnissen stammt doch der Oberbürgermeister?"

„Luß verkündete es damals. Sein Vater war Briefträger.“

„Das heißt also, der Mann lebt von seinem Gehalt.“

„So wird angenommen.“

„Nun, Eingriffe in die Stadtkasse oder Bereicherungen etwa durch die Sammlungen wirst sogar du ihm nicht zutrauen. Schon aus technischen Gründen fände ein so wildes Mißtrauen keinen Halt. Die Rechnungslegung Schmitts ist kristallklar. Am Ergebnis gemessen ist Schmitts Städteaufbau staunenswert billig. Niemand kann hier auch nur einen Groschen in die eigene Tasche gesteckt haben. Du teilst diese Meinung?"

„Ach, er ist ein Schurke!"

„Ein Urteil, das ein Richter als Ergebnis seiner Beweisaufnahme setzen sollte“, belehrte Dr. Stoll. „Nun, wir stimmen überein: Der Mann ist gescheit und ehrgeizig, beides wohl in gleich hohem Grade. Warum nicht? Mag er denn sein Leben lang an Laufbahn, an die große, die ganz große Laufbahn gedacht haben — gerade deshalb wird er bestimmt nicht alles, was er nach einem nicht einfachen Aufstieg jemals war, jetzt ist und noch werden kann, in einer solchen Wahnsinnstat aufs Spiel setzen. Die noch dazu unnötig ist. Er macht die große Karriere auch so und hat sich sicher nie anders eingeschätzt. Solch ein Mann führt kein solches Räuberstück aus, darin steht meine Überzeugung felsenfest. Ein Räuberstück noch dazu ohne Raub. Es ist eine phantastische Vorstellung. Nur ist dieser Mann kein Phantast.“

„Sondern ich, der ich ihm diese Wahnsinnstat vertraue! Sie ist nur geschehen. Und zur Einschätzung des Motivs: Was erfuhr denn die Welt von Schmitt ohne die Gelegenheit des großen Aufbaus? Bommingen ist nur ein mittelmäßiges Nagenest sozusagen, und kein Huhn und kein Hahn krächte nach seinem Oberbürgermeister, lenkte er nicht die Augen der gesamten Welt auf sich durch diese famose Neugründung mit allen Reklagemitteln. So stehen diese Dinge. An dich kommt diese Sache als ein Überfall durch mich heran, während du noch unter dem Eindruck des schönen und geglückten Festes verharrst. Und es ist dir eine schwere Enttäuschung, nun wahrscheinlich auf den Mann für deine politischen Pläne verzichten zu müssen. Ich aber lebe in Bommingen und habe mich mit dieser Sache durch lange böse Tage und Nächte herumgeschlagen. Schmitts Anschauungen von Recht und Unrecht sind verderbt. Er weiß weder im Großen noch im Kleinen, was möglich ist, vom sittlichen Maßstab aus. Die Osterstadt ist aufgebaut worden und mag eine großartige Schöpfung sein. Zugegeben auch, verhältnismäßig billig. Aber nur verhältnismäßig. Finanziell ist die Stadt für Jahrzehnte in Abgründe gestürzt. Sie wankt am Bankrott hin und deckt ihre Pumpwirtschaft nur durch neuen und zwar ausländischen Pump, der uns eines Tages an Händen und Füßen gebunden ausliefern kann. Ihr holt Schmitt als Minister fort, und sein Nachfolger wird wahrscheinlich eines Tages, vielleicht sogar bald, seinen Beamten kein Gehalt mehr auszahlen können. Das ist Schmitt als großartiges Stadtoberhaupt. Er war erst ein halbes Jahr Oberbürgermeister von Bommingen; er kam von der polnischen Grenze her, wo er vielleicht seine Räuberpraktiken im

wilden Grenzkampf gelernt hat. Er kam nach Bommigen, sah sich die Ostergasse an; sie gefiel ihm nicht; skandalöser konnte der Zustand nicht mehr werden. Und als die Stadtverordnetenversammlung wiederum, aber für ihn doch zum erstenmal, eine wirkliche Sanierung ablehnte, da schritt er froh und frisch zur Tat und steckte die Ostergasse an, als einen auszurottenden Ungezieferhaufen. Das hieß allerdings den Knoten durchhauen. Dabei: Ich bitte, Bommigen ist nicht die einzige deutsche Stadt mit verrotteten, gänzlich unmöglichen, in jeder Beziehung himmelschreienden Wohnungszuständen in ihren alten Stadtteilen. Wollen Frankfurt und Breslau oder Leipzig oder Braunschweig oder München oder wieviele deutsche Städte mitten in diesen Schwierigkeiten stecken, auch nur einfach ihre alten Stadtteile abbrennen? Nach einer Leerung von der Einwohnerschaft oder, nach Schmitts wunderbarem Beispiel, besser noch mit ihr? Es gibt Mittel und Wege, ich habe mich genau umgetan, um diese Probleme denn doch noch anders anzupacken und mit ihnen fertig zu werden. Da sind längst ausführliche Pläne, vortrefflich ausgearbeitet, und es fehlt nur noch an der Entschlußkraft einer Regierung, um sie endlich ins Werk zu setzen. Die Sanierung, die Luck vorschlug, war annehmbar. Schmitt hätte versuchen können sie durchzudrücken, auf hundert Wegen. Ein Mann wie er, von seiner Energie. Der frühere Bürgermeister ist vor seinen Abgeordneten ein Hampelmann gewesen, immer nur mit der Angst, sie bestätigten ihn vielleicht nicht für eine neue Amtszeit. Schmitt konnte, wenn nichts versing, mit einer Anzeige an die Reichsregierung drohen. Sie hätte bestimmt auch nichts getan, aber dem verfaulten Stadtparlament mochten dennoch hundert Scherereien erwach-

sen. Er zog diese wilde Tat vor, eine Tat aus dem Dreißigjährigen Kriege gegen eine feindliche, lange vergeblich belagerte Stadt. Was er sich bei dieser Tat gedacht hat — auf jeden Fall schwang er seine Brandfackel, um seine Macht zu beweisen, sich selbst, dem Schicksal. Nochmals: In der Durchführung des Aufbaus der Welt.“

„Innerhalb deines Gedankenaufbaus“, sagte Dr. Stoll: „Wie wolltest du für so schwierige innere Vorgänge einen Beweis antreten? Vor jedem Schwurgericht hätte es der Mann leicht. Da stände er und sagte, daß er einer schwer notleidenden Bevölkerung helfen wollte, die trotz aller schönen politischen Erklärungen doch immer nur hilflos verlassen im Elend stecken geblieben war. Und das Endergebnis habe bewiesen, daß mit erheblichen Menschenverlusten niemals zu rechnen gewesen sei, denn sogar die verbrannte Frau wäre nur durch die Lücke ihres vormaligen Liebhabers ein Opfer geworden — oder was er sonst noch sagen würde. Er hätte es leicht.“

„Wie das Schwurgericht mit diesen Enthüllungen verfahren würde, darum habe ich mir nicht den Kopf zu zerbrechen“, erwiderte Walter. „Ich bin dazu da, um aufzuklären.“

„Aber ich habe an die Folgen zu denken. An den Aufruhr und die Unordnung der Seelen, die ein solcher Prozeß unzweifelhaft hervorrufen würde. Die Bevölkerung von Bommingen könnte einen solchen Mann heute als Mordbrenner in Stücke reißen wollen, um ihn morgen zu ihrem Abgott und Volksführer zu erhöhen.“

„Darum haben wir nicht vier Jahre übermenschlich gekämpft, daß uns nun Mordbrenner regieren sollen!“ rief Walter verzweifelt.

„O, dieser Fall würde noch Schule machen“, entgegnete Dr. Stoll bitter. Er besann sich. „Sieh an meinem Beispiel die ganze Gefahr. Wir erhitzen uns über die Folgen, während wir beide wissen, daß es sich zuletzt nur um ein Hirngespinnst handelt. Es ist unmöglich, du kannst nicht diesen Tipp, diesen Hinweis an euer Landgericht geben wollen! So stelle dir doch nur für einen Augenblick dieses Entsetzen vor, bester Junge.“

„Das habe ich getan, Tag und Nacht. Aber ich kann nicht Richter bleiben, darf ich nicht vorgehen ohne Ansehen der Person. Mordbrennerei ist Mordbrennerei, und ich bin dazu da um das Volk vor ihr schützen zu helfen.“

„Ich meine es anders“, sagte Dr. Stoll und entschloß sich: „Es geht mir um dich.“

Da fragte Walter Justin den Justizminister und doch auch sein eigenes Herz: „Denkst du, ich werde einmal Gewissensbisse empfinden, wenn nun dieser Mann im Zuchthaus sitzen sollte? Gewiß, es wird von großer, kann sein sogar von entscheidender Bedeutung für mein Leben sein, wenn es denn so käme. Niemand weiß es tiefer als ich. Ich könnte mir sogar denken, daß mein Leben umschwänge, von jeder unbefangenen Freude fort, daß es für immer umdüstert würde, wenn ich nun wirklich diese Tat zur Ahndung bringen und den Mann liefern muß. Ich habe ihn bewundert, diese Zeit ist mir unvergessen. Ich habe seine Tatkraft und sein großes Organisationstalent immer wieder angestaunt. Ich weiß mit dir, daß führende Männer nirgends eng gesät sind. Aber es steht so und du weißt es auch: Mit den innerlichen, persönlichen Kämpfen um mein Amt habe ich mich als Mensch auch nur innerlich abzufinden. Das Schicksal mag mich zum

Werkzeug ersehen, daß jede Faser in mir knirscht und ich nur den Tag verfluchen möchte der mich zwingt, ein solches Schrecknis durchzusehen. Aber in meinem Amt als Richter kann ich nur eine ganz einfache Strafe gehen — ein Verbrechen seiner Strafe, seiner Sühne, was du willst, zuzuführen.“

Dr. Stoll seufzte. „So suchen wir denn nach den Beweisen von der Unschuld des Mannes. Um dich zu überzeugen, ich sage offen, um dich zu heilen. Ich werde also von mir aus die Nachforschungen nach jenen Verwandten in München anstellen lassen. Nur, bester Junge, selbst wenn Schmitt keine Verwandten in München hat — was wäre bewiesen, als nur die Fadenscheinigkeit des Vorwandes, jenen Ausflug mit den anderen Bürgermeistern nicht mitzumachen? Er kann vorgezogen haben, meiner wegen auf die Zugspitze zu reisen. Wie willst du Ungaben, die er vielleicht machen würde, jetzt nach mehr als einem Jahr noch nachprüfen? Wie willst du überhaupt einen Beweis antreten?“

„Diese Frage wollen wir überlegen, wenn wir um jene Schritte weiter sind“, entgegnete Walter Justin.

„Du hast noch mit keinem eurer Staatsanwälte über die Sache gesprochen? Wer ist es doch bei euch? fragte Dr. Stoll.

„Nein.“ Walter nannte die Namen. „Außer zu dir habe ich noch zu keinem Menschen eine Silbe von meinem Verdacht erwähnt.“

„Gott sei Dank! Wenigstens das.“

Walter Justin antwortete sofort: „O nein, Onkel Stoll, so meine ich es nicht. Diesen Irrtum muß ich dir aufklären. Der Mann Schmitt könnte euch zehnmal

zum wichtigsten Parteihengst werden — ich lasse diese Sache auf keinen Fall in sich zusammenfallen.“

„Du bist überhaupt nur noch in die flirrende Kette deines Untersuchungsfanatismus eingespannt“, warnte Dr. Stoll. „Jeder von uns kennt diesen Zustand. Ich rufe dich an, unterbrich ihn! Du mußt.“

Da fiel Walter seine Frau ein, wie sie zu ihm gesagt hatte: Nur noch von Besessenheit für deine Untersuchungen kann bei dir die Rede sein.

Er schüttelte alles von sich weg. Er sagte: „Ist es dir um die Partei? Um deine Partei?“

„Ebenso gut könnte ich dir ansinnen, du verfolgst diesen Mann, weil er dir für deine Partei als gefährlich vor- kommt“, erwiderte Dr. Stoll unwillig.

Walter antwortete doch auch an Etta. Er sagte: „Wenn ich zu heiß bin — vorgegangen bin ich in dieser Sache nicht zu heiß. Sondern mit jeder Behutsamkeit. Es ist doch nur: Ich will weiter. Allerdings, ich muß es aussprechen — rasch. Der Mann lebt nur noch der fiebernden Erwartung entgegen was ihr, eure Partei, ihm für Anerbietungen macht. Da steht er und starrt auf die Tür des großen Aufstiegs. Wann springt sie endlich auf! Ich versichere dir, er wird allerschnellstens auf der Fährte sein, daß da etwas nicht in Ordnung ist. Nun, wer will ihn hindern, sobald er merkt, ihr rückt von ihm ab, wenn auch nur einstweilen, seinen Übertritt zu den Sozialdemokraten anzumelden? Gerade um jede Vergrößerung eines öffentlichen Urgernisses strengstens zu vermeiden — es muß rasch vorgegangen werden.“

„Beweise, Beweise“, murmelte Dr. Stoll.

„Wir werden sie suchen und finden“, sagte Walter.

„Ich werde also jene Nachforschungen anstellen lassen, erst einmal nach jenen Münchner Verwandten“, entschied sich Stoll. „Ich kann mich darauf verlassen, daß du dich unterdessen ruhig verhältst?“

„Aber Onkel Stoll, was sollte ich denn sonst tun?“

Dr. Stoll versank in Nachdenken. Auch Walter schwieg.

„Es ist schade um die Menschen“, sagte Dr. Stoll.

Erzählung von Jugendleid

Walter hielt sich in diesen Tagen so gut wie ausschließlich auf dem Gericht auf. Die großartige Gewalt der Gesetzmäßigkeit der er diente, umfing ihn. Er hatte die Versäumnis seiner Reisetage einzuholen. Er hatte Verhöre, die ihn stark in Anspruch nahmen.

Irgendwo, so wußte Walter Justin längst, war jeder Gerichtsfall grotesk. Vielleicht deshalb: Irgendwo war alles menschliche Leben grotesk. Ein Fall, den er in diesen Tagen aufklärend bearbeiten mußte, offenbarte die Groteske noch besonders. Ein Mann wurde vor ihn geführt, der durch seine körperliche Beschaffenheit wie aus der menschlichen Allgemeinheit verstoßen erschien. Der Mensch, Paul Weimann, etwa vierzig Jahre alt, hatte ein ganz zerfetztes Gesicht. Die rechte Hälfte war zerstört, auch gänzlich das rechte Auge. Dazu hing ihm der rechte Arm als Stummel und auch der rechte Fuß war abgebrochen. Nicht im Feld war der Mann so zugerichtet worden, sondern schon als Kind und bei einer ganz ausgefallenen Gelegenheit. Er hatte als Junge am Bärenwagen einer herumziehenden Menagerie nächlich die Tür geöffnet und hatte den schlafenden Bären aufgereizt. Die Menschen zogen ihn auf sein wildes Geschrei kaum noch lebendig aus den Klauen des wütenden Tieres. Mit Betteln, das er durch Drehorgelspiel mit der linken Hand unterstützte, erwarb er sich jetzt den Unterhalt. Vor Gericht erschien er — nicht zum erstenmal jetzt — wegen Betrugerei, Gewalttat und — Heiratschwindel. Wirk-

lich dieser Mensch war, beinahe halbiert und wie unter jedem menschlichen Maßstab, gemeingefährlich durch seine körperliche Kraft und durch seine Verführungskünste gegen das andere Geschlecht.

Nicht eine, sondern drei ordentlich gekleidete und ansehnliche Weibwesen zwischen fünfundzwanzig und vierzig Jahren erschienen als Zeuginnen vor Walter Justins Tisch, um weinend und sogar über die Anklage dramatisch entrüstet ihre Liebe zu Paul Weimann zu bekunden. Wegen Heiratschwindel, der unzweifelhaft vorlag, würde das Gericht um des Umfalls dieser Zeuginnen willen nicht viel ausrichten können.

Walter Justin wandte an die Bearbeitung dieses Falles die gleiche ruhige Sachlichkeit wie an alle anderen richterlichen Vorkommnisse sonst. Nachher verwunderte er sich. Nicht über diesen bündigsten Gegenbeweis zu seiner Ansage, daß sich ansehnliche Frauen, von reizvollen ganz zu schweigen, nie in eine Männlichkeit verlieben könnten, die anderen Männern nicht als verlockend sondern sogar als abschreckend erschien — die Erinnerung an diesen eigenen Ausspruch kam ihm gar nicht. Er staunte bekümmert über sich selbst. Dieser Mensch Paul Weimann mußte jeden Mitleids wert sein. Ein schlimmstes Geschick hatte ihn früh aus jeder unbefangenen Gemeinschaft mit Menschen herausgeworfen. Seine Art aber stattete ihn nicht mit Geduld, sondern im Gegenteile mit beinahe ewig lodernnden Triebkräften aus. Fast notwendig hatte er Gegnerschaft zum allgemein gültigen Leben von bösester Art entwickeln müssen, wollte er das Begehren seiner glühenden Leidenschaften stillen.

Und doch sah er, sein untersuchender Richter, diesen Fall nur als ein Berufszergewühl an. Er hatte juristisch

die Klärung herbeizuführen, den Fall für die Verhandlung reif zu machen. Alles andere ging ihn nichts an. Das Gericht selbst mußte da zusehen. Wohin wäre er geraten, hätte er bei seinen Fällen stets alle Probleme der Menschlichkeit und der sozialen Verwickeltheit aufrollen wollen, wie sie in jedem Fall verknäult lagen? Die Antwort war eindeutig: Ins Grab durch Selbstmord oder ins Irrenhaus. Er mußte sich mit seiner schwer errungenen Überzeugung begnügen: Richter müssen sein.

Aber im Fall Theodor Schmitt konnte er sich zu keiner Leidenschaftslosigkeit hindurchbringen. Jede noch so ernsthafte Arbeit stieß ihn, wahrhaft wie die Arbeit gegen ein Versinken im Sumpf, nur immer tiefer hinab.

Hatte er den Fall von sich abgeschoben, dem unbeeiligten Justizminister zugewälzt?

Nein.

Nur er, er allein trug eine Verantwortung.

Wenn der Minister seine Nachforschungen lässig betrieb, wenn sich auf diesem Wege kein bündiges Ergebnis lieferte, wenn da jede Frage unbefriedigt in der Schwebe blieb — gab er selbst dann diesen Fall auf?

Nein.

Er hat es getan, er ist schuldig, so war stets der Schicksalskehrreim.

Die Pein hielt ihn in Klammer: Würde er einst herumgehen und zuweilen aus dem Betäubungsrausch des Lebens auffahren: Zu dieser, dieser Stunde der Zukunft saß Schmitt im Zuchthaus? Trug die Zuchthausjacke und verrichtete Zuchthausarbeit. Ging einmal täglich im dunklen Hof des Zuchthauses spazieren, immer im engen Rund und im abgemessenen Abstand von den andern Zuchthausmitgefangenen?

Nun, vielleicht saß er nicht lange im Zuchthaus. Vielleicht kam er nie hinein. Er mochte sich in diesen Nachkriegszeiten Freispruch erwirken. Wegen Mangel an Beweisen . . . Oder . . .

So kann ich nicht weiter leben, sagte sich Walter Justin jeden Tag von neuem. Warum schnappte das Fangeisen meines unglückseligen Einfalls jemals über meinem Geiste zu? Die Hölle führte! Nur: Dieser Hölleneinfall bestand zu Recht.

In diesen Tagen sah Walter seine Frau kaum. Was blieb für sie? Ihr Mann war niemals mehr zu Hause als nur spät nachts, um in sein Bett hineinzuschlüpfen. Sie mußte sich Beschäftigung und Betätigung für ihre Kraft suchen. Walter fragte nicht, er wollte nicht fragen. Zu der Erkenntnis gehörte kein helllichtiges Ahnungsvermögen, daß seine Frau schon allein durch ihre Fürsorge für die zukünftigen Kindergärten, die Kinderhorte und Säuglingskrippen der Osterstadt in ein stetes Zusammensein mit dem Oberbürgermeister getrieben wurde. Wie konnte ihr Gatte diese Gemeinschaft aufheben? Er war matt gesetzt.

Wie soll es enden? Walter wußte schon, daß es mit seiner Ehe nicht gut stand. Er dachte an dieses Versagen wie in einer letzten Ecke seines Gemüts, heimlich sogar vor ihm selbst versteckt.

Alles würde wieder gut werden, konnte er nur erst wieder zurückfinden in einen harmlos menschlichen Kreis.

Nachdem er diesen Mann von jedem harmlos menschlichen Kreis ausgeschlossen hatte?

Wenn er nun aber unschuldig ist? Ich werde es bald wissen.

Er ist nicht unschuldig.

Deine Beschuldigung, Walter Justin, ist unerhört. Deine Beschuldigung ist phantastisch. Deine Beschuldigung ist grauenhaft. Für dich selbst, der du Richter bist, ist sie grauenhaft.

Dein Freund, dein höchster Vorgesetzter, hat dich bedeutet. Dich, nur dich selbst, nicht den andern, hält er für den verruchten Verrückten.

Ich kann nicht atmen, wenn mir dieser Mann in der Flanke sitzt.

Meine Ehe wird nicht mehr gut, wenn nicht dieser Mann ausgetilgt werden kann.

Frei muß meine Bahn wieder sein. Von seinem und meinem eignen Bösen in mir. Er muß aus meiner eignen Bahn fort.

Walter Justin führte seine Tagespflicht weiter über Paul Weimann und seine Schicksalsgenossen hin, und kehrte nur zum Schlafen in sein Heim ein.

Aber eines Nachmittags wurde ein Verhör wegen plötzlicher schwerer Krämpfe des Angeklagten abgesagt. Die festgesetzte Tagesordnung brauchte nicht anderer dringender Verhöre wegen gestört zu werden. Walter würde diesen Nachmittag zu seiner Verfügung haben.

Wie Etta pünktlich an jedem Nachmittag tat, rief sie auch heute an. Komme er zum Abendessen heim? Wann? Damit alles bereit stehe?

Er teilte ihr mit, den heutigen Nachmittag könnten sie miteinander zubringen. Wollten sie ausfahren? Ins Theater gehen? Oder einfach ruhig beieinandersitzen?

Ach, irgend etwas unternehmen, das wollten sie schon, sagte Etta. Er solle nur zuerst einmal nach Hause kommen. Dann könnten sie gemeinsam überlegen.

Er freute sich während des Nachhauseweges auf diese Stunden freundlicher Vertrautheit. Er wußte, daß sich auf dieser so gutgemeinten, so trübe verlaufenen Pößegger Reise Ettas Herz vereist hatte. Er hatte nicht die Gemütskraft, ja nicht einmal die Zeit für eine Mühe aufgebracht, es wieder aufzuschmelzen. Sie hatte ja recht; was hatte sie noch von ihrer Ehe als nur das Gebot der Pflichterfüllung? Er sehnte sich unsagbar danach, ihr entzückendes Köpfchen eng an seine Brust zu drücken. Die alten Liebesflammen sollten wieder auf dem Herd ihrer Zweifelsamkeit lodern.

Er erlebte, noch ehe er sein Haus betrat, die allerpeinlichste Enttäuschung.

Er bog um die letzte Straßenecke. Da hielt der große schwarze Katswagen davor. Etta stand, schon fertig zum Ausgehen angezogen, im Gespräch mit dem Oberbürgermeister daneben.

Sie kam lebhaft und verlegen auf ihren Mann zu. „Ich konnte es nicht verhindern. Der Oberbürgermeister wollte so gern . . . Es ist dir nicht allzu unangenehm?“

Er sah sie wortlos an, erblaßt im Widerstreben gegen alles, gegen das Schicksal, gegen sich selbst, gegen seine Frau. Im Widerwillen gegen den Mann der da wartend stand, bis die Frau diese gesellschaftliche Überraschung oder diesen Überfall, wie es Walter ingrimmig bei sich nannte, in eine Ordnung eingefügt hatte. Der Mann kam langsam näher, seinen Hut lüftend. Höflich und gemessen sagte er: Er habe sich erlaubt, hier heranzukommen um anzufragen: Würden ihm die Herrschaften an diesem so unverhofft schönen Abend nach so vielen Regentagen das Vergnügen machen, ein wenig mit ihm ins Freie zu fahren?

Walter Justin hätte am liebsten geantwortet: Was fällt Ihnen ein? Wissen Sie nicht mehr, wie unser letztes Beisammensein ausfiel? — Nach dem Nachmittag auf dem Kummelplatz hatten sie einander nicht mehr getroffen.

Der Oberbürgermeister stand wartend, den Blick niedergeschlagen. Er war fahlblau im Gesicht, hielt aber seine Züge in jeder Ruhe. Plötzlich sagte er matt lächelnd: „Ich habe heute meinen Geburtstag.“

Walter wandte schnell den Kopf und sah den andern scharf an. Er wußte, diese Aussage war gelogen. Der Geburtstag kam erst in einigen Tagen. Er irrte sich nicht; dieses Datum kannte er aus seinen Nachforschungen genau.

Warum log der Mann?

Der Oberbürgermeister sagte noch wie beiläufig: „Wir holen noch Benno Luck ab.“

Walter konnte erwidern: Ich habe noch zu arbeiten. Aber Etta würde dem andern die Tatsache des freien Abends mitgeteilt haben.

Walter stand unschlüssig. Die beiden andern hielten sich beinahe teilnahmslos, gleichgültig. Fast starr wartend.

O, Etta hatte wohl auch jede Lust auf ihr Beisammensein durch dieses Zwischenspiel verloren. Vielleicht fuhr sie mit Schmitt und Luck ohne ihn zu dieser Geburtstagsfeier, wenn er absagte, und er konnte gramverzehrt allein zu Hause sitzen.

„Fahren wir denn“, sagte er tonlos und stieg mit Etta in den Wagen ein. Heute lenkte der Oberbürgermeister selbst.

Luck, der hinzugestiegen war, vollführte sofort seinen durchsichtigen, redeströmenden Lärm. Thema: Sein großes Bräutigamsglück. Ja, das Häufel werde reizend. Es war

auch fertig, sozusagen richtig schlüsselfertig. Nun kämen die Möbel. Die nächsten Tage brachten viel Arbeit. Gewiß, nur im Kleinen, nur persönlich. Ach, alles war so wunderschön.

Der Oberbürgermeister lenkte zur Stadt hinaus. Er sagte, daß er die Herrschaften zu dem einzigen lieblichen Gasthaus der Umgegend fahren wolle, und das Wort lieblich klang für Walter in seinem Munde sonderbar.

Das Gasthaus lag in traulicher Waldschluchtfalte am Hügelhang. Unten im Grunde strömte sacht ein Bach. Sie saßen im offenen Rosengehege über der Waldschlucht. Das Tagesglühen feierte langsam ab. Irgendwo im Tal schluchzte eine Ziehharmonika traurig lustige Weisen.

Neben ihnen unter den dunklen Bäumen des Wirtsgartens rauschte ein fließender Brunnen.

Das bedienende Mädchen brachte dicke Wachskerzen in altmodischen Kelchglasleuchtern auf hohen Stengeln. Da saßen die vier Menschen unter den dämmernd schattenden Bäumen neben dem fließenden Brunnchen um die Kelchglasleuchter, in denen schon die Kerzen für drei, vier Geschlechterfolgen gebrannt hatten und hörten den Bach unten im Grunde raunen, und die wollüstigen Melodien der Ziehharmonika klopften an ihre Herzen.

Der Oberbürgermeister ging ins Haus um das Festmahl zu bestellen.

Über Walter senkte sich der schwarze Mantel eines gänzlichen Abgetrenntseins von der Welt. Er war traurig und er war entrüstet — eine gesellschaftliche und eine gemüthhafte Angelegenheit.

Mit diesem Menschen Schmitt sollte er nun essen und trinken? Sich sein Essen und Trinken von ihm bezahlen lassen? Verhängnis!

Etta scherzte mit Luck. Er redete seine Ströme.

Nun kam der Oberbürgermeister mit dem Wirt wieder, der hocherfreut herzlich diente und alten Wein in lange gelagerten Flaschen herbeibrachte. Das junge Mädchen deckte mit feinem Tafeltuch und legte die Bestecke hin. Heiter verkündete es die bevorstehende erste Schüssel: „Forellen.“

Mehrere andere Tischgesellschaften traten in den Garten ein. Draußen fuhr noch einige Kraftwagen vor. Alle Eintretenden grüßten zu dem Tisch mit dem Oberbürgermeister hinüber. Einer der Ankömmlinge, ein angesehener Bomminer Kaufmann, kam heran, um der kleinen Gesellschaft den guten Abend zu bieten.

Walter saß fast wortlos und rührte Essen und Trinken kaum an.

Luck nötigte. Fühle sich Walter nicht wohl?

Ach. Überarbeitung, was weiter. Diese Krankheit kannten sie alle.

„Bitte, möchten Sie nicht, . . . Auch Schmitt nötigte, blieb aber doch in Ferne.

Luck redete. Ja, da habe er nun fast, o er dürfe doch wohl nun sagen, ganz sein Glück erreicht, mit der Hochzeit in zehn Tagen, mit dem hübschen Häufel, mit, mit . . . Er sagte, nun hielte er denn bald, was ihm immer als der Inbegriff allen Glücks erschienen sei, seine Ida! Sie waren Nachbarskinder gewesen. Aber die Luck'schen Eltern hatten ein Ladengeschäft. Kaffee, Zucker, Tee. Der jetzige Schwiegervater, Idas Vater, war aber ein Justizrat. Kein Gedanke, daß Ida und er, so sagte Luck, jemals ein Paar werden könnten, bei so unübersteiglichen gesellschaftlichen Hindernissen. So war es die Jugend über gegangen. Benno Luck hatte seine Ida schon von

Quarta an geliebt. Nun, in der Inflation verlor der justizrätliche Schwiegervater sein gespartes Geld, Benno Luck aber ward ein Stadtbaumeister. Da ging es denn.

„Wenn Sie Nachbarskinder waren, dann haben Sie wohl zusammen Tanzstunde gehabt?“ fragte Etta.

Nein, das doch nicht. Immerhin wurde Ida erst konfirmiert, als Benno Luck auf die Hochschule zog.

Anstoßen auf Benno Lucks zukünftiges Eheglück.

An den oberbürgermeisterlichen Geburtstag rührte niemand. Luck mochte das richtige Datum kennen, und Etta hatte vielleicht die ganze Angelegenheit vergessen. Er, Walter Justin, fühlte wohl, daß er diesen Punkt zerstreuen sollte. Er war zu müde.

In dem Oberbürgermeister wurde durch die Erinnerungen Lucks das Andenken an seine eigne Jugendzeit geweckt. Er sprach sonst niemals davon. Suchte er heute nach Gesprächsstoff um jeden Preis? Er sagte:

„Wenn Sie, Luck, sich über irgendeine Unbill unter dem Mond beklagen wollen, so ist das Quatsch. Das Geschäft Ihres Vaters ist das erste am Platz, liegt in der Hauptstraße, und Ihre Eltern sind ungefähr die wohlhabendsten Leute im Ort. Sie sind immer nur der verwöhnte Wunderjunge gewesen. Hier aus diesem Kreise können mit Fug und Recht nicht Sie über harte Jugendzeiten reden sondern nur ganz andere Leute. So kann zum Beispiel ich dieses Lied singen. Mein Vater war Postbeamter, das heißt, er trug die Briefe aus. Ich weiß nicht, ob jemand von Ihnen eine Ahnung hat, wieviel solch einem Mann nach allen seinen Pflichtabzügen noch bleibt. Wir waren aber sieben Geschwister. Ich stand in der Mitte. Nun, ich hatte von früh an die klare Absicht, mein Leben nicht in solchem Elend zuzu-

bringen. Es tröstete mich gar nicht an ihm, daß es in peinlichster Ordnung gehalten wurde, im Gegenteil. Meine Eltern hatten nach meiner Meinung ein ganz anderes Los verdient als diese endlose Plackerei und dieses Angstbeben, wenn einmal ein Fünfspennigteller entzwei geschlagen wurde. Meine Mutter war mit vierzig Jahren mit ihrer Kraft zu Ende. Sie ist am Waschfaß umgefallen, weil sie drei Tage nach ihrer Entbindung von ihrem achten Kind wieder heran mußte. Der Arzt sagte nachher, es sei unbegreiflich, daß ihr Herz solange durchgearbeitet habe. Sie hatte nie geklagt. Nun lag sie in ihrem Sarg, ganz klein und alt. Das letzte Kind starb auch und sie begruben es einen Tag nach ihr.

Ich hatte es durchgesetzt, auf unserm Realgymnasium einen Freiplatz zu bekommen, und habe meiner Mutter damit wahrscheinlich den Rest gegeben. Denn um mein Zeug einigermaßen für diese nach ihrer Meinung hohe Schule in Ordnung zu halten, mußte sie die Nacht aufsitzen. Mein Vater hat sechs Wochen nach ihrem Tode ihre Schwester geheiratet, ein leidlich gutes Weib. Sie sorgte aber dafür, daß meine älteren Brüder und meine Schwester bald aus dem Hause kamen. Was sollte sie machen? Meine schöne Schule war ihr ein Dorn im Auge. Wir haben damals wochenlang kein Wort miteinander gesprochen. Meinen Vater sah ich so gut wie überhaupt nicht. In der Schule das sogenannte Klassenziel zu erreichen, konnte keine Schwierigkeit für mich sein. Mit den Lehrern stand ich so“ — nun lächelte der Oberbürgermeister schwelgerisch — „ein paar hatten heimliche Angst vor mir. Ich war jederzeit imstande, ihnen ihre häufigen Geseleien und bornierten Irrtümer aufzumügen. So brauchte ich sie nur auf eine gewisse Art, die ich mir

ausprobiert hatte, starr anzusehen, und sie verhebberten sich rettungslos, blutrot verlegen, sahen aber doch zu Hause nach und brachten in der nächsten Stunde das Richtige an. Unsere Schule war eine von denen, an die der moralische und wissenschaftliche Ausschuß aus dem Reich strafversezt wurde, und der Direktor konnte keinem Unfug steuern. Ohne mich, in den andern Klassen, haben sich unsere Herren Panzer wohl überhaupt nicht auf ihre Schulstunden vorbereitet. Übrigens, aus Pflichtgefühl oder etwa in Rücksicht auf meine sogenannten Schulkameraden brachte ich meinen Korrekturzwang nicht an. Für mich brauchte ich ihn nicht; aber er machte mir nun einmal Spaß.“ Der Oberbürgermeister lachte jetzt geradezu. Er fuhr fort: „Die Bengels, meine hochgeehrten Mitschüler, mieden mich. Ich machte ihre blödsinnigen Prahlhansereien nicht mit und dachte nicht daran, meine Zeit so zu verplempern. Geld hätte ich auch nicht dafür gehabt. Ob die mich gehaßt haben! So hatten sie es sich angewöhnt, wenn sie an mir vorübergingen in der Pause auf dem Schulhof, an mir, der ich da ausnahmslos allein herumstand, zu einander zu sagen: ‚Gestank nach Armeleutebude‘ oder so etwas. Ich tat niemals als ob ich es hörte. Es war unter meiner Würde, diesen Fasken dafür etwa einmal eins gründlich in die Fresse zu hauen — Sie verzeihen diesen harten Ausdruck schon, meine gnädige Frau.“ Er lächelte Etta hingegeben an. „Nun, ich wußte was ich wollte. Da konnte mich eine solche Röterschnapperei überhaupt nicht erreichen. Leider nur konnte ich alle Forderungen der bürgerlichen Feinheit bei dieser Gesellschaft nicht ablehnen. Unsere kleine Stadt liegt hübsch, ich spreche von meiner Vaterstadt, sogar so hübsch, daß dort auf mancherlei Ausflügler und Commer-

frischler zu rechnen ist. Da habe ich am Bahnhof auf Züge gewartet, um den Ankömmlingen die Sachen zu tragen, Koffer und Taschen. Unser Schuldirektor traf mich eines Tages und fragte: Was machst du da? — Ich antwortete: Ich warte, ob ich Koffer tragen kann. — Für einen Sekundaner der Falkschule ziemt sich das nicht, sagte er, und du mußt bedenken, daß du Primus bist. — Ich kann doch nicht barfuß gehen, erwiderte ich. Er fragte: Kannst du nicht Nachhilfestunden geben? — Ich antwortete: Das tue ich schon, drei an jedem Tag. Mehr kann ich nicht bekommen. — Ich will nachdenken, wie dir zu helfen ist, sagte der gute Mann. Er hat mir dann Nachhilfestunden verschafft, die Stunde für eine Mark fünfzig, aber bis dahin hatte ich nur zwanzig bis fünfzig Pfennige bekommen. Ich gab sie dem jungen Baron von Willrode, und kam gewiß auf dem Schloß niemals in andere Räume denn einzig in seine Studierstube. Nur daß er ganz gewiß in dieser Stube nichts weniger betrieb denn studieren. Der Baronin, seiner Mutter, mochte aber der Geruch in meinen Kleidern auch nicht gefallen. So schenkte sie mir einige Male abgelegte Sachen von ihrem älteren Sohn. Von meinem Schüler hätten sie mir nicht gepaßt. Sie brannten mir am Leibe wie Feuer, und es war nicht anders möglich, die Bengels in der Schule mußten wissen, daß ich sie nur abgelegt bekommen hatte. So habe ich sie lieber verkauft. Doch die Baronin kam dahinter. Ein Bedienter, der bei demselben Kleiderjuden auch Sachen verschachtelte — woher er sie hatte weiß ich nicht — steckte es ihr. Es gab einen Heidenkrach, und ich wurde aus dem Hause geworfen. Es war aber nur ein Vorwand. Der junge Baron lernte doch nichts. Er war zu faul und zu dumm

und hielt es unter seiner Würde, auf so etwas wie Geistesdinge überhaupt nur Wert zu legen. Zuerst hatte ich seine schriftlichen Arbeiten einfach selbst gemacht. Aber mündlich glogte er die Lehrer doch nur an, dumm und frech, und sie wußten auch alle, daß er die Stunden bei mir hatte. Wenn sie auch keinen Krach wegen der schriftlichen Hausarbeiten machten, so ließen sie nun einfach immerzu Extemporale schreiben, da hatte er denn auch fünfzig Fehler, und so blieb er sitzen; sie waren froh, mir dabei endlich eins auszuwischen, und ich konnte nichts dagegen tun. Meine Baronsstunden war ich also los. Unser Direktor durchschaute den ganzen Schwindel mit dem Schloß und wohl auch mit seiner eignen Schule, aber machen konnte er nichts. Er verschaffte mir aber andere Stunden. Über ihn kann ich mich niemals beklagen. Koffer habe ich nun nicht mehr zu tragen brauchen. Ich mußte aber an eine Rücklage für die Zukunft denken, denn den Weg in die Schicht, in die ich hineinwollte, würde ich mir bahnen. Und so lernte ich bei unserm Schuster, mir meine Stiefel selber zu besohlen, wenigstens, so lange ich auf der Schule und in der Universität war und noch manches Jahr darüber hinaus.“

Schmitt lächelte, sich spitzbübisch freuend und hochbefriedigt: „Jetzt besohle ich mir meine Stiefel nicht mehr selbst.“

Allerdings nicht, dachte Walter und noch: Also daher hast du deine sachverständigen Kenntnisse von Stiefelpracht.

Schmitt erzählte weiter. Die andern saßen regungslos. Ihre Gesichter sahen in dem Kerzenlicht aus den Kelchglasleuchtern, das sich mit dem elektrischen Licht aus den Gartenlaternen über ihm stritt, unwirklich weiß aus. So

hörten sie dem Mann zu, der vorgab, heute seinen Geburtstag im Freundeskreis zu feiern.

Er sagte: „Als ich mein Abitur machte, hatte ich wirklich dreihundert Mark auf der Sparkasse und besaß eine gute silberne Taschenuhr. Mir war aber von all den vielen Nachhilfestunden so taumelig, daß ich nur noch so hintorkelte. Der Winter vor meinem Abitur war grimmig kalt und wollte kein Ende nehmen. Bis tief in den März hinein fegte der Schneesturm. Weil ich mir die Uhr gekauft hatte, konnte ich mir keinen Wintermantel anschaffen. Die dreihundert Mark durfte ich unter keinen Umständen anreißen, denn die mußte ich für meine Universitätszeit haben, für die Reise und für die ersten Wochen, bis ich auch dort wieder Verdienst bekam. So machte mir meine Stiefmutter, mit der ich mich jetzt ganz gut stand — die andern waren alle aus dem Hause und sie hatte keine eignen Kinder — aus einer alten Jacke noch von meiner eignen Mutter her einen warmen Brust- und Rückenschützer, und den zog ich unter meine Weste wenn ich auf die Straße mußte. Meine Uhr habe ich mir also doppelt und dreifach verdient. Ich habe sie noch.“

Er zog seine Uhr aus seiner Westentasche, zeigte sie und lächelte sie freundlich an. „Das Werk hat nie versagt.“

„Sie haben während Ihrer ganzen Schulzeit niemals etwas unternommen, was Ihren Plan, vorwärts zur Höhe und in eine angesehne Lebensschicht hinein zu kommen, ausdrücklich gefährden konnte?“ fragte Walter.

Der Oberbürgermeister antwortete ruhig: „Nein. Es lohnte mir nicht.“

„Hochachtung“, entgegnete Walter. „Also immer der Musterschüler? Immer Primus?“

„Musterschüler? Ich wünschte mir einen solchen Schüler, wie ich es war, nicht, wäre ich Lehrer. Allerdings richtete ich es immer so ein, daß ich nicht zu fassen war. Primus? — Ja, in sämtlichen Klassen.“

„Ich war auch immer Primus“, sagte Walter aber nicht wie zur Gesellschaft sondern in der Verkündung: Es geht auch von der andern Seite her. — Er lächelte grausam.

Er erkundigte sich weiter und wandte knapp seinen amtsgeübten Ton an, und er wußte, daß er sehr von oben herab sprach: „Also mit jenen dreihundert Mark haben Sie dann Ihr Studium angefangen?“

Etta lehnte sich zurück; ihr Gesicht schloß sich zu. Walter wußte genau, sie mißbilligte. Aber dem Oberbürgermeister konnte er nicht beikommen. Er sagte jetzt ohne weiteres: „Ich habe nicht ins Blaue hinein gesprochen. Es lag mir daran, einiges Warum und Weshalb klar werden zu lassen.“

Er richtete sich steil auf. „Zwischen Ihnen, Herr Landgerichtsrat und mir steht das Mißverständnis von jenem Nachmittag her auf dem Rummelplatz nach dem Weihefest. Sie vermeiden mich seitdem. Mir konnte Ihr Befremden und Ihr Zögern heute bei meiner Aufforderung nicht entgehen. Gestatten Sie ein Wort über den Anlaß zu jenem Mißverständnis. Es schreibt sich von jenem Ausflug her, von meiner fast zufälligen Fahrt nach der Heimat Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin, nach Pöflegg. Nun, mir konnte nichts ferner liegen, als mich mit meinem Besuch dort bei der Familie Peukert in den abgezirkelten Kreis Ihrer Familie eindringen zu wollen. Ich habe damals an dem Krankenstuhl des leidenden

Kindes aus dem Zusammenhang meines Gefühlslebens heraus gehandelt. Sie verstehen mich vielleicht heute?"

Er fuhr fort, ohne eine Antwort abzuwarten, die Walter auch nicht geben wollte: „Heute begreifen Sie also vielleicht, ich wünschte es wenigstens dringend, warum mir dieses kleine Mädchen so sehr leid tun konnte, das da durch eine höchst bedauerliche Schicksalsfügung an seinen Rollstuhl gefesselt wurde. Ich habe als Oberbürgermeister gewiß reichlich Gelegenheit, von Not und Elend zu hören, und kann da jederzeit nach meinem Ermessen eingreifen. Aber es ist menschlich, daß einmal ein besonderes Leben, ein besonderer Leidensfall, durch ein rührendes Menschenkind erschütternd dargestellt, ganz tief in den Grund unseres Herzens greift und vieles wieder weich und menschlich fließen läßt, was wir in unserm harten und unbarmherzigen Lebenslauf schon für vollkommen tot und erstarrt angesehen haben. Eine solche Wiedergeburt also meines abgestumpften Herzens konnte ich dort in Pößlegg an dem Leidensstuhl des liebenswürdigen, armen kleinen Geschöpfchens erleben, das so ergeben und wirklich wie eine Engelsgestalt sein unbegreifliches, schicksalsverhängtes Los trug, ja, wie ein Heiligenkind. Ich brachte mein Geschenk als einen Akt der Dankbarkeit dar, daß mir in meinem Leben noch einmal die Gnade wurde, so bewegt, ich sage es offen, so bis in mein tiefstes Herz hinein erschüttert und geläutert zu empfinden. Nicht nur alles, was das unbarmherzige Leben an zweifelhaften, ja harten Taten von uns fordert, fiel von mir ab. Nein, auch alles, was Gutes und Freundliches und Liebes täglich von uns unterlassen wird, bewegte sich wieder neu in meinem Herzen. Alles, was ein einsames und dunkles Leben doch endlich wiederum aus sich heraus zu spenden

wagte, nachdem ihm für so lange Zeit jeder Glaube und jede Hoffnung versagt geblieben waren.“

Walter Justin erwiderte nicht ein Wort.

Schmitt errötete plötzlich dunkel. Das Blut ergoß sich in sein wie aus Holz gearbeitetes Gesicht, um es sonderbar graurothgelb zu färben.

Er lachte auf. Nicht mehr genießerisch oder erinnerungsfreudig sondern böse. „D ja. Mein ganzes Leben lang — es hörte durchaus nicht mit meiner Jugend auf — habe ich mich mit Menschen abringen sollen, denen eine bevorzugte Geburt alles schenkte, angefangen von dem hohen Stil ihrer Erscheinung und der sozusagen edlen Haltung von Jugend an. Es gibt ja in dieser Beziehung noch ganz andere Erscheinungen als jene Leute in dem im Grunde so jammervoll herabgekommenen Baronshause meiner Heimat. D ja, da sind Leute, die wirklich und nicht nur vorgeblich und in Anmaßung den Sinn für die Feinheiten und die Leichtigkeiten der Welt als Geschenk schon bei ihrer Geburt erhalten. Und ihr ganzes Leben lang brauchen sie nur die Hand kaum auszustrecken, zum kleinsten Wink, und alle Sonnen und Sterne beeilen sich glühend, mit der höchsten Beflissenheit diesen so sehr feinen und auserwählten Menschen nur ja ihren letzten Glanz anzubieten. Diese Menschen können sich in der grenzenlosen Verwöhnheit ihrer Finesse überhaupt nicht mehr vorstellen, daß auch andere, sogar die so tief verachteten anderen Menschen von unten her, ihre Gefühle haben und sogar nicht immer nur als Zaungäste des Lebens hinter Gittern sitzen wollen. Aber wie kann es in den Augen der auserwählten Götterliebhaber auf die Gefühle so tief verachteter anderer Leute ankommen? Und wenn diese anderen Leute auch einmal im Übermut in den

Bannkreis dieser Göttlichkeit hineingerissen werden sollten und nun nichts anderes tun können als immer nur darben und zugrunde gehen — es ist alles ganz einerlei. Staub sind sie nur unter den Füßen, zum Niedertreten da. Sie haben die Sklaven- und Knechtsseelen, so lautet die Formel. Es lohnt nicht, nur einen halben Gedanken an sie zu verschwenden.“

Walter sah dem Mann nur noch wie einer Naturmerkwürdigkeit ins Gesicht. Woher in aller Welt hat er diesen ganzen Schwulst? Und dann noch: Was soll das alles nur? Was will er? Was will dieser stinkhochmütige Mensch mit dieser wunderbaren Literatur, er, mit dem verglichen ich nur demütig bin?

Der Oberbürgermeister griff nach dem Glase vor ihm. Seine Hand zitterte. Er hob das Glas nicht; er rückte nur an seinem Fuß herum. Seine Stimme trübte sich. „Es könnte sich aber doch einmal ereignen, ja, es könnte zum Sinn der Welterschöpfung werden, daß die in die Hölle Herabgestoßenen nicht nur ihr Haupt erheben, sondern sogar ihre Fäuste recken um die hochmütigen, ewig über ihre eigene Beschaffenheit Halleluja singenden Erzengel ins leuchtende schwarze Chaos hinab zu reißen.“

Walter Justin lehnte sich in seinen Stuhl zurück und hätte doch beinahe laut Hohn gelacht. Hatte ihn dieser Mensch zu einem Versöhnungsfest locken wollen, um ihn gründlicher herauszufordern? Sollte sich die Szene vom Weihesfest wiederholen? O ja, sie konnte; entscheidend.

Nein. Nein. Er wollte nicht.

Er schwieg. Hier galt nur Schweigen. Auf diese Gemeinplätze von Revolutionsdrohung, deren Fassung diesem Mann allerdings originell vorkommen mußte, konnte sinnvoll nicht erwidert werden.

Jählings aber stand die Erkenntnis vor Walter Justin, warum der Oberbürgermeister dieses sogenannte Versöhnungsfest so durchaus hatte heraufführen wollen. Er mußte ja! Jeder war ein Simpel, von letzter Schwerefälligkeit, der so viel Zeit wie er brauchte, um diese einfachen Tatsachen einzusehen. Die Partei! Schmitts Partei. Die Linksdemokraten. Schmitts lodernde Hoffnungen. Seine, Walters, vertrauteste Beziehung zu dem erfolgreichsten, zu dem großen Mann der Partei, zum Justizminister! Unmöglich konnte Schmitt, nach der ganzen Art seines Denkens, einen in dieser Beziehung so wichtigen Mann wie ihn als Gegner in seinem Rücken lassen.

Wußte Schmitt um die Berliner Reise?

Der Oberbürgermeister hatte sich zu Haltung zurückgefunden. Er sagte, an seine Anrede von vorhin anknüpfend: „Es kann auch Ihnen, Herr Landgerichtsrat, nichts daran liegen, wenn ein solches Mißverständnis, dessen bedauerliches Entstehen ich mir vorhin erlaubte zu charakterisieren, nun etwa den Katschmäulern unserer Stadt die willkommene Gelegenheit geben sollte, sich ihre ungewaschenen Mäuler über die Privatverhältnisse von Personen zu zerreißen, die sie gar nichts angehen, die sie aber um so lieber zerkauen, weil diese Persönlichkeiten sozusagen an einer ersten Stelle stehen.“

Sage was du willst, an dir ist mir alles widerwärtig, sogar dein Sagbau, dachte Walter.

Er fühlte die Blicke der anderen gespannt auf sich. O, er war allein.

Er sollte aufstehen, forttaumeln, aus diesem Garten heraus, der für ihn zum Wildniswirtsal geworden war; er sollte die anderen drei einander überlassen. Die anderen drei? Luck zählte nicht.

Etta erhob sich. „Mir ist kalt. Es ist spät. Ich will nach Hause.“

„Den Wagen! Sofort“, befahl sie dem Oberbürgermeister.

Er stob davon.

„Welches Gemüt“, stellte Luck erschüttert fest. „Was für ein Mensch. Mir kamen immer die Tränen.“ Er könne sein Geschick nicht genug preisen, einmal einen so herzbewegenden Einblick in die tiefste Seele dieses außerordentlichen Mannes erhalten zu haben, einmal doch auch in eine Privatmeinung.

Walter mußte lachen. Er klopfte Benno Luck auf die Schulter. „Lieber Luck, Sie sind ein ungewöhnlich nützlicher Mensch.“

Er ging schweigend von ihm fort. Etta stand am Brunnen, kühlte ihre Hände im fließenden Wasser und trocknete sie umständlich mit ihrem Taschentuch ab.

Der Oberbürgermeister kam zurück. Der Wagen stehe vor dem Gartentor.

Sie stiegen ein, fuhren ab. Etta saß wieder neben ihrem Gatten und Luck vorn an Schmitts Seite. Er wandte sich lebhaft zurück. „Ach, bitte bitte, kommen Sie doch noch in mein Häufel hinauf. Ich bin mir nicht ganz sicher; ich möchte doch so gern Ihren Rat hören.“

„Jetzt zu nachtschlafender Zeit?“ fragte Walter.

„Ja, gerade. Ich möchte doch wegen der Beleuchtungskörper Ihre Meinung wissen.“

„Mein Frau wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen in jeder Weise behilflich sein“, sagte Walter. „Ich muß heim. Ich muß noch arbeiten.“

Sie setzten ihn vor seinem Hause ab.

Er reichte Luck die Hand, rückte vor dem Oberbürgermeister an seinem Hut. „Meinen besten Dank.“

Langsam stieg er die Treppe zu seiner Wohnung aufwärts.

Hatte er geirrt? Hatte der Justizminister recht?

Ein unheimlicher Bursche. Aber Gefährdung seiner Laufbahn durch eine wilde Landsknechtstat?

Er mußte warten. Klarheit mußte kommen.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, griff nach dem Aktenbündel dort. Der Versuch einer Ausspannung vor allem auch Etta zuliebe war gründlich mißglückt.

Er war allein.

Er löste die Schnallen des Gurtes um das Aktenbündel. Horst Schüßengeier wegen Falschmünzerei. Kein gewöhnlicher Fall, sondern sogar spannend und wirklich interessant. Walter stieg in seine Schlünde.

Etta kam bald und tauschte noch im Mantel zu ihrem Mann herein. „Natürlich wollte Luck nur unsere Bewunderung hören über das wahre Zauberwerk in seinem Hochzeitsnest. Es ist allerdings ungefähr vollkommen.“

Sie kam, strich ihrem Mann leicht übers Haar. „Der Oberbürgermeister war dir zu angreiferisch in seinem Versöhnungsversuch. Natürlich, er ist kein Diplomat. Na, Ihr könnt Euch ja aus dem Wege gehen.“

„Ja ja“, entgegnete Walter und, ohne den Blick von seinen Akten zu erheben fragte er: „Hast du ihm von meiner Berliner Reise erzählt? Du bist ja doch wohl täglich mit ihm zusammen?“

„Ich? Täglich? Von deiner Berliner Reise? Nein. Das heißt, vielleicht habe ich sie wirklich einmal erwähnt. Es kann sein, beiläufig. Nur so, daß du nicht zu Hause

seist, überhaupt nicht in Bommigen. Du seist in Berlin. Ja, sollte ich nicht?"

"Warum nicht? Natürlich, warum solltest du nicht?" Er vertiefte sich in seine Affen.

Sie fragte, ob sie ihm noch etwas Kaffee oder Tee bereiten solle? Bei seiner Nachtarbeit brauchte er öfter solche Aufmunterungsmittel.

"Ja, vielleicht. Bitte Tee. Stelle bitte hin. Ich muß erst noch diese Untersuchung in Form bringen."

Als er aus seiner Untersuchung wieder zu Raum und Zeit einer Gegenwart und seines eigenen Lebens empor- tauchte, stand da das sorgfältig gerichtete Brett mit dem Teezeug. Etta war längst schlafen gegangen.

Er ließ den Tee stehen und ging zu Bett. Sie erwachte nicht. Er hörte sie tief und ruhig atmen. Er sehnte sich danach sie zu küssen. Aber sie sollte ungestört schlafen.

Wenn du wüßtest, daß dein Mann über Plänen brütet oder doch zum mindesten sehr dringend gebrütet hat, deinen so heftigen Verehrer ins Zuchthaus zu bringen!

War der Plan aufgegeben? Mußte er ihn aufgeben?

Wenn Schmitt nicht der ruchlose Übeltäter war sondern nur ein fähiger, o ja, ein sehr fähiger Stadtbeherrscher, galt er ihm dann mehr oder weniger?

Hatte ihm diese großartige Verruchtheit nicht beinahe Bewunderung abgenötigt? Sie stellte den Mann außerhalb jeden gewöhnlichen Maßstabs.

Außerhalb seiner Welt gewiß. Ach, da stand er sowieso.

Und er hatte sich schon das Gemüt zermartert, um einer schaudersvollen Zukunft dieses Menschen willen.

Schlaf wollte kommen.

Es ist schade um die . . . sagt der Strindberg dachte Walter.

Sagt Onkel Stoll. Da hätte Onkel Stoll doch recht gehabt, und da war Onkel Stoll nicht schon ein bißchen dumm aus lauter übermoderner Neunmalflugheit von vorgestern?

Dumm. Dumm. Schade. Bist du selbst. Du bist dumm. Selbst. Ja, das ist schade.

Walter schlief ein.

Das Ziel

Walter Justin arbeitete am Nachmittag auf dem Gericht. Auf der Straße kam Feuerlärm auf, bald das Rasen der Feuerwehrwagen. Das grelle Bimmeln schrie. Er stürzte zum Fenster. Da fauste der letzte Sprigenwagen vorüber. Am Himmel glomm noch nichts von einer Feuersglut. Nur der Rettungslärm konnte eine Richtung angeben. Walter klingelte.

Der Gerichtsdiener ging um Erkundigung. Nach so viel Lärm mußte Großfeuer sein. Walter blieb am Fenster. Da quollen am östlichen Himmel Rauchballen auf. Der Gerichtsbote kam um zu melden, östlich von der Stadt am Scheitunger Moor brenne eine alte Scheune ab, auf städtischem Grund. Gefahr für die Stadt sei nicht.

Walter schrie: „Das kann doch wieder nur Brandstiftung sein! Eine Scheune auf freiem Feld und ausgerechnet wieder auf städtischem Grund!“

Er lief zum Fernsprecher, diesmal dem amtlichen, und verlangte das Rathaus, das Amtszimmer des Oberbürgermeisters, ihn selbst.

Der Herr Oberbürgermeister sei nicht anwesend.

„Wo ist er? Hat er Sitzung?“ Im Rathaus war nichts bekannt. Sitzung war nicht.

„Wo ist der Oberbürgermeister? Hier ist das Landgericht. Hier ist Landgerichtsrat Dr. Justin.“

Die Stimme meldete schließlich, der Herr Oberbürgermeister sei schon seit einer Stunde abwesend.

„Wohin?“

Niemand wußte es.

„Ist der Herr Oberbürgermeister mit dem Ratswagen fort?“

Rückmeldung nach einer Weile: „Ja. Mit dem Ratswagen.“

„Ist der Fahrer mit dem Auto vielleicht allein zurückgekommen? Hat der Fahrer den Herrn Oberbürgermeister in seiner Wohnung abgesetzt? Lassen Sie nachsehen. Fragen Sie nach.“

Pause. Die leisen Geräusche in der Fernsprechnitte des Rathauses knackten. Walter saß, die Muschel am Ohr, vor seinem Schreibtisch, trommelte mit der freien Hand immer die Weise: Habe ich dich, Schuft Schurke und Brandstifter. Habe ich dich, Schuft Schurke und . . .

Die Stimme meldete wieder: Nein, Fahrer und Wagen waren noch nicht zurückgekehrt.

Nun klingelte Walter in der Wohnung des Oberbürgermeisters an. Zuerst schien sich eine Verbindung herzustellen. Danach meldete sich niemand. In die Totenstille schrie Walter seinen Anruf wie rasend. Er schmetterte, wütend über seine Erfolglosigkeit, den Hörer zurück in die Gabel.

Bursche! Wenn ich dich jetzt habe! Ja, du bist wahrhaftig ein Verbrecher!

Diesen neuen Brand hatte der Kerl angesteckt um abzulenken. Den Verdacht von sich. Jawohl, seinen, Walters Verdacht. Ob er den schon spürte! Das schlechte Gewissen. Wahnwitz, so ablenken zu wollen. Für wie dumm hielt er ihn? Die ganze Welt? Nun, sie hatte sich viel gefallen lassen.

Walter lief aus dem Gericht, stürzte in eine Lage. Jetzt war der ganze östliche Himmel schwarz von Rauch-

mauern, die sich langsam über allem Giebel höher schoben. Manchmal züngelten die Flammen grellen Drachen gleich durch die Wülste der Rauchschwaden.

Die Leute standen an den Ecken, starrten zum Himmel auf. Wer Zeit aufbringen konnte, rannte dem Feuerlärm und dem Feuerschein nach. Feuersbrünste mußten in Bombingen immer wichtig sein. Die Leute schlugen die Fenster auf und schrien: „Wo brennt's?“ Man antwortete tröstend: „Nur eine alte Scheune am Scheitunger Kreuzweg.“ Es würde sich kein Verhängnis entwickeln.

Während Walter zur Brandstätte hinausfuhr, fiel ihm ein: Heute hatte der Oberbürgermeister seinen Geburtstag. Seinen wahren, keinen erlogenen. O, ein Freudenfeuer!

Feuersbrunst und Feuerabwehr rangen um die Oberhand, als Walter an der Brandstelle ankam. Allerdings war nicht viel an Abwehr zu leisten. Die Feuerwehr hielt die Absperrungen aufrecht und spritzte die Umgegend ab, damit kein fliegender Funke zünden könne, und richtete ihre Hauptaufmerksamkeit auf die brennenden Heubündel, die wie in der Luft entzündete Bomben aus dem Brandherd herauschossen.

Natürlich, Theodor Schmitt war nicht zugegen. Er schien bei bedeutenden Stadtbränden immer durch Abwesenheit vornehm bleiben zu wollen.

Walter Justin traf den zweiten Bürgermeister. „Wo ist denn Ihr Oberhaupt?“ Der Herr wußte es nicht.

Wie wohl dieser Brand ausgekommen sei? fragte Walter. Habe man schon eine Vermutung?

O ja. Polizei und Feuerwehr hatten entdeckt, daß im Stroh dieser Scheune ein wahres Strohhotel aufgeschlagen worden war. Stockwerk hoch Lager an Lager

mit Kammern und Kojen, eine für jeden Stromer, der hier länger oder kürzer wohnen wollte. Das Stroh lagerte hier ungefähr vergessen schon seit dem vergangen Jahr. Die Stromer hatten die Gelegenheit bald ausgekundschaftet. Jetzt mochte sich einer trotz strengsten Verbotes der Wohngemeinschaft ein Stäbchen angezündet haben.

„Abgeschmackt“, sagte Walter und wandte dem verwunderten Herrn den Rücken.

Er fuhr nach dem Gericht zurück und rief seine Frau an. Da sie abwesend war so bestellte er dem Mädchen, er könne auch heut nicht rechtzeitig zum Abendbrot nach Hause kommen. Später rief er nochmals an und erreichte Etta selbst. Sie habe sich nicht geängstigt?

Sie: „Ich mich geängstigt? Ja, bitte, ich weiß wirklich nicht . . . Bitte, warum sollte — weswegen soll ich mich geängstigt haben?“

„Na, selbstverständlich des Brandes wegen“, sagte er ungeduldig. „Weswegen sonst? Nein, diesmal hat es ausnahmsweise nicht in Bommingen gebrannt, ich meine, in der Stadt. Es hat vor dem Marientor gebrannt. Du hast überhaupt nichts gemerkt?“

„Ach so, des Brandes wegen. Nein, denke dir, ich habe wirklich nichts gemerkt. Ich war im Kino mit Kamilla Sanders. Ja, natürlich, es hat bei Scheitung gebrannt. Davon habe ich hinterher gehört. Aber es war so weit weg, und es war überhaupt nur eine Scheune, und jetzt ist schon alles aus.“

„Ja ja. Es ist mir lieb, daß du dich nicht geängstigt hast.“

Ein besonderer Übeltäter konnte nicht beige stellt werden. Die Polizei behielt von der Rotte ein paar Tage ein, was sie fassen konnte.

Aber am Nachmittag des andern Tages klingelte der Oberbürgermeister bei Walter im Gericht auf der amtlichen Leitung an und erklärte, daß er ihn, Walter, ausführlich zu sprechen wünsche. Der Oberbürgermeister sprach in kurzem groben Ton, dennoch zitternd. Nein, er werde nicht auf das Gericht kommen. Er habe überhaupt erst abends Zeit. Er werde sich — so brauchte er den Ausbruch — in Walters Wohnung bemühen. Er wolle gleich heute abend kommen. Er befahl.

Walter antwortete: „Bitte. Ich werde zu Hause sein. Um acht Uhr.“

Er hängte den Hörer ein. Ihm war kalt. Er fühlte sich weiß, schlaff und erledigt.

So hatte er recht gehabt.

Der Mann kam . . . nun, zur Rechenschaft.

Was würde er von ihm verlangen? Abgeschmacktes, nach seinen barock verruchten und verschrobenen Ansichten von der Welt.

Was gingen ihn die Ansichten und Meinungen dieses Halunken an!

Fernmündlich bat Walter Etta, ob sie nicht am heutigen Abend wieder ins Theater oder in ein Kino gehen wolle? Vielleicht begleite sie das Fräulein Sanders wieder oder eine andere Bekannte? Er müsse die Wohnung für sich allein haben an diesem Abend. Für einen dringenden, ungefähr amtlichen Besuch. Er werde auch die Mädchen wegschicken.

Etta bedachte sich nach dieser Mitteilung so lange am Fernsprecher, daß ihr Mann schon Störung annahm. Da sagte sie doch noch, sie werde alles nach seinen Wünschen einrichten. Sie werde auch von sich aus die

Mädchen fortschicken, beide. Komme er zum Abendbrot heim?

„Stelle mir bitte eine Kleinigkeit hin.“

Was war das für ein Leben, was war das für ein Leben, so schrieb alles in ihm, als er sich vom Apparat fortwandte. Aber nun mußte dieser Weg zu Ende gegangen werden. Danach ward wieder alles anders. Danach ward er wieder ein Mensch. Danach brauchte er sich nicht mehr mit Arbeit, Arbeit, Arbeit zu betäuben. Danach konnte er sich auch wieder um seine Frau kümmern und bemühen.

Heute war die Entscheidung da. Es mußte aber nichts darüber nachzudenken, was dieser Bursche von ihm wollen könne.

Er starrte über seine Akten weg ins Leere. Das Leben war zu schwer. Leben bestand aus dem, was Menschen vollbrachten. Aber es war zu schwer. Machten sie es immer falsch? Wo lag der Fehler?

Wie konnten sich Menschen immer ein Leben für sich zimmern, das nicht für sie paßte? Kein Tier tat das.

Schauerliche Einrichtung dieses Leben, so wie es war. Schauerliche Entscheidung heute. Überhaupt.

Es gab keine Wahl für ihn. Das war gut. Nachdem ihm einmal diese Erkenntnis aufgeflammt war. Er hatte sie nicht gesucht.

Oder doch?

Walter durchging seine leere, wundervolle Wohnung, in der alle Farben zu lichter Schönheit abgestimmt waren und alle Geräte und die seltenen und erlesenen Kunstwerke seine Größe anfügten.

Er durchging alle Räume, die Küche, das Badezimmer, die sämtlichen Stuben. Alle Räume lagen grenzenlos verlassen.

Warum nur hatte er alle drei Frauen die sein Leben freundlich umsorgten weggeschickt? Etta konnte während dieser Unterredung in der Wohnung nicht anwesend sein. Aber die Mädchen hätten nicht gestört.

Er war nicht viel vor acht Uhr nach Hause gekommen. Er hatte unruhig ein paar Bissen verschluckt. Unfähig zu arbeiten oder zu lesen stand er am Fenster hinter dem Vorhang. Draußen fuhr der große schwarze, prachtvolle Ratswagen vor. Der Oberbürgermeister entstieg ihm gemessen, wie immer makellos und feierlich gekleidet. Er wandte sich seinem Fahrer zu, der aus seinem Sitz herausgesprungen war, um ihm den Wagenschlag zu öffnen. Er sprach einige Worte zu dem Mann; der Fahrer faßte an seine Mütze. Der Oberbürgermeister schritt durch den kleinen Vorgarten zum Hause; sein Diener schlug hinter ihm die Wagentür zu, stieg in seinen Lenkersitz zurück und fuhr ab.

Walter trat in die Tiefe des Zimmers zurück.

Die Klingel im Flur.

Warum hatte er die ihm helfenden Geister fortgeschickt?

Er würde mit dem unheimlichen Gast ganz allein in der Wohnung sein.

Er ging um zu öffnen.

Der Oberbürgermeister trat ein, gemessen, eiskalt, als ein Beamter einer Strafvollziehungsbehörde, der höchsten, der moralischen. Er!

Er ging, als sähe er Walter nicht, an ihm vorbei, hängte in der Diele seinen Hut an. Schnurstracks schritt er auf die offene Tür von Walters Arbeitszimmer zu. Walter konnte hinter ihm hergehen. Sie traten in das Zimmer ein. Der Oberbürgermeister blieb stehen, sich

umsehend, an welchen Platz er sich setzen wolle. Walter Justin sagte: „Wir sind in der ganzen Wohnung allein.“ Der Oberbürgermeister nickte hoheitsvoll.

Walter trat an ihm vorbei, um sich hinter seinen Schreibtisch zu setzen. Ein Sessel stand zur Seite. „Bitte“, wies er darauf hin. Nach einem Zögern ließ sich der Oberbürgermeister in diesen Sessel fallen.

Da saßen die beiden Männer einander gegenüber und sagten erst einmal kein Wort. Walter sah den Mann vor ihm an, der schwieg, blicklos vor sich hinstarrend, als sei er aus Holz.

Hinter Walters Stirn tönte die Ansage des Justizministers, der nur das Sprechrohr für den allgemeinen Willen war: Du kannst diesen Mann nicht ins Zuchthaus liefern wollen.

Dieser Mann hatte sich seine Haltung mit unbeugsamer Willenskraft zu einem ehernen Gefäß geschmiedet, das Vulkane bändigte. Er war der Sanftmensch des kommenden Maschinenzeitalters. Sollte er zerschlagen werden? War es überhaupt möglich? War es noch möglich?

Nur letzte Gewalt, nur wirkliche Zertrümmerung würde ihn vernichten können.

Über Walter Justin stürzte die Erkenntnis: Du hast dir zu viel zugemutet.

Wenn du die Aufgabe, die du nimmst, nun durchführst, und du mußt, deine Absichten zwingen dich — dann wirst auch du auf dem Felde liegen bleiben als ein erschlagener Mann.

In dieses selbe Zimmer war der Mann da vor ihm einst als ein hochgeehrter Gast eingetreten, hochgeehrt nach jedem Zug.

Und mit dem Augenblick seines Übertritts über diese Schwelle bereitete er sich den Untergang.

In Walter Justin stieg langsam die Erinnerung auf: Da drüben in jenem tiefen Sessel saß damals der Mann und schleuderte mir gemüthlich und selbstverständlich die Beleidigung meiner Väter, meiner selbst, meines ganzen Standes ins Angesicht. Ganz gemüthlich und selbstverständlich, weil er mich so verachtete.

Nicht daran denken! Nimmermehr! Er mußte unparteiisch und unpersönlich sein.

Er durfte nicht denken: Der du zu mir gekommen bist, einst und heute — da hast du doch einmal den falschen Mann beleidigt. Einen, der dich fällen konnte und es nun tut.

Treten, treten, treten. Du tratest das Schicksal. Du tratest den falschen Mann.

Der Mann ihm gegenüber redete nicht, saß, ein Steinbild. Er brütete in der Finsternis seiner Seele.

Walter fragte sanft in die vollkommene Stille hinein: „Sie kamen, um mir Mittheilungen zu machen?“

Er rief den Mann aus seiner Versenkung auf. Der Mann hob den Kopf, sah Walter trübe an — der Blick war undenkbar verschleiert — und sagte: „Es tut mir leid.“

Dieses Wort war das letzte, das Walter Justin erwartet hatte. Er erröthete und erschrak. Was war das?

Hatte er sich in dem Mann geirrt?

Wie nur sollte diese Unterredung verlaufen!

Walter war tief verwirrt.

Der Oberbürgermeister sprach weiter, ganz ruhig. „Ich bin gekommen, ich habe mich bei Ihnen angesagt, aus einer Erregung heraus. Diese Erregung hat durch-

gehalten, so daß ich meine Anmeldung nicht widerrief. Wenn mir jetzt scheinen möchte, gerade bei der Angeklärtheit unserer gegenseitigen Verhältnisse, meine Anmeldung hätte keinen Zweck — sie ist nicht mehr zuzunehmen. Ich bin auf meine Anmeldung hier. So muß ich ansagen, wie sie zustande kam. Also: Ich bin gekommen um auszusprechen: Es will mir scheinen, es möchte so auszudrücken sein: Es geht nicht gut, daß Sie mir bis in mein eignes Amtslokal nachspionieren wollen."

Walter Justin war verwirrt.

"Ich, Ihnen nachspionieren wollen, in Ihrem eignen Amtslokal?"

"Ja", sagte der Oberbürgermeister noch immer so ergehen hoheitsvoll.

"Es ist ausgeschlossen, daß sich mein Personal bei derartigen Anfragen wie gestern von Ihnen nicht sein Teil denkt. Es ist in gleicher Weise um aller Beteiligten willen ausgeschlossen, daß ich mir gefallen lassen kann, vor meinem Personal überhaupt nur noch als durch Sie blamiert dazustehen."

Jetzt ärgerte sich Walter Justin. Es ging ihm über jede Vermutung, daß er nun wie ein abgekanzelter Sünder oder Schuljunge vor diesem stolzen Herrn Oberbürgermeister oder auch Reinverbrecher oder Mordbrenner dazusitzen sollte! Er sagte, sich zurücklehnend, kalt und geläufig:

"Sie erlauben sich zu mir zu kommen, ausdrücklich, um mich wegen des Auspionierens, wie Sie es nennen, zur Rede zu stellen. Allerdings! Wie ist die Lage zwischen Ihnen und mir? Wie habe ich die Lage anzusehen, ich als eine Amtsperson, als eine gerichtliche Person? Gestern nachmittag kommt ein neuer Brand aus. Ich frage durch den Fernsprecher nach Ihnen, ich

gebe zu, eingehend und dringend. Ich hatte mir natürlich meine Anfrage genau überlegt. Ich habe ja wohl bewiesen, daß ich in dieser Angelegenheit mit äußerster Behutsamkeit zu Werke gehen will. Ich gebe zu, sowohl um meiner wie Ihretwillen. Ich mußte diese Sache erst ganz reif für mich werden lassen. Aber aus welchem Grunde in aller Welt sollte ich denn nicht dringend und eingehend nach Ihnen fragen dürfen, wenn es wieder einmal in Bommingen brennt? Ich bin von Gerichts wegen dazu da, um diese Brände aufzuklären. Bei Ihnen als dem Oberbürgermeister der Stadt ist letzten Endes ja wohl auch einige Teilnahme für solche Brände vorzusetzen. Es ist ganz ausgeschlossen, daß Ihren untergeordneten Stellen etwas Ungerwöhnliches durch meine Anfrage aufgefallen sein soll.“

Schmitt sah ihn schweigend an. Walter merkte, der Mann staunte. Er wußte nicht, was er mit dieser Rede anfangen sollte.

Da war es Walter Justin: Er hatte sich geirrt.

Erst einmal in der Zwecksetzung dieses Besuches. Der Mann war nicht des Brandverdachtes wegen zu ihm gekommen.

Er war wirklich hergekommen, um ihn, Walter Justin, seinen Widersacher von mancher Gelegenheit her, wegen Belästigung zur Rede zu stellen.

Walter Justin dachte blitzschnell: Er wäre also unschuldig?

Und dann: Wenn er dennoch schuldig ist, dann ist er der eheernste Schurke, der noch in meinem Leben vor meinen Tisch kam.

Er dachte und ihm wurde heilsichtig: Dieser Mann hat den Brandfall, die Tatsache, daß er diesen Brand

angesteckt hat, sozusagen vergessen. In seine letzten Tiefen hinein abgeschoben und vollständig zugedeckt. Er hat — willentlich, und zuletzt ist es ihm geglückt, so gut wie unwillkürlich — seine eine Person in zwei getrennt. Er hat die eine in die Tiefe hinuntergestopft. Er hat es soweit gebracht, wirklich zu leben, als sei er nichts wie völlig sicher.

Er hatte kein böses Gewissen. Er war wegen der Brandsache in keiner Unruhe.

Heute aber war er gekommen: Er hatte sich wiederum wegen einer schädlichen Beeinflussung des Justizministers Gedanken gemacht. So wie neulich bei dem falschen Geburtstagsfest. Die Beziehung zum Justizminister war ihm auf Tod und Leben wichtig, mußte es sein.

Aber wie sollte er, Walter Justin, nun seines Weges weiter kommen? Hier und jetzt gab es nur noch eins: zu sagen: Entschuldigungen haben keinen Wert zwischen uns. Gehen Sie Ihren Weg und lassen Sie mich in Ruhe. Ich werde meinen Weg verfolgen und werde ans Ziel kommen. Wir brauchen uns nicht wieder zu begegnen. In unserm Leben nicht mehr. Gehen Sie jetzt aus diesem Zimmer und aus dieser Wohnung fort.

Er suchte nach einer Form, um diese Meinung ohne eine tödlichste Beleidigung auszudrücken, die nur zu einer ganz unnötigen Gewalttat führen konnte.

Da sagte der Oberbürgermeister und vergaß um die mildrühige Art, die er sich vorgenommen hatte und die ihm so wenig lag — er knarrte Grimm: „Sie haben sogar bei meinen Münchener Verwandten nach mir spionieren lassen. Ich bin ein Briefträgersohn, wie ich Ihnen ausdrücklich eröffnete. Im heutigen Deutschland dürfte auch mit solcher Abkunft kein Makel mehr verbunden sein, Sie mögen eine so bescheidene Herkunft ver-

achten, soviel Sie wollen. Na, Bäckermeister ist wahrscheinlich auch vor Ihnen um eine Stufe höher. Ich habe keine Mittel in der Hand, wenn Sie Ihre Gegenarbeit gegen mich trotzdem auf solche Tatsachen stützen."

Walter Justin hätte am liebsten sofort erwidert: Sind Sie hinterfinnig? Was geht es mich an, was in aller Welt soll es mir sein, ob Sie ein Kommerzienratssohn sind oder aus einer Briefträgerfamilie stammen? Selbstverständlich sind Sie mir als der Sohn eines Briefträgers an sich tausendmal wertvoller und interessanter als etwa als Sohn des Kommerzienrats. Aber was soll mir im geringsten diese ganze Frage oder Nichtfrage?

In ihm ging aber vor allem betäubend die Ansage um: Münchner Verwandte! Bäckermeister. Also doch! Er hat wirklich diese Münchner Verwandten.

Er ist unschuldig.

Er fragte beinahe mechanisch aus der Routine seiner Untersuchungserfahrungen heraus: „Woher wissen Sie, daß bei Ihren Münchner Verwandten Erkundigungen angestellt worden sind?“

„Durch einen Brief, wie denn sonst?“ fragte der Oberbürgermeister erstaunt, so ehrlich erstaunt, daß er nur sachlich antwortete. Der Arger kam ihm zurück: „Denken Sie, diese Leute rufen von München aus im Bomminger Rathaus an? Diese einfachen Leute, denen ein solcher Fernruf genau so nahe liegen würde wie eine Reise ins Feuerland?“

„Bitte, zeigen Sie mir den Brief Ihrer Verwandten!“

Der Oberbürgermeister antwortete nur: „Dieser Brief geht Sie gar nichts an.“

Walter Justin mußte schnell denken. In der Richtung: Er kann mir an sich den Brief verweigern aus durchaus

unverfänglichem Grund. Er kann trotzdem wirklich unschuldig sein.

Er sagte sehr höflich und beinahe freundlich überredend: „Dieser Brief kann die ganze Angelegenheit sofort aufklären. Zeigen Sie ihn mir, und diese ganze schwere Angelegenheit zwischen uns kann mit einem Schlage aufgehoben sein. Ich werde in solchem Fall nicht zögern, nun es soweit gekommen ist und ich anerkenne, daß die Frage bis auf Leben und Tod zwischen uns steht, Ihnen jede Genugtuung zu bieten, wenn Sie sich nicht mit einer bündigen Entschuldigung begnügen könnten, über die Gründe, die zu meinem bisherigen Verhalten gegen Sie führten. Andererseits — es muß Ihnen klar sein, daß ein Vorenthalten des Briefes meinem Verdacht eine schwärzeste Bestätigung geben müßte. Es geht nicht anders, als jede persönliche Spannung zwischen uns aus dem Spiele zu lassen.“

Da kam wieder die Gögenstarrheit wie zu Anfang über den Mann. Er wurde totensahl. Er sagte wieder kein Wort. Er saß nur da.

Walter wollte ihm keine Ruhe lassen; er durfte nicht. Er sagte: „Zeigen Sie mir den Brief, oder — Sie werden ihn vielleicht nicht bei sich haben — geben Sie mir wahrheitsgemäß seinen Inhalt an. Morgen kann dann der Brief zur Bestätigung beigebracht werden. Oder aber müßten Ihre Verwandten in München von Gerichts wegen befragt werden. Auch eine Zeugnisverweigerung würde Aufschluß geben.“

Da sagte der Mann heiser und hob den Kopf wie mit schwerem Hebel: „Was wollen Sie von mir?“

„Sie haben die Dstergasse angesteckt“, sagte Walter halblaut. „Das Haus Dstergasse Nummer sieben.“

„Also das ist es“, sagte der Oberbürgermeister, und danach fragte er wirklich: „Hat es mir geahnt?“

Er stand langsam auf. Er trat hinter seinen Sessel. Walter Justin wußte sofort, trotz letzter Bezirktheit der Bewegungen, daß in dem Mann nur noch das Chaos tobte, des Inhalts: Wie erschlage ich ihn?

Aber Walter Justin hatte keine Lust, sich durch einen hochgeschwungenen Sessel oder was es sonst war, den Schädel zermalmen zu lassen. Er hatte auch ein begonnenes Werk endlich zum Schluß zu führen. Er trat einen Schritt zurück und sagte: „Wenn Sie mich todschlagen wollen — mein Tod würde Ihnen nichts mehr nützen. Ich bin nicht mehr der einzige Wisse. Der Justizminister kennt meinen Verdacht.“

Der Oberbürgermeister stöhnte nur.

„Nicht ich, sondern der Justizminister hat jene Erhebungen nach Ihren Münchner Verwandten anstellen lassen. Bis zum Augenblick, da Sie es mir sagten, wußte ich nicht, ob Sie diese Verwandten in München wirklich haben, zweifelte sogar stark an ihrem Dasein.“

Der Oberbürgermeister sank in den Sessel zurück. Er sagte vor sich hinnickend und erloschen wie im Begräbnis aller stolzen Hoffnungen: „Also so haben Sie gegen mich gewählt! Infam.“

Walter Justin konnte nur verächtlich lächeln.

Jetzt war nur noch Todfeindschaft zwischen ihnen.

„Ich habe Ihnen gesagt“, entgegnete er dem Mann, „daß über den Fall menschlich überhaupt nicht zu verhandeln ist, bevor Sie sich nicht kriminalistisch reinigten. Tun Sie es und dann mögen Sie versuchen mich todschießen. Vielleicht verstehen Sie sich auch auf schwere Säbel.“

„Ich habe es geahnt“, stöhnte der andere und noch: „Niemand weiß es besser als Sie, der Sie diesen Höllenstreich ausgebrütet haben: Ich bin in meinem Amt geliefert, beim geringsten Ruchbarwerden dieser Ihrer wahnwitzigen Bezichtigung.“

Er richtete sich auf und schrie: „Denken Sie, mir ist nicht sonnenklar, wann Sie auf diesen abgefeimten Einfall gekommen sind? Da die blödsinnige Tratscherei des Stadtbaumeisters auf dem Kummelplatz, die hat Ihnen das alles gesteckt. Wenn ich dieses Klatschmaul vor meiner Pistole hätte! Da ist Ihnen zugeflogen, wie Sie sich an mir rächen können, Sie mit dem ganzen Aufgebot Ihres feigen Gerichtsapparats, aber Sie selber bleiben immer nur hübsch im Hinterhalt liegen. Da kam Ihnen dieser Blitzstrahl von Höllenstunf.“

„Ich höre immer Rache, Rache“, sagte Walter Justin. „Warum in aller Welt soll ich mich so durchaus an Ihnen rächen wollen? Ihre Beleidigung einst meines Standes, meines Hauses und meiner selbst habe ich denn doch niemals anders eingeschätzt als das, was sie war, als die formlosen Äußerungen einer letzten Rücksichtslosigkeit.“

„Ich weiß überhaupt nicht mehr, was Sie wollen“, entgegnete der Oberbürgermeister achselzuckend wegwerfend.

„Wo waren Sie an jenem Sonntag in München?“ fragte Walter Justin. „Ich will Antwort. Schnell. Sofort.“

Der Oberbürgermeister setzte sich aufrecht. Er hatte seine Glieder, seinen Blutumlauf, seine Haltung wieder in der Gewalt. Er sagte in einem natürlicheren Ton: „Ich war nicht bei meinen Verwandten. Bitte! Um dieser abscheulichen Szene und dieser infamen Wüsterei ein für allemal ein Ende zu machen, um jeder meiner Ver-

antwortlichkeiten willen, und was da sonst noch für alle Beteiligten spielt — ich will Ihnen reinen Wein einschenken. Ich war nicht bei diesen Verwandten, selbstverständlich nicht. Es handelt sich da um ganz einfache Leute, einen kleinen Bäckermeister in einer Vorstadt, der einmal eine Tante von mir geheiratet hat. Meine Berufsumstände führten mich damals nach München. Nun, es mußte für mich ausgeschlossen sein, daß ich mich etwa stundenlang zu diesen Leuten hinsetzte um mit ihnen zu klönen. Mein Aufenthalt in München ging sie gar nichts an. Aber die Polizei hat sie ausgefunden und kopfschen gemacht, ich wäre in München gewesen und hätte mich nicht bei ihnen gemeldet, und was das wäre, daß sie sogar von der Polizei aufgestöbert würden, und diesen ganzen Quatsch.“

„Weiter“, sagte Walter Justin. „Wo also haben Sie in Wahrheit diesen Sonntag zugebracht?“

Der Oberbürgermeister antwortete: „Als sich zwischen all dem Redegebröhl dieser Stadtdickhäuche endlich einmal ein freier Sonntag ergab, da dachte ich nicht daran, ihn auch noch auf einem Ausflug mit einem sogenannten Damenflor hinzuschmeißen. Sondern einmal wollte ich meine eignen Wege gehen. Ich bin hier in Bommingen vollständig bekannt und daher auf Schritt und Tritt eingeeengt. Na, einmal will man sein eigener Herr sein. Und so habe ich mir denn eine Dame eingeladen, ich hatte sie in einem Lokal kennengelernt, und mit der habe ich an dem Sonntag eine Autotour ins Isartal gemacht.“

„Wo war unterdessen Ihr Motorrad?“

Der Oberbürgermeister antwortete kühl: „Wo es immer steht. In Bommingen in der Katsgarage.“

„Haben Sie denselben Fahrer immer noch?“

„Nein. Der alte kündigte.“

„Diese städtische Anstellung?“

„Er hat es getan. Er wurde unverschämt.“

„Wo ist er jetzt?“

„Ich weiß nicht. Ich wüßte auch nichts, was mir gleichgültiger wäre. Kann sein, gestorben.“

„Wie heißt die Frau, mit der Sie in München zusammen gewesen sein wollen?“

Schmitt lehnte sich zurück und antwortete immer wie an übermächtige Dummheit nachgebend: „Toni oder Mizzi. Oder es war Kesi, wie sie sagte. Wie weiter, mit dem Familiennamen — ich habe keine Ahnung. Eine solche Frauensperson fragt kein Mensch nach ihren Personalien aus. Wir haben die Nacht in einer Klappe in München zugebracht. Ich weiß nicht mehr, wo. Das Frauenzimmer war dort bekannt.“

„Ihr früherer Fahrer wird aufzutreiben sein. Er wird ja wohl noch leben und wird auch wissen, ob Ihr Motorrad über jene Tage in Bommingen gestanden hat.“

„Das würde Ihnen gar nichts nützen, und wenn Sie ihn hundertmal aufschnüffelten und nach Strich und Faden ausquetschten. Der Mensch hatte, weil ich ihn während jener Tage meiner Abwesenheit in München nicht brauchte — aber sonst war er mir für jeden Tag unentbehrlich — unterdessen einen Urlaub, wenigstens einen Teil davon. Er verreiste auch. Er stellte einen Vertreter, einen jungen Menschen, der seitdem nach Südamerika ausgewandert ist. Sein Name wird ja wohl irgendwo aufgeschrieben stehen.“

„Das haben Sie wirklich gut vorbedacht und ganz gescheit eingerichtet“, sagte Walter. „Allzu gescheit.“

„Ich verbitte mir jede Urteilsäußerung von Ihnen über mich.“

Walter Justin fuhr fort: „Die Fahndung nach Ihrem Fahrer wird voran helfen. Trotz dieses ausgezeichneten Urlaubs in diesen Tagen wird er wissen oder von dem Kollegen erfahren haben, ob Ihr Motorrad eine solche Doppelfahrt hinter sich haben konnte. Er soll auch aussagen, wie seine Kündigung zustande gekommen ist.“

Der Oberbürgermeister antwortete nichts.

Walter Justin dachte: Nun endige ich diese Unterredung sofort. Ich habe mehr erfahren als ich dachte. Ich habe noch keinen Beweis. Aber ich sehe den Weg. — Der Mann kann immer noch unschuldig sein. Der alte Ruhn war unschuldig.

War er es? Auch wenn diesen Mann diese Schuld nicht trifft?

In wahrscheinlicher Weise konnten nicht beide schuldlos sein.

Der Oberbürgermeister hob seinen Kopf und sagte: „Wenn es denn wirklich wahr sein sollte und Ihnen wäre kein Grund bewußt, ich meine, kein triftiger und ausschlaggebender Grund für Ihre Verfolgung und Rache — warum verfolgen Sie mich denn da überhaupt? Ich störe doch weiß Gott nicht Ihre Berufsaussichten.“

Walter antwortete ihm: „Ich handle hier nicht persönlich sondern als der Diener des Staates.“

„Von dem ja vielleicht auch ich einen nicht unbedeutenden Teil zu vertreten habe“, sagte Schmitt.

Walter verbesserte sich gleichgültig — was kam es darauf an: „So sagen wir, ich habe diesen Verdacht aufzuklären als der Vertreter des öffentlichen Rechts.“

„Ihr Recht!“ entgegnete der Oberbürgermeister hochfahrend. „Ihre Rechtsauffassung! Zwischen Ihrer Rechtsauffassung und jedem wirklichen Gegenwartsrechtsgefühl klaffen die Jahrhunderte.“

„Ich möchte mich nicht mehr mit Ihnen über Rechtsauffassung und Rechtsgrundgefühl unterhalten“, sagte Walter. „Ich komme nicht von gestern her oder aus überwundenen Zeitaltern. Ich gebe Ihnen gern zu, daß Sie von heute sind. Ich will dem unwandelbaren Kern in aller Rechtsauffassung dienen. Dieser Standpunkt wird morgen gelten und übermorgen und in hundert Jahren und in tausend.“

„Welcher?“

Walter zuckte mit den Achseln. Zu antworten: Daß Verbrecher abzukanten sind — kam ihm unnötig grausam vor. Die Rücksicht mochte zu zart sein. Trotzdem. Er sagte: „In unserem Fall, ohne großes Wort: Daß Richter sein müssen, und daß der Tatbestand entscheidet.“

„Der Tatbestand! Welcher? In diesem Fall?“

Schmitt geriet außer sich. Er knirschte: „Sie sind wahnsinnig. Einzig und allein aus Ihrem Wahnsinn heraus kamen Sie auf diesen Einfall, mir eine solche Wahnsinnstat zuzutrauen.“

Walters Stirn wurde heiß. Niemals wieder begab er sich auf das glühende Nagelbett solcher Erörterung! Er sagte: „Ich habe nicht mit Ihnen über Ihre Motive zu rechten. Ich habe von Ihnen den Beweis zu verlangen, daß Sie diese Tat nicht begingen.“

„Oho! Sie haben den Beweis zu liefern! Wenn Sie denn einen Menschen auf Ihrer Folterbank zugrunde richten wollen, Sie albernere Rechtsflickschusterjunge Sie!“

„Sie können sich Ihr Schimpfen sparen“, entgegnete Walter. „Diese Künste kenne ich denn doch allzu gut.“

Er hatte: Kniffe — sagen wollen. Wozu?

Der Oberbürgermeister sah ein, so ging es nicht. Er raffte sich zusammen. Er sagte: „Sind Sie endlich nicht auch der Meinung, es sei an der Zeit, mit diesem ganzen Unsinn Schluß zu machen? Sie haben Ihren Willen gehabt; Sie haben Ihren kleinen Amtsfanatismus ausgetobt; Sie haben mich in die Enge getrieben, so daß ich Ihnen sogar gestand, was ich mit jenem Sonntag wirklich angefangen habe. Zu einem derartigen Entgegenkommen hat mich Ihre verfluchte und vertrackte Einbildung heruntergebracht. Aber nun machen Sie mit dieser irrsinnigen Komödie Schluß und Ende.“

Walter entgegnete: „Ich habe Ihnen gesagt, nach einer Entkräftung meines Verdachts durch Beweis stehe ich Ihnen in jeder Weise persönlich zur Verfügung. Eher nicht.“

Der Oberbürgermeister lachte grell. „So wollen Sie wirklich diese längst in ihrem Grabe verfaulte Geschichte gegen mich anhängen?“

„Brandstiftung verjährt nicht vor zehn Jahren“, erwiderte Walter. „Dieser Brand mit den beiden Toten würde länger brauchen. Da steht auch noch der Fall Mariechen Peukert.“

„Nichts in meinem Leben habe ich mehr bereut, als daß ich mich in einer Wallung meiner Gutmütigkeit hinreißen ließ, dem Mädcl die tausend Mark zu schenken“, sagte Schmitt.

„Das glaube ich Ihnen aufs Wort. Und Sie werden sich weiter verraten. Trotz Ihrer eisernen Stirn machen Ihnen Ihre Nerven Querstriche. Sie werden doppelte

Fehler machen und zwar sehr schnell von nun an, mit meiner Überwachung in Ihren Flanken, die Sie nicht aushalten können. Dieser Besuch bei mir ist das bündigste Beispiel.“

Der Oberbürgermeister stand auf, stand starr und verächtlich hinter seinem Sessel. Er sagte hochmütig: „Eine Tat, wie Sie sie mir zuschieben wollten, verdiente Bewunderung.“

„O ja, ich weiß, höchste Auszeichnung. Einen Ministerposten“, erwiderte Walter Justin und dachte: Da steht er wie auf Probe zu seinem Denkmal.

Er hatte für heute längst die Fähigkeit zu einem Mitgefühl verloren. Er sagte: „Da ist nichts zu bewundern. Diese Tat war Mordbrennerei.“

Schmitt wurde wieder dunkelrot. Er setzte sich wieder in seinen Sessel, aber er rückte in ihm zur Seite. Er schlug die Beine übereinander. Er sah den andern Mann nicht an. Er sprach ins Leere. „Wäre eine solche Tat begangen worden, wie Sie sie setzen — nun! Es hätte sich in ihr darum gehandelt, durch ihre Kühnheit, die alles wagte, alles Persönliche aufs Spiel setzte, einer zu tiefst leidenden Bevölkerungsklasse zu helfen, deutschen Menschen, die trotz aller schönen, längst stinkend gewordenen Sprüche ganz außerstande waren, jemals einen eignen Willen auszudrücken, ja auch nur Kundzutun. Ihnen galt es endlich menschenwürdige Wohnstätten zu verschaffen an Stelle ihrer verkommenen Höhlen, die kein vernünftiger Mensch seinem Vieh angeboten hätte. Der jahrelange Kampf mit der unermesslichsten Dummheit, Faulheit und Fühllosigkeit einer verrotteten Behörde, die aber immer die einzige Entscheidung hielt, war gescheitert. Es blieb nur die Tat. Was fiel, war Spreu. Einen

Mann, der für solche idealen sozialen Ziele alles wagte, was er nur war, ist, jemals sein kann, ihn sollte Ihr engstirniger Neid ins Zuchthaus liefern?"

"Wie ich jedes Wort vorausgewußt habe, das Sie da tönen lassen", entgegnete Walter Justin. „Halten Sie diese schöne Rede vor Ihrem Schwurgericht. An mich ist sie verschwendet.“ Er atmete tief. „Sie unternehmen es, diese Tat zu setzen, nun sagen wir, als eine Kriegshandlung, obgleich nichts hier stimmt. Die Kriegshandlung verhängt über eine Gegenwart und nächste Zukunft auch Untergang, mit der Ansage: Untergang zum Wohl und Aufstieg ganzer Gemeinschaft, ganzer Völker. Aber ihre Rechtfertigung ist ihre offne Gefahr. Wer im Krieg Tod zum Feind hinübersendet, der weiß, daß ihn der Feind Gleiches tut. So tragen denn auch Sie Ihre Zerstörung, nun sie auf Sie fällt. Sie haben diese Tat begangen. Der Aufbau der Stadt, wie Sie ihn wollten, wie er nun ragt, ist Ihr Lohn für das Wagnis. Für die moralische Wertung der Tat müssen Sie sich der Öffentlichkeit stellen, nun diese Tat öffentlich ward.“

„Blödsinn!“ Der Oberbürgermeister warf seinen schweren Körper herum, starrte Walter an. „Niemand weiß besser als Sie, der Sie diese Satanei ausgeheckt haben, daß ich geliefert bin, mit dem ersten Wispern dieser Anschuldigung in einer Öffentlichkeit. Aber Sie wollen die große Laufbahn mit meinem Sturz beginnen. Sie wollen mit diesem Niederschlag meine mühsam erworbene Berühmtheit zu sich hinüberreißen, Sie, der Sie für immer außerstande sind und ewig bleiben werden, sich jemals selbst irgendeine Berühmtheit zu verschaffen.“

Walter hob steil die Hand. Widerwärtig war dieser Bursche! „Können Sie nur begreifen, daß ein Mann

seine Laufbahn durch eine Teufelei fördern will? Ich bin mir sehr klar bewußt, daß mein Auftreten gegen einen so populär gewordenen Mann meine Karriere durchaus nicht fördern wird. Sondern es wird sie eher hemmen."

"Warum in aller Welt tun Sie es dann?"

"Begreifen Sie immer noch nicht?" Und dann sagte Walter Justin: "So setzen wir es, aus einer ähnlichen zwingenden Notwendigkeit heraus, wie sie vor Ihnen stand, als Sie die Ostergasse ansteckten."

"Ich habe es nicht getan."

"So warten wir ab."

"Diese wahnsinnige Untersuchung darf nun und nimmermehr und auf keinen Fall bei Gericht stattfinden", sagte Schmitt heiser und Walter hörte in dieser Form der heißesten Angst doch immer auch die Ansage oder das Verbot des Justizministers, der es für die Welt aussprach.

Der Oberbürgermeister wollte überreden. "Kein Mensch kann Ihnen die geringste Rechtsverletzung oder Rechtsbengung nachweisen, lassen Sie diese tote Sache in ihrem Grabe verfaulen. Ich habe den alten Kuhn nicht in seinen Tod gehezt. Es ist nicht schade um ihn. Auf jeden Fall macht ihn kein Gericht wieder lebendig."

"Sie hätten den Mann doch ohne Wimpernzucken zu jeder noch so langen Zuchthausstrafe verurteilen lassen, hängte er sich nicht auf", entgegnete Walter. "Und er wäre genau so ungern ins Zuchthaus gegangen wie Sie."

"Oho! Jedes Gericht mit nur einem Überbleibsel von Verstand verurteilte den alten Kerl in Wahrheit wegen seiner unverschiebten Mordabsicht an dem Weibstück, seiner Geliebten."

"Nur der Brand gab die Gelegenheit zu der unverschiebten Mordabsicht."

Da lachte Schmitt auf. „Sollte denn nicht vielleicht auch Ihnen ahnen, zu welchen Gedanken und Absichten sogar Ihre Tugend Ihre Mitbürger verführen könnte?“ Er mußte abmildern. „Jeder mag in Unkenntnis der Haßgefühle leben, die er erregt. Sie werden diese irrsinnige Idee ruhen lassen. Niemand außer Ihnen verfiel auf diesen Überwitz und niemand wird es nach Ihnen tun. Dem Justizminister wird kaum etwas an dieser scheußlichen Ausgrabung gelegen sein.“

Walter antwortete: „Ich habe zu wiederholen: Es handelt sich hier nicht um meinen persönlichen Wunsch und meine persönlichen Ansichten. Ich höre auf, Richter zu sein, gebe ich Ihnen nach. Wie sollte ich jemals das Verbrechen eines armen, vom Leben gehegten Wichtes verurteilen können, übersah ich Ihnen diese That? Ich habe meinen Beruf nicht und könnte ihn niemals aufhalten, wenn ich dabei zwischen meinen persönlichen Ansichten und meiner Pflicht wählen sollte. Mein Beruf schreibt mir meine Pflicht eindeutig vor. Nur deshalb kann ich ihn ertragen.“

„Sie wollen mich ins Zuchthaus schicken. Wissen Sie, was Zuchthaus bedeutet?“

„Selbstverständlich. Es ist nicht so schlimm.“

„Und danach? Ich sollte aufhören, mein Amt zu haben? Was sollte werden? Wohin sollte ich? Und das alles um Ihrer Amtsborniertheit willen? Ich, der notwendigste Mann für diese Stadt, bald vielleicht für mehr, es könnte sein, für das Land, ja, für das Reich?“

„Ich bin durch meinen Amtseid gebunden, meine Pflicht zu tun. Durch meinen Amtseid, das heißt, durch mein Berufsgewissen. Soll ich ins Zuchthaus wandern?“

Schmitt starrte ihn an. „Welch ein Einfall!“

„Biege ich aus persönlichen Motiven als Richter eine Sache wider mein klares Wissen um, so steht auf solchem Vergehen Zuchtthaus. Sie haben bei Ihren Studien das Strafgesetzbuch vernachlässigt.“

„Überwieg. Hier sind überhaupt nur von Ihnen eingebilddete und ausgeheckte Möglichkeiten. Diese Sache untersteht überhaupt nicht Ihrer Untersuchungspflicht, geht Sie amtlich gar nichts an. Sie hatten weiter nichts als die Untersuchung gegen den alten Kerl, den Kuhn, zu führen. Sie sind amtlich weiter nichts denn nur der Handlanger des Staatsanwalts.“

„Erwarten Sie von mir, daß ich mich mit Ihnen über meine Amtsrechte und Pflichten unterhalte? Ich will diese Sache aufklären. Ich gestehe, allerdings auch um des alten Kuhns willen.“

Da sagte Schmitt: „Ich habe Ihnen die Geschichte meiner Jugend erzählt.“

„O ja, und diese Erzählung war mir lehrreich. Ihnen wird kaum ahnen bis zu welchem Grade. In dieser Erzählung setzten Sie sogar das furchtbare Leid um Ihre Mutter um seiner Wirkung willen ein, um der Wirkung auf mich. Ich bin ja wichtig, mögen Sie zu mir persönlich stehen, wie Sie wollen, durch meine Verbindung mit dem Justizminister. Die ganze Erzählung war Schiebung. Nur ein einziger Augenblick in ihr war echt — als Sie uns Ihre alte silberne Taschenuhr zeigten, die Sie sich unter so grimmiger Noth zusammengespart haben und der Sie sogar Treue hielten. Niemand kann eine eigene tapfere, arme Jugend schmählicher verachten als Sie es sonst tun, einzig und allein der Meinung einer für Deutschland längst moralisch abgestanden gewordenen Bourgeoisie zuliebe. An Ihnen ist nichts unechter als wenn Sie Ihren

Mund öffnen um von Sozialismus zu künden. Ich will Ihnen die Großartigkeit Ihres Zynismus zugestehen, daß Sie es auch nur tun um der Erreichung bestimmter Zwecke willen."

Und dann sagte Walter Justin noch: „Wie konnten Sie auch so unvorsichtig sein, und sich ausgerechnet an mein Haus anschließen wollen?" Sofort bereute er seine Frage.

Der Mann vor ihm saß regungslos und starrte ins Nichts. Walter fuhr hastig fort: „So mag denn die Öffentlichkeit zwischen uns entscheiden."

Schmitt schlug langsam rhythmisch mit seiner linken Faust auf sein Knie. Er sah immer noch den andern nicht an. Er grub finster die Worte heraus: „Für mich steht alles auf dem Spiel. Für Sie in Ihrer Laufbahn nichts. Sie denunzieren bloß. Niemand nennt Sie auch nur, wenn Sie sich blamieren. Sie sitzen ja auf Lebenszeit unkündbar auf Ihrem Richterstuhl. Das ganze Rüstzeug engstirniger Justiz seit Jahrtausenden türmen Sie vor mir einzelнем Mann auf. Was hatte der Mann, der nach Ihnen diese Tat ausdachte und beging, persönlich davon außer seinem Wagnis?"

„Ich finde es entsetzlich, wie Sie in mich dringen“, wehrte Walter halblaut ab. „Ich kann nicht anders. Ersparen Sie mir und sich diese Erniedrigung.“

„Ihnen? Mir?“ Der Mann hämmerte mit beiden Fäusten gegen seine Schläfen.

So war es. Da stand Leben und sah ihn grauenvoll an. Alles sollte vorbei sein.

Aber in die Hölle des schwärzesten Untergangs wollte ihn doch nur ein Mensch stoßen. Nur ein Mensch.

Nicht Krankheit überfiel ihn. Kein politisches Schicksal streckte ihn. Kein Stein zermalmte ihm den Kopf. Kein

Eisenbahnunglück zerschmetterte ihm den Brustkasten. Nur ein einziger, einzelner, verachteter Mensch stand da und sagte unverrückbar, daß er das Mittel zum Verderben in seinen Händen halte und anwenden werde. Krankheit, Knüttel, Tod, Untergang, alles war nur ein einzelner, einziger Mensch.

Es war ausgeschlossen, es war unmöglich und ganz undenkbar: Dieser Mensch sollte wirklich und in der That nicht zu bewegen sein, aus dem Wege wieder heraus zu treten und die Klaue seines Griffes wegzunehmen?

Schmitt wurde mit todesfeuchter Stirn zitternd klein. „Ich will aus dieser Stadt weggehen. Nichts ist leichter für mich. Ehrendoll kann ich überall unterkommen. Ich will alles aufgeben, was mein Leben lebenswert macht. Ich bereue, daß ich Sie beleidigt habe. Ich bereue, daß ich Ihren Kreis störte.“

Dann rannen ihm große Tränen die Furchen seiner Wangen abwärts. Walter wandte den Blick ab von so viel Demütigung. Schmitt flehte und hob seine Hände. Walter Justin entgegen, in opfernder Gebärde. „Sie wollen mich erniedrigen. Ich erniedrige mich freiwillig. Ich gebe, was ich habe. Ich gebe alles hin.“

„Es kann für mich und meine Rechtspflicht doch keine Genugthuung sein, wenn Sie in eine Stadt mit einer halben Million Einwohnern als Oberbürgermeister hinüberwechseln. Mann, sehen Sie denn nicht ein: Wenn ich Ihnen jetzt nachgäbe, so bliebe mir doch nur, Selbstmord zu verüben.“

Da sprang Schmitt auf, stand wieder hinter der Sicherung seines Sessels und keuchte: „Sie irrsinniger Idiot!“

Er richtete sich erschöpft auf. „Welch eine Unterredung!“

„Ich möchte so gern beherrscht bleiben“, sagte Walter Justin bleich. „Ich möchte doch die ganze schreckliche Gelegenheit auf eine möglichst anständige Art behandeln.“

„Anständige Art! Mich ins Zuchthaus liefern. Sie Mann, Sie, ja, wissen Sie denn vor Papierdünkel und Alfenstroh da in Ihrem Hirn überhaupt nicht mehr, um was es sich in der Welt dreht?“

Er wich in die Tiefe des Zimmers zurück, stand als der dunkle Gott. Er schrie:

„Zu drohen habe ich!“

Walter hatte sich auch erhoben, stand hinter seinem Schreibtisch.

Der Oberbürgermeister lachte auf. „Handschellen haben Sie ja wohl noch nicht für mich in der Tasche?“

„Die hat die Polizei“, entgegnete Walter Justin. „Gehen Sie voraus. Ich muß Ihnen die Haustür aufschließen.“

Sie gingen aus dem Zimmer. Schmitt raffte seinen Hut vom Haken. Sie gingen wortlos die Treppe hinab. Walter schloß die Tür auf.

Da blieb Theodor Schmitt in dem fremden Hausflur stehen und hob seine Arme hoch auf. „Großer Gott im Himmel, was soll denn hier nur werden?“

Er stürmte durch die Nacht davon.

Die Nacht der Erschöpfung

Walter stieg langsam die Treppe hinauf und kam in seine Wohnung zurück. Da er Geräusch in der Küche zu hören meinte, öffnete er die Tür. Er fand die Köchin am Herd beschäftigt. Er bat um Tee.

Etta war noch nicht heimgekehrt. Aber sie mußte jetzt um elf Uhr bald kommen. Nein, vor halb zwölf doch wohl kaum. Die Lichtspielhäuser schlossen erst um elf Uhr.

Er ging mit seinen langen federnden Schritten in seinem Zimmer hin und her, das Haupt auf die Brust geneigt und die Hände in den Taschen geborgen.

Selbstverständlich war er mit dem Ergebnis seiner Arbeit, dieses Verhörs, dieser Begegnung, nicht zufrieden.

Der Mann hatte nicht gestanden. War auch kaum zu erwarten gewesen. Er hatte die gepanzerte Brust. Sonst war er nicht der Mann dieser Tat.

Niemand hatte erwarten können, daß ein Mann von so geübter und unverzagter Herrscherfähigkeit sich bald ergab.

In Anbetracht der Umstände war viel gewonnen.

Alle werden sagen, ich hätte es ruhen lassen sollen.

O ja, diesen Bolschewisten und Brandstifter hätte ich ungestört auf seinem Regentenstuhl sitzen lassen sollen. Ich hätte überhaupt nicht aufrühren sollen, daß ein so groteskes Verbrechen in unserer Zeit aufglühen konnte.

Konnte? So war die Zeit!

Wie war anderes möglich? Jetzt nach dem Kriege? Nach diesem Kriege, der alle Höllemächte aus der Tiefe gegen die Menschheit losband?

Aber ich will mich anstemmen, daß herausgehoben wird, was die Welt dennoch hält, aus dieser Nacht des Schlammes. Ich will es mit meiner ganzen Kraft, und wenn ich dabei zugrunde gehen soll.

Ich mußte diesen Mann liefern, als ich erkannte, daß er ein Verbrecher war.

Hasse ich ihn?

Ja. Ich hasse ihn ganz und gar, von Grund meiner Seele. Er ist mir widerwärtig in jedem Haar seines Hauptes bis herab zu seiner Stiefelpracht. — Ich könnte mir wahrhaftig in jeder Woche auch solch ein Paar neue Schuhe kaufen. Wer tut das? Etta könnte es tun. Tut sie es denn nicht? — Walter fielen die Ueberdugende von Schuhpaaren ein, die in ihrem Stiefelschrank prangten, Schuhe zu jedem Kleid, zu jedem Schlafrock, zu jedem Badeanzug, zu jedem Mantel. Sie schenkte ununterbrochen, so kam es ihrem Mann vor, Schuhe oder Strümpfe, Röcke, Hüte, alles nur Mögliche an Kleidungsstücken fort. Es war ein Wirbel an gekauften, weggeschenkten, wieder gekauften, wieder weggeschenkten Sachen.

Etta mag es tun, ein schönes junges Weib. Was hat sie sonst vom Leben? Ein Mann, ein Mensch wie Schmitt darf es nicht tun. Er hat an anderes zu denken als an solchen Plunder. Er tut es nicht wie Etta zum Genügen seines eigenen Schönheitssinns. Er tut es aus Grimm gegen seine verhaßte Jugend. Er tut es um Eindruck zu machen auf Spießer und Prozen.

Hasse ich ihn wirklich? Handle ich aus Haß? Ginge ich auf gleiche Art gegen ihn vor, widerstrebte nicht jede Faser in mir gegen ihn?

Walter setzte sich in seinen Schreibtischstuhl. In diesem Zimmer hatte der Mann vor noch nicht zwei Stunden gegessen. Dort in jenem Sessel. In der ganzen Pflege seiner Körperlichkeit. Sicher duschte und badete er jeden Tag zum mindesten einmal und zog immer nur ganz frische Wäsche an. Er trug nur Wäsche allerfeinster Beschaffenheit. Trotzdem wurde Walter das Wort nicht los, das ihm der Oberbürgermeister selbst eingeblasen hatte: Er stinkt.

Walter erhob sich, ging zum Fenster, zog den Vorhang weit zurück, öffnete das Fenster ganz. Draußen fiel plätschernd der Regen. Walter atmete die kühle feuchte Luft. Ihm ward ein wenig besser.

Er ging im Zimmer hin und her.

Wir mußten einander totschießen.

Beide können wir nicht zugleich in dieser Welt leben.

Er wird mich vor seine Pistole fordern, er muß, wenn er unschuldig ist und den Beweis geliefert hat.

Ich weiß, daß auch ich falle. So müßte er also unschuldig sein?

Da sagte Walter Justin erschöpft in die Stille des Zimmers hinein, das Haupt doch wie witternd erhoben: „Wir müssen beide zugrunde gehen.“

Er hatte den Kampf gegen den Mann angenommen wie zum Austrag zwischen zwei Weltenkräften. In ihm, Walter Justin, kämpfte verzweifelt die Geschlechterfolge, die durch die Jahrhunderte um Kultur des Geistes, des Herzens und des Charakters gerungen hatte. Sie mochte ihr Ideal niemals erreicht haben. Viele in dieser Folge

hatten es wohl nur durchgesetzt für sich selbst und für ihre Mitwelt nur im Hinblick, daß von den Spitzen der hohen Berge das Licht am längsten herniederströmt. Aber ihr Kampf war immer echt gewesen und hatte immer der Überwindung der Materie gegolten, dem Genügen an Geistesreichtum, an Lauterkeit der Gesinnung und an Gütigkeit. Schmitt aber hob aus dem Drohen der Unterwelt die graue Faust. Er wollte herauf aus der Masse, aber nicht um sie als ein Führer in Menschen zu gliedern, in Brüder und Schwestern. Er wollte nicht das „du“ des glutherzigen Sozialisten. Er wollte selbst hoch stehen, regieren, die Faust fühlen lassen. Vor allen Dingen wollte er denen, die er immer nur als hochmütige Verächter einzuschätzen imstande war, deren Blicke er immer eiskalt in der Dunkelheit seiner Brust spürte, nun seinen neuen Glanz soeben errungener Herrlichkeit zeigen. Sie aber wollte er in die Hölle stoßen.

Wenn denn sein eigenes Widerstreben gegen diesen Mann echt war — der Haß des anderen gegen ihn brannte viel, viel unauslöschlicher. Hätte er, Walter Justin, nicht fast instinktiv den Sicherheitsriegel vorgeschoben, daß er in seiner Stellung als beamteter Angreifer nicht mehr angetastet werden durfte — Schmitt würde jetzt nur Mord und Qual, Folter und Tod in der Folter gegen ihn sinnem. Nicht nur, um ihn beiseite zu schaffen, sondern um ihn zu wilder Lust zu quälen.

So war der Plan und Willen, so war der blinde Instinkt der Revolutionäre, die aus Haß, aus gellendem Wiedervergeltungstrieb revolutionierten. Bolschewistenrevolution!

Er aber, Walter Justin, würde aus diesem Kampf nimmermehr unversehrt hervorgehen. Er hatte den Kampf

aus seinem Unbewußten, aus seinem Instinkt heraus unternommen. Er würde seine beste Kraft aufgebraucht haben, wenn dieser Kampf einst zu Ende war. Nun wußte er darum. Er war bereit.

Er würde leben müssen mit dem Dorn in der Seite zu vielleicht ewig blutender Wunde, daß er Schmitt gefällt und ins Zuchthaus gebannt hatte, nicht aus reiner objektiver Erwägung und richterlicher Notwendigkeit heraus, sondern aus menschlich persönlicher dumpfer Ahnung.

Nie würde ihn die Verwirrung verlassen, was er auch hinfort tat und erlebte, daß er in dieser wahrscheinlich wichtigsten richterlichen Entscheidung seines Lebens doch nicht viel anderes gewesen war denn nur Werkzeug; blindes Werkzeug trotz aller vermeinten Einsicht, trotz alles vermeinten Kampfes; nicht viel mehr als Spielball des Schicksals, das ihn einsetzte, um diesen Mann niederzuholen.

Er war nicht stolz auf diese Wahl. Sie hatte ihn nur dumpf getroffen. Aber er konnte sich ihr nicht entziehen. Er mußte seinen Weg zu Ende gehen.

Walter setzte sich an seinen Schreibtisch zurück, wandte das Antlitz wiederum dem Sessel zu, in dem Schmitt vorhin während des Gesprächs und Verhörs hatte ausharren müssen, unter dem Blick, der ihn nicht loslassen wollte, sondern in die Eingeweide seiner Seele drang.

Spielerisch zog Walter, um wenigstens einer körperlichen Unruhe Genüge zu tun, ein glattes Elfenbeinmesser, ein Geschenk Ettas, durch seine Hände. Er mußte sich den wahrscheinlichen Hergang der Tat im Geist herstellen.

Der Mann kam an jenem Sonntag in seine Stadt Bommingen zurück, von der Bürgermeistertagung fort, auf der er sich gemessen als ein hochansehnliches Mitglied

bewegt und seinen klugen Spruch angesagt hatte. Aller Wahrscheinlichkeit kam er mit der Bahn. Er hatte sich für diese Rückfahrt verkleidet in verkommenes grobes Zeug, das vielleicht wirklich stank, und hatte die breite Kappe in die Stirn gedrückt. Er mochte das Untertauchen in eine Zugehörigkeit zur Ostergasse genießen, die er zu vernichten auszog, um über ihrem Untergang aufzusteigen.

Wunderlich, daß ein Briefträger mit sieben Söhnen den einen Marich nannte.

Nein, es waren nur sieben Kinder. Wie viele Söhne? Theodor Schmitt hatte von Brüdern gesprochen. Was war aus den anderen geworden? Schmitt machte seiner Familie weiß Gott nicht den Hof. Ein Aufstieg der anderen Geschwister war wohl kaum geglückt, wahrscheinlich sogar von niemand außer Marich versucht worden.

Dann hatte sich Schmitt an jenem Sonntag herumgetrieben. In Bommungen? Wo in der Umgegend? Der Münchner Nachmittagszug kam schon gegen vierzehn Uhr an. Er hatte sein Kraftrad herangeschleppt und irgendwo in Bereitschaft untergebracht. Verborgen und versteckt. Da strich er herum, kaum in der Stadt selbst. Vielleicht lag er irgendwo an einsamer Stelle im Walde im Gestrüpp und schlief. Walter konnte sich gut vorstellen, daß Schmitt im Warten auf diese Tat tief und fest geschlafen hatte, seiner selbst völlig sicher, daß er zur rechten Stunde erwachte. Zur gleichen Zeit aber und an diesem gleichen Sonntag versuchte noch in der Stadt und in der Ostergasse Schmitts bester Helfer und Beschützer Albert Ruhn mit allen Mitteln seine Brauttschaft mit Angelika Selbmann zu fördern und das Hindernis Salome Weckerle aus dem Wege zu wälzen.

Dann war Schmitt aufgewacht und hatte sich aus seinem Versteck getrollt. Niemand hatte ihn bis dahin gestellt, keiner ihn zu einem Verdacht auch nur gesehen. Die Petroleumkanne wußte er sich zu holen, wo sie wartend stand. Vielleicht hatte er sich auch einen anderen noch wirksameren Brennstoff besorgt; er würde Bescheid gewußt haben. Auch ganz genau auf seinem Kampffeld, der Ostergasse. Nun in dieser Nacht schlich er ins Haus Nummer sieben. Einer der zehn oder zwölf Ausgänge stand immer offen, das wußte Walter Justin aus den Akten. Hier fiel es niemandem auf, wenn sich einmal einer über den Zaun schwang; da drehte niemand auch nur den Kopf. Vielleicht hatte Schmitt auf alle Fälle sogar einen Haus Schlüssel gehabt? Nun, wie auch immer, ins rechte Haus war er zur vorgenommenen Zeit eingedrungen. Hatte der alte Ruhn irgend etwas von ihm gesehen oder gehört? Als er von der Salome Weckerle wegging? War solches Wahrnehmen eines Schattens, eines Atemholens vielleicht das große Geheimnis gewesen, das der alte Strichvogel immer andeutete, ohne jemals standzuhalten? Auf keinen Fall hatte der Alte den Herrn Oberbürgermeister erkannt. Da stand Theodor Schmitt mit seiner Kanne unterm Arm, deren Griff er nun sacht in die Hand nahm, und oben schnarchte Salome Weckerle in ihrem Schnapsrausch, der sehr bald einem sehr viel tieferen Schlaf weichen sollte, und binnen wenigen Stunden war nicht mehr von ihr übrig als nur ein scheußliches Gerippe. Im Archiv der Kriminalpolizei wurde das photographische Abbild ihrer Überreste aufbewahrt. Aber von Salome Weckerle und den späteren Photographien ihrer Leiche wußte Theodor Marich Schmitt nichts, als er da stand und seines Augenblicks harrete. Er würde nicht lange

gestanden haben, warum auch? Er wagte mit jedem Augenblick mehr. Er hatte alles genau vorher ausgedacht. Vorher, an den vielen Abenden, als sich sein Gemüt auf die That hinarbeitete, als er seine geheimen Wege ging um die Ostergasse auszukundschaften — da mußte er wohl Erscheinungen gehabt haben von riesengroßem Brand und wilder Gefahr, von Raserei der Verzweiflung, von Getöse und Gebrüll, von Hinstürmen und Rennen der Menschen in gellender Angst, wenn nun diese vollgepfropfte Ostergasse, dieser Ameisenhaufen verbrannte, in der nur Menschen lebten, die nichts hatten denn nur ihr bißchen Leben, und das sollte ihnen streitig gemacht werden. Schmitt war sich wahrscheinlich in dieser innerlichen Vorbereitungszeit immer vorgekommen wie ein General im Mittelalter oder im Dreißigjährigen Krieg, der vor einer Stadt stand, im Dunkeln und in der Stille, aber im nächsten Augenblick wird sein wilder Haufen vorbrechen, um die dunkle und stille Stadt zu stürmen, zu plündern, ganz und gar anzustecken, um jeden tobenden Mord und jedes Greuel in sie hineinzustürzen. Schmitt hatte niemals gezögert. O nein, er hatte das eiskalte Herz. Nun war es so weit, endlich, nun trug ihn seine That. Er hatte, die Stiege hinablaufend, die er unhörbar hinaufgeschlichen war, sein Petroleum oder seinen noch besser brennbaren Stoff ausgegossen, hinter sich her, und unten brauchte er nur das Streichholz anzuhalten und schon fraß sich ein Flammenzünglein hoch und plötzlich, mit einem Male, mit einem leisen Knall und Rauschen stand die ganze Stiege in zuckenden, tanzenden Flammen. Wirklich ein Flammenmeer wälzte sich auf und ab und heulte hinter dem fliehenden Manne her. Und die Menschen im Stockwerk oben, für die diese lodernde Treppe der einzige Aus-

weg ins Freie war, konnten zusehen wo sie blieben. Wer kam um? Gab es Gleichgültigeres? Wo gehobelt wird da fallen Späne, so heißt es ja wohl heut.

O ja, König Marich, nur fällst auch du heut!

Und er war gerannt, und die Flammen sprangen hinter ihm her und griffen, aber er entkam ihnen bald. Dann hatte er irgendwo in der Ferne gestanden, in einer sicheren Ferne, erhaben über dem Wirrwar dieser Höllennacht. Da war nur ein einziger Hügel über der Stadt. Ihn würde er als Beobachtungsposten gewählt haben, bis Leute, Neugierige, auch hierher kamen. Da zog er sich davon, aber doch nur so weit, daß er immer beobachten konnte. Er sah die Feuersbrunst, die sich die ganze Stadt holen wollte, hoch über allem Mauerwerk die Flammen zum Himmel schleudern. Er hörte das Gellen der Hörner von Feuerwehr und Reichswehr, und der Brand schlug immer greller und immer höher getürmt zum Himmel auf, wahrhaft ein sich wälzendes Feuermeer über der ganzen Stadt. Was ward aus der Stadt? Die ihm als Oberbürgermeister anvertraut war? Was werden sollte? Es sank dahin, dieses alte, scheußliche, verruchte Mittelaltersgerümpel, da würde endlich bald nichts anderes mehr denn nur noch Schutt und Asche zum Wegräumen sein. Er aber war ein moderner Oberbürgermeister und erhielt nun endlich eine moderne Stadt und hatte sich von Mittelaltersspuk befreit.

Er mußte sehr lange so gestanden haben, um zu sehen und zu hören, um sich zu freuen und abzuschätzen, denn sonst wäre er nicht erst gegen drei Uhr frühmorgens durch Pößlegg hindurchgejagt. Da auf der Höhe über seiner Stadt war er der Hegenmeister gewesen, der seine Stadt in die Hölle bannte. Dann warf er sich auf sein Kraft-

rad und sauste ab. Fort, fort, in die triumphierende, leere, beschützende Weite. Die Stadt hinter ihm brannte immer breiter und furchtbarer auf, in Drohung für alle Menschen in ihr und für alle Behausungen. Aber er brauchte keine Hegenkreise mehr zu schleudern, sondern konnte nun allen Fortgang dem Schicksal überlassen; seine Hölle-rosse sausten gut abgerichtet den richtigen Weg. Lange Zeit hatte er, wenn er nur den Kopf wandte, den Himmel blutig rot gesehen, und auf den Straßen rasselten ihm die Löschzüge aus der Umgegend entgegen, denn die ganze Landschaft hatte in dieser Nacht Brandhilfe nach Bommigen geschickt. Endlich war doch nichts mehr zu sehen, und alles ward wieder ruhige, weiche, linde leuchtende Sommernacht. Dämmerung atmete leise auf. Der Mann und Bösewicht aber rasste durch das abgelegene deutsche Mittelgebirge und kam durch Pösslugg. Da war er an der Mühle vorbeigeschossen, am Wohnhaus, in dessen gehegten Zimmern ahnungslose Menschen friedlich schlummerten, und er konnte nicht wissen, daß ihm von hier der Feind auferstand. Aber das Verhängnis warf ihm finster lächelnd das arme kleine Marielchen Peukert in den Weg. Die schreckliche und erbarmungswürdige That wurde zugelassen, doch der Übeltäter zerbrach an ihr. Nur ließ sich das Schicksal noch Zeit. Schmitt hatte das Kind auf der Straße liegen lassen, mochte es tot sein oder nicht; er mußte weiter. Hatte er das Verhängnis dieses Unfalls empfunden oder war er nichts denkend, nichts fühlend über dieses Hindernis hingestürzt? Nur weiter, weiter. Fort, fort. Er mußte ja in München sein, um die atemlosen Eilbotschaften entgegenzunehmen vom Brande der Obergasse und seiner Stadt und von der Notwendigkeit seiner Anwesenheit. Die Botschaften waren schon da, ein ganzer

Haufen, als er in sein Hotel eingeschlüpft kam; aber er hatte die Ausrede bündigst bereit. Jene, die er geläufig aufgetischt hatte, o ja, mit jedem Ausdruck ihrer Wahrhaftigkeit. Keine ehrenvolle Entschuldigung, aber desto unwiderleglicher. Doch bis vorhin, bis zum heutigen Abend vor noch nicht drei Stunden hatte er sie nicht gebraucht. Wer sollte ihn fragen? Die Leute von Bommigen hatten anderes zu tun als nachzuforschen, warum ihr Overbürgermeister ihre Hilferufe erst am Morgen erhielt. Und als er ankam, zu ihnen zurück, wieder in seine Stadt, da konnten sie ihm, ihrem Overbürgermeister, sogar schon den Brandstifter als gefaßt und beinahe schon als geständig vorstellen. Nun, auf eine persönliche Vorstellung hatte er verzichtet. Sie lag nicht in seinem Plan. Was sollte er damit? Bestimmt hatte er sich über den schon verhafteten Brandstifter kaum gewundert. Warum sollte er auch? Mit ihm war der Himmel. Und der stellvertretende Brandstifter stand da sogar einwandfrei übeltäterisch, von höchst unzweifelhafter Abstempelung.

Alsdann hatte Theodor Schmitt diese ganze Gelegenheit seines Anteils an dieser Tat vergessen.

Wer sollte ihn jemals stellen?

Warum sollte er nicht vergessen, daß er auch einmal Nordbrenner gewesen war im Anstieg dieser Laufbahn, die ihn noch viel höher bringen würde, als er nun stand, als der regierende Overbürgermeister von Bommigen, der den großartigsten Stadtaufbau leitete, einer ganzen darniedergehaltenen Bevölkerung zu Nutz, Frommen und Liebe.

Welches Erstaunen, daß nun er, Walter Justin, ihm an den Kragen wollte um solch bißchen vergessener Brandstiftung willen.

Sonderbar, daß ihn eine gütige Handlung streckte. Pech. Er hatte seine Sache bis dahin gut gemacht. Da beging er die Stillosigkeit, in dieser Höllenangelegenheit gut sein zu wollen, und mußte fallen. Pech.

Victrix causa deis placuit.

Aber wenn Walter Justin an seinen Sieg in dieser Sache dachte, so ward ihm beßkommen. Nein, ein triumphierender Sieger würde er nimmermehr sein.

Bald, bald, sofort, wenn er nur mit Dunkel Stoll, dem Justizminister gesprochen hatte, gab er den Verfolg dieser Tat endgültig ab.

Aber Etta kam nicht.

Er ging, obgleich solches Suchen sinnlos war, ins Schlafzimmer um nachzusehen. Sie war nicht da. Er ging in sein Wohnzimmer zurück, stand am Fenster, horchte hinaus. Nur der Regen plätscherte.

Er saß wieder am Schreibtisch, zog wieder das glatte Elfenbeinmesser durch die Hände.

Gericht. Schmitt vor den Schranken. Er verteidigte sich selbstbewußt und beredt. Leugnete, was nur geleugnet werden konnte, bis zur letzten Faser einer Möglichkeit. Wenn es nicht mehr ging, parierte er anders. Das Gericht würde ihn sehr höflich behandeln. Vor dem Gerichtshof würde sich der Herr Oberbürgermeister Theodor Marich Schmitt nichts von seiner sonst so beredt verkündeten abgründigen Verachtung allen Richterwesens anmerken lassen.

Wie er ihn einen Rechtsfließschusterjungen nannte! Schusterjunge hatte nicht genügt.

So wurde ihm wieder einmal der Vorwurf gemacht, am Leben sei er ein unerfahrener Tor. Etta hatte es gesagt. Der Justizminister nicht auch? Ausdrücklich

wußte Walter da keine Worte, aber die Meinung war auch da so gewesen, in dieser ganzen Unterredung. Oder nicht?

Mußte der Mensch, der immer noch an eine Unbedingtheit glaubte, auch nur für sein eigenes Leben, immer nur als unreif gelten?

Wenn nun Schmitt vor Gericht Sympathien fand? Natürlich fand er welche, wahrscheinlich sogar allerstärkste. Warum auch nicht? Er gönnte sie ihm durchaus. Schmitt würde vor Gericht das Geschickte tun. Vor den Schranken würde er immer von einer überlegenen Weisheit und Einsicht des Gerichts fabeln.

Will ich ihn verurteilt haben? Soll er ins Zuchthaus?

Er konnte auch freigesprochen werden. Niemand konnte jetzt schon den Wert der Beweise ermessen, die sich bei einer eingehenden Untersuchung ergaben. Schmitt konnte Glück haben und das Geschick hatte wirklich die Hauptspuren verwischt. Vielleicht wußte Schmitt, der Fahrer von damals war tot?

Auf die Beweise bis jetzt konnte keine Anklage erhoben werden.

Die Nichtregistenz von Toni oder Mizi oder Kesi, oder was da war, zu beweisen würde so gut wie unmöglich sein.

Dennoch!

Schmitt würde sich weiter verstricken und niemand wußte um solche Fehlbarkeit besser als Schmitt selbst. Er wußte, daß er bei einer genauen Untersuchung geliefert war. So wie er benahm sich kein schuldloser Mann.

Dann? Nachher? Es war ja nicht mit der Sensation dieser Gerichtsverhandlung aus.

Er selbst würde sein angesehenes behagliches Leben weiter leben das jeder Wahrscheinlichkeit nach aufwärts

ging. Bisweilen würde ihm einfallen, Schmitt saß unterdessen im Zuchthaus.

Nun, allmählich würde es ihm im Zuchthaus ganz gut gehen. Nach dem progressiven System dieser Nachkriegszeit. Er würde sich musterhaft bewähren. Vielleicht regierte er zuletzt von seiner Zelle aus das ganze Zuchthaus, er mit seinen Organisationsfähigkeiten von Weltruf.

Wenn er frei kam, so schoß er ihn tot. Oder vielleicht hatte er sich besonnen daß er dann wieder Zuchthaus bekommen konnte, und zog es vor auszuwandern. Wohin? Welches Land nahm ihn? Latein-Amerika? Irgendwo kam er an.

Aber vielleicht wurde er während seiner Zuchthausjahre Häuptling vom schönen Zuchthäuslerklub Immertreu. Solch ein Mann war vielfältig zu gebrauchen. Dann veranstaltete Immertreu Heß auf ihn, Walter Justin. Oder vielleicht brachte Immertreu sogar Theodor Marich Schmitt Respekt vor amtierenden Gerichtspersonen bei. Daß sich an denen lieber niemand vergrieff.

Nur: Oberbürgermeister wirst du in unserem Staate nicht mehr, und mit dem Ministersein oder sonst noch viel Schönnem ist es auch aus, sagte Walter Justin in die Stille.

War schon eine spannende Angelegenheit.

Wo blieb nur Etta?

Jetzt sehr spät nach Mitternacht war es in jedem Kino aus. Auch in allen Theatern. Es war unmöglich, Etta irgendwo zu suchen. Wenn er auf die Straße ging, um sie zu suchen, so verfehlte er sie hier, kam sie inzwischen nach Hause.

Wenn ihr ein Unfall zugestoßen war!

Walter wurde wie ein Raubtier rastlos.

Das ist die Strafe, daß ich diesen Mann liefern will.
Gott, guter Gott, aber wie kann ich sonst Richter sein?
Ist es das Zeichen, daß ich nicht Richter sein soll?
Ist mein Amt zu schwer für mich? Wie könnte mir
sonst solche Dual erwachsen?

Bin ich verworfen?

Etta würde außer sich sein, wüßte sie: ich will diesen
Mann liefern.

Ist sie das Symbol der Welt, die nicht will, daß ich
diesen grausamen Weg gehe? Ist ihr Fernbleiben, das
ich nicht erklären kann, das Zeichen der Welt, die sich von
mir abwendet?

So weit bin ich schon von jedem einfachen Gefühl für
mein Amt abgekommen, daß ich so zweifeln kann? So
weit wurde ich in dem Kampf nur um diesen einen Mann
zermürbt?

Wenn ich diesen Kampf aufgebe, so muß ich von
meinem Amt zurücktreten. Ich gerate nicht in Not. Ich
kann Anwalt werden. Etta würde keinen Widerspruch
erheben. O nein, im Gegenteil. Wir könnten in Berlin
leben oder in einer andern großen Stadt. Wo wir wollen;
wir wären in jeder Wahl des Wohnortes frei. Etta könnte
sich ganz anders betätigen, könnte ihre Kräfte rühren.
Ich kann als Anwalt eine bedeutende Tätigkeit haben.
Von den großen Anwälten sind allezeit wichtige gesetz-
geberische Anregungen ausgegangen. Ich kann für ein
breites und bequemes Leben, das ich Etta nicht versagen
kann und das ich mitgenieße, endlich das Geld selbst ver-
dienen.

Ich will alles lassen. Ich will fort. Ich will mich
in ein anderes frei und stark bewegtes Leben stürzen. In
ein Leben, in dem meine Entscheidungen von mir aus

gefällt werden, und in dem ich nicht in jedem Augenblick nur Staatsdiener bin.

Er wollte zu Etta eilen und ihr mittheilen: Ich will aufhören, Richter zu sein.

Vielleicht konnte er Schmitt dann laufen lassen. Aber eine solche Entscheidung wie eine gänzliche Berufsänderung konnte er doch nicht in einer einzigen dunkeln und zweifelnden Stunde fassen, auch vor sich selbst nicht!

Etta war nicht da! Er stand wieder in der Thür ihres leeren Wohnzimmers, ging in die Schlafstube, kam zurück.

Wo war sie nur?

Er konnte die Polizei anrufen. Ob sie von einem Unfall wisse, der seine Frau betroffen habe.

Aber man würde ihn angerufen haben, wenn ihr ein Unglück widerfahren war. Sie trug stets Namen und Anschrift bei sich.

Wenn ihr Täschchen geraubt worden war, und sie lag irgendwo niedergeschlagen und rief nach ihm und er hörte sie nicht?

Sie war noch niemals ohne Ansage fortgeblieben. Ihr mußte Schreckliches widerfahren sein. Alle Schrecknisse aus seiner Gerichtserfahrung türmten sich vor ihm auf.

Es war jetzt fast zwei Uhr. Er wollte auf die Polizei laufen. Klärte sich ihr Fernbleiben harmlos auf, was schadete diese Anfrage?

Dazwischen ging immer: Keiner will, daß Schmitt angezeigt wird. Auch Onkel Stoll will es nicht. Ach, der hält mich für einen Narren. Etta wird außer sich sein.

Aber diese Tat war ungeheuerlich, und er konnte sie bedenken, von welcher Seite er wollte, er mußte immer im

gleichen Kreislauf gehen: Ich bin dazu eingesetzt worden, um sie einer Sühnung zuzuführen.

Daran muß sich Etta gewöhnen, daß ich Richter bin.

Ich brauchte wirklich nur meine Nachforschungen sein zu lassen.

Der Mann sollte Oberbürgermeister bleiben und ich Richter?

Wenn ich um eines solchen Versagens willen umfattle — ich wäre für immer ein zerknickter Mann.

Er und ich können nicht im selben Erdteil wohnen!

Da stand Etta in der Tür.

Er stürzte ihr entgegen, faßte ihre Hände, zog sie eng an sich. „Daß du da bist! Daß du nur wieder da bist! Wo bist du denn nur geblieben? O du heiß geliebtes Herz, ich habe mich namenlos geängstigt.“

Sie sagte: „Ich hatte eine Begegnung. Ich bin mit einer Freundin zusammen gewesen. Ich habe eine Schulkameradin im Kino getroffen. Mit der bin ich in ihrem Hotel zusammen geblieben. Verzeih.“

Sie saß wie entrückt und zerknickt vor Müdigkeit auf einem Sessel.

Er bat: Warum habe sie nicht angerufen, daß sie so lange fortbleiben werde?

Sie hatte es vergessen. Es regnete so. Ach, sie hatte den Auftrag gegeben, in dem Hotel in dem sie mit der Freundin saß, es durchzusagen. Hatte man es nicht getan?

Sie bat, er solle das Fenster schließen. Ihr sei so kalt. Sie hing wie ein Bündel kaum noch auf ihrem Platz. Er sagte, sie solle nun sofort schlafen gehen. Er schlug vor, er wolle ihr eine heiße Flasche machen, damit ihr warm werde. O, sie zitterte und war ganz weiß. Armer Liebling. Was hatte es denn nur gegeben?

Etta fing zu weinen an. Die Schulkameradin habe ihr schreckliche Dinge erzählt.

Er bat zärtlich, sie müsse zu Bett gehen.

Sie lag im Bett. Er kam, um sie zu pflegen. Ihre Füße waren wie Eis. Er rieb sie, bettete sie warm. Sie lag matt im Bett, schien ruhiger geworden. Er sah auf sie herab.

Alles war doch einfach, dachte er. Die Stunde trug — ihn fiel ein, auch ihn durch die Entscheidungen.

Plötzlich, während er sich im Badezimmer auszog, dachte er: Vielleicht rückt Schmitt aus? Die beste Lösung. Ob er danach auf seiner Flucht gefaßt wurde oder nicht — für Deutschland war er für immer aus jeder führenden Stellung heraus.

Schmitt rückte aber nicht aus. Der kämpfte um seine Laufbahn. Der würde noch wie ein Verzweifelter kämpfen. Der würde noch viel zu schaffen machen.

Der würde mich mit Wonne und Lust ermorden, dachte Walter, könnte er nur sicher sein, es käme nicht heraus.

Er kam ins Schlafzimmer, legte sich zu Bett.

Etta sagte nach einer Weile in die Dunkelheit hinein: „Du schläfst nicht?“

„Nein. Gib deine Hand.“

Sie war noch immer verstört. Sie kam zu ihm, fand keine Rast, rückte wieder von ihm fort. Sie sagte: „Ich ängstige mich so.“

„Wovor, Herzensseele? Fühlst du dich nicht geborgen?“

„Alles ist so schwer. Du bist doch auch schon lange nicht mehr so gut gewesen.“

Ihm ward schuldbewußt sehr heiß. Er hatte sich so sehr nach Ruhe gesehnt. Er hatte gemeint, wäre nur Etta bei ihm, so würde ihm Ruhe kommen.

Aber sie war selbst so schwer aus den Augen. Hatte er schuld? Er konnte sie nicht im Stich lassen. Sie brauchte ihn. Sie wollte von ihm gestützt werden. Er sollte ihre Not anhören.

Sie saß im Bett aufrecht und seufzte und ächzte. Sie fing wieder zu weinen an.

„Was hast du?“ fragte er bestürzt. Er wollte ihre Hand wieder nehmen, sie ganz umarmen. Sie wehrte: „Laß, Laß!“ Es war wie ein Schrei. Sie schluchzte wild. Sie sagte endlich: „Wir Frauen können es nicht meistern. Ihr habt es eingerichtet. Ihr, Ihr Männer, das ganze Leben nur für euch. Was sollen wir Frauen in der Welt? Früher haben uns die Männer wenigstens klar eingesperrt und haben für uns gesorgt. Jetzt werden wir hineingeworfen und haben doch gar nichts auszurichten, und wissen nicht, wie wir fertig werden sollen, und ihr helft uns nicht.“

Da seufzte er aus Herzensgrund. Aber nicht über das Elend der Frauen. Es war ihm in diesem Augenblick völlig einerlei.

Wenn sie beide doch nur schlafen könnten!

Vielleicht schlief er darüber ein, wenn Etta weiter so von den allgemeinsten Betrübnissen jammerte?

Sie tat es auch, nachdrücklich. Sie sagte: „Warum gibt es überhaupt Frauen? Das heißt Frauen dürfte es schon geben, auch nach eurer Meinung, wenigstens wenn ihr euch außerhalb eurer Männerkameradschaften fühlt. Aber wir Frauen müßten nur als Gebärmaschinen und für das Vergnügen der Männer da sein. Wirklich die ganz deutlich abgestempelte Zwischenart zwischen dem Menschen, denn dafür hält sich allein der Mann —

und dem richtigen Nur-tier. So werden wir nicht als Menschen behandelt, aber leider empfinden wir uns so."

Er schwieg. Er hielt sie für außer jeder Fassung geraten durch Müdigkeit. Aber wie konnte er ihr helfen? Er war selbst außer jeder Form. Aber einschlafen würde er nun auch nicht können.

"Es ist Teufelspuß", sagte sie. "Sind wir Frauen dumm, so werden wir vielleicht verhätschelt, wenigstens für eine Weile. Vielleicht, so lange wir jung sind — reizend, wie es ja wohl heißt. Nachher haben wir Arbeitstiere zu sein. Auch wenn wir dumm sind können wir vielleicht stören. Aber sind wir gescheit — o, das ist die große Sünde. Sünde wider den heiligen Geist der Mannes-Selbstanbetung. Ihr richtet euch das Leben sehr einfach ein. Ihr setzt erst einmal alle guten Eigenschaften als männlich. Verstand. Ehrgefühl. Latkraft. Schöpferkraft. Sinn für die Gemeinschaft. Was weiß ich. Alle guten Eigenschaften als männlich. Nun hat hin und wieder sogar unter eurem System eine Frau doch vielleicht auch Verstand, Latkraft, Schöpferkraft und Ehrgefühl. Ist sie darum wertvoll? O nein. Ihr wißt euch zu helfen. Nimmermehr ist sie Konkurrenz für euch. Sie ist wider die Natur. Das heißt nämlich wider euer System. Und wenn wir gemein werden — wir müssen gemein werden, weil Ihr uns keine Welt der Größe gönnt und uns nur in die Hinterlist der Kleinen Mittel treibt und durch die Hintertür ohne Verantwortlichkeit — dann steht ihr groß da und schreit: So gemein! Wie sind alle Weiber so gemein! Ich sage dir, kein männliches Tier behandelt sein Weibchen so, wie es die Menschenmänner tun. Der Löwe hält sein Weibchen für eine Löwin. Ihr das eure höchstens für eine Eselin."

Wollte sie abrechnen mit ihm, weil er sie so sehr viel allein gelassen hatte? Barst ihre Seele nun unwillkürlich auf?

„Herzensseele!“ bat er entsetzt und erschöpft.

„Frauen als Richter möchtest du auch nicht“, sagte sie streng.

„Aber sie sind da! Ich habe nichts dagegen. Bitte, Herzensseele, laß uns schlafen. Ich bin todmüde. Es ist so sehr spät. Wir wollen morgen oder ein anderes Mal über diese Dinge reden. Bitte, heute nicht mehr. Heute kann ich nicht. Mein Kopf ist mir wie zermalmt. Und ich habe nichts dagegen, wenn du oder Mutter oder Wanda Landgerichtsdirektorinnen wäret. Allerdings, verzeihe mir doch, vorläufig bist du mir als meine Frau Landgerichtsrätin noch lieber. Herzensseele, laß uns schlafen.“

„Wenn du heute schlafen kannst, so tue es nur“, sagte sie trozig.

„Aber was ist dir denn nur begegnet? Was hat dich so völlig verstimmt?“ fragte er nun doch.

Da erzählte sie ihm die Geschichte der Freundin, mit der sie heute abend zusammen gewesen war. Das heißt, im Grunde war es keine Freundin sondern nur eine Kameradin aus der Mädchengymnasialzeit.

Etta sagte: „Wir hatten in unserer Klasse eine Magdalene von Witte. Sie war ein schönes Mädchen, auch gescheit, und eine gute Schülerin. Wunderschön goldblond. Sie war mit einem Studenten verlobt. Plötzlich hatte er sich erschossen. Sie kam danach für ein paar Wochen nicht ins Gymnasium. Dann war sie wieder da, in tiefer Trauer und sehr verändert, sehr still geworden

Sie gefiel mir immer gut. Sie zog sich auch immer recht gut an.

Nun habe ich dir schon erzählt, daß unsere Lehrer die Angewohnheit hatten, immer eine aus der Klasse aufzuheiraten. Meistens die Dümme.

Wir mochten dieses ganze Wesen nicht. Aber es war Mode bei uns geworden. Wenn wir wollten, so konnten wir darauf rechnen. Unsere Vorsteherin mochte es selbstverständlich auch nicht. So bekamen wir nur noch verheiratete Lehrer.

Eines Tages gab die Magdalene von Witte ihr griechisches Extemporale nicht mehr ab. Geschrieben hatte sie es noch mit der Klasse. Aber als ich kam, um es einzusammeln, hielt sie ihr Heft fest. Ich sah zu dem Professor hin. Er hieß Umlauf und war, wie gesagt, durchaus verheiratet. Er war kein junger Bengel mehr sondern eher schon etwas abgenagt. Nun saß er da hinter seinem Pult todverlegen. Die Magdalene von Witte stand auf und ging aus der Klasse. Sie kam bald überhaupt nicht mehr in die Schule. Der Umlauf kam auch fort.

Dann hieß es, der Umlauf habe sich scheiden lassen. Danach, er werde die Magdalene von Witte heiraten. Schließlich: Er habe es getan. Er paßte gar nicht zu ihr und sie war, mit ihm verglichen, eine Prinzessin. Und er hatte auch noch Griechisch studiert, das ganz blödsinnige Gymnasialgriechisch, nur auf Grammatik hin. Er war ein schauerlicher Kerl, sogar unappetitlich. Und den hat nun die schöne Magdalene von Witte geheiratet. Neulich habe ich sie getroffen."

"Und heute wieder?"

„Ja, heute wieder. Wir hatten uns verabredet. Sie hat mir alles erzählt. Sie lebt in einem ganz kleinen Nest. Der Umlauf ist dorthin ungefähr strafversetzt worden, von Berlin fort. Er muß natürlich seine geschiedene Frau und seine vier Kinder erhalten. Dabei hat er nichts wie sein Gehalt. Sie hat auch nichts. Es ist ein Elend. Und der Mann korrigiert den ganzen Tag Hefte, wenn er nicht in seiner Schule ist, aber das ist noch das Beste an ihm, denn sie kann ihn nicht aushalten. Kinder hat sie nicht. Sie sagte ganz gräßlich ohne Scheu, daß sie es verhindert habe. Sie nannte überhaupt alles ohne Scheu. Sie muß daheim alle grobe Arbeit ohne Mädchen tun und hat trotzdem nichts für sich. Verdienen kann sie in dem Nest auch nichts; dazu ist keine Gelegenheit. Ladenmädchen kann sie nicht werden; das wäre nicht standesgemäß, und sonst ist nichts da. Wenn sie zu ihrem Mann sagt, wir wollen uns scheiden lassen, dann antwortet er: Wenn du von mir gehst, dann schieße ich mich tot.

Gott im Himmel!“ Plötzlich schrie Etta fast. „Das ist Elend!“ Sie packte ihres Mannes Hand. „Und das ist das Schreckliche, das ist das ganz Unausdenkbare, das ist das Entsetzliche: Sie muß das alles tun und hat ihn doch nie geliebt. Nie geliebt! Hörst du? Merke dir das wohl. Nie geliebt. Das kannst du nie verstehen!“

„Aber was ist dir? Was willst du sagen?“ Ihm wurde himmelangst. „Liebst du mich nicht mehr? Was ist denn nur? Bitte, so sage es mir doch. Was willst du denn nur sagen?“

„Rühre mich nicht an. Es ist nur das Gleichnis. Es ist nur, weil es mit uns Frauen solches Elend ist. Es ist nur, ob es die Eine erlebt oder die Andere . . .“

Sie wollte sich durchaus fassen. „Du hast recht, ich muß vernünftig sein.“ Sie saß hoch und gerade im Bett. „Er hat ihr Liebesbriefe ins Extemporalheft gelegt. Er ist zu ihr gekommen und hat sie bedrängt. Sie hat sich gewehrt. Sie hat ihn nicht haben wollen. Sie hat ihm gesagt: Wie können Sie als ein verheirateter Mann um mich werben? Und dann kam es, da stand das Unent-rinnbare, und er war da und sagte zu ihr eines Tages: So, nun ist der Weg frei, und ich habe meine Frau und meine Kinder um deinetwillen verstoßen. Ich habe sie so lange schlecht behandelt, bis sie es nicht mehr aushalten konnten und fortgegangen sind. Und deshalb mußt du mich jetzt heiraten. Da hat sie es denn getan.

Aber was ist aus der armen Seele geworden! Sie war früher so fein. Jetzt ist sie völlig gewöhnlich geworden und spricht die gräßlichsten Sachen vollständig ordinär und ohne Scheu aus. Wie sie herumschlumpt! Es ist nicht vorstellbar; man muß es erleben. Sie hat Hände mit abgebrochenen Nägeln und grauen Rinnen, ihre Strümpfe hängen herunter und sie pframt sich ein Un-getüm von Hut auf den Kopf wie es auch nicht vor zwanzig Jahren Mode war. Man muß schon sehr viel Mitleid mit ihr haben, um sich mit ihr zusammen sehen zu lassen. Sie sieht nicht viel besser aus als ein Bettel-weib.“

Sie ließ sich ermattet in ihre Kissen zurücksinken und murmelte: „Und niemals hat sie ihn geliebt.“

Walter war selbst viel zu erschöpft und von eigner Erregung bis zum letzten Grund ausgepumpt, um nicht froh zu sein, daß sie ruhiger werden zu wollen schien. Sie war dreiviertel der Nacht mit dieser unglücklichen Frau aufgewesen; wie leidenschaftlich mochten sie einander

in Forderung und Gewährung jeden Mitgefühls zugesetzt haben. Die Müdigkeit der ungewohnten späten Nachtstunde verdüsterte ihr alles Erlebnis ungeheuerlich.

„Weißt du, Herzensseele“, sagte er, „nun hast du mir diese traurige Geschichte erzählt und hast dein Herz erleichtert. Aber du hast deiner Magdalene von Witte fast schon die ganze Nacht geopfert und auch noch meine Angst dazu dargebracht. Ich denke, nun wird die schlimmste Herzensnot um diese fremde Frau von dir gewichen sein, und wir können vielleicht beide versuchen einzuschlafen. Willst du es versuchen? Ich möchte. Es ist schon grausam spät — oder früh, wie du es nehmen willst. Mir ist sehr erledigt zumute. Vielleicht schlafe ich.“

„Na ja, wenn du kannst. Ich will auch. Wenigstens will ich es versuchen.“

Sie lag im Dunkeln. Sie hörte ihren Mann neben sich tief und ruhig atmen. Sie rührte ihn leise an. Er schlief.

Im Halblicht ihrer abgeblendeten Nachttischlampe griff sie nach einem schweren Schlafpulver und schluckte es. Dennoch schlief sie nicht ein. Sie lag und flüsterte vor sich hin.

Kluger Edda. Dumme Edda. Dumme, dumme Edda.

Dann sagte sie beinahe laut: Du verruchtes Frauenzimmer!

Sie nahm ein zweites Schlafpulver. Einen Augenblick hielt sie die Schachtel in der Hand und lächelte. Dann warf sie die Schachtel doch wieder fort. Sie wälzte sich in ihrem Bett und konnte nicht zur Ruhe kommen. Sie glitt heraus, nahm ihre Decke und lief in ihr Wohnzimmer. Sie warf sich auf ihr Ruhebett, wälzte sich rastlos, stöhnte, weinte, warf die Decke fort, lief im

Zimmer hin und her. Sie stand vor dem Schreibtisch, nahm das Bild ihres Mannes von der Platte und hielt es an ihr Herz gedrückt. Sie stellte es zitternd wieder hin; es fiel um, sie ließ es liegen. Sie kniete vor dem Ruhebett, die Arme über dem Polster. Sie stöhnte in Vernichtung.

Sie wachte halb auf, als Walter am nächsten Morgen kam, erschrocken, weil er das Bett neben sich leer gefunden hatte. Er fand sie auf dem Teppich vor dem Ruhebett, notdürftig mit einem herabgezogenen Zipfel des Luches zugedeckt.

Er hob sie auf, küßte sie und trug sie in ihr Bett. Sie schlang die Arme um seinen Hals und murmelte: „Gut sein. Nicht böse sein. Gut sein.“

Sie schlief schon wieder auf seinen Armen ein und wußte am nächsten Morgen nichts mehr von diesen Augenblicken.

Als sie am Vormittag aufwachte, war Walter schon längst in sein Amt fort. Das Mädchen brachte Frühstück und einen Gilbrier.

Etta nahm ihn, las und weinte.

Antwort

Walter hatte den Vormittag hindurch Verhöre, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Am Nachmittag wollte er an den Justizminister schreiben.

Wenn nun Schmitt seine Briefe und etwa auch eine fernmündliche Verbindung überwachte?

Welch abenteuerlicher Gedanke! Wie hätte er dazu die Macht. Bin ich schon ganz verrückt?

Er fuhr heute so zeitig wie möglich zum Mittagessen heim. Etta war nicht zu Hause. Er ließ endlich wenigstens für sich auftragen. Sie kam, als er fast mit Speisen fertig war, sagte kurz: „Verzeih“, setzte sich zu Tisch und sah mit dem Ausdruck blanker Verzweiflung auf ihren Teller. Sie berührte kaum ein Gericht.

Sie sah ihren Gatten starr über ihren Teller an. Sie sagte: „Ich werde heute nachmittag verreisen. Ich werde für ein oder zwei Tage zu meiner Freundin, der Frau Professor Umlauf reisen. Ich habe versprochen, daß ich ihr helfen will. Sie hat heute früh einen Gilbrief geschickt und hat mich gebeten, es zu tun. Ich habe ihr telegraphisch zugesagt.“

Walter verwunderte sich. Gestern oder vielmehr heute früh um zwei Uhr hatte sie sich erst von der Freundin getrennt, und schon hatte sie ihr einen Brief aus ihrer Stadt geschickt?

„Den Brief hat sie natürlich schon vor ihrer Abreise von hier geschrieben. Ich fahre bestimmt. Du kannst mich mit keinem Mittel hindern.“

Walter versuchte dennoch Gegenwirkung. Er könne diese Reise nicht wünschen. So lange habe Etta nichts von dieser Dame gehört. Da sei sie wie aus der Versenkung aufgetaucht. Jetzt solle sich Etta sogar persönlich in diese Ehe einmischen. Dabei rege sie diese Sache schon namenlos nur von Hörensagen auf.

Etta warf ihr Mundtuch hin, sprang auf, hielt sich die Ohren zu. „Du sollst nicht immerfort predigen! Alles weißt du besser. Ich fahre, fahre bestimmt. Alles brauchst du mir nicht immer nur zu verbieten.“

„Ich kann mir aus deinem Benehmen überhaupt keinen Vers machen“, sagte Walter erblaßt.

Sie war noch immer außer sich. „Immer sitzt du über allen Menschen zu Gericht, jawohl, du auf deinem hohen Richterstuhl. Wer vor dir eine Sünde hat, der muß zugrunde gehen. Aber du bist auch nicht unfehlbar, und du bist auch nicht der liebe Gott.“

Ihm stand das Herz still. „Ich finde den Anlaß zu deiner Feindseligkeit außer jedem Verhältnis.“

Sie lief in ihr Schlafzimmer.

Er stand wie betäubt. Er ging ihr nach. Sie lag über ihr Bett geworfen und weinte verzweifelt.

„Es kann doch nicht nur diese fremde Frau sein.“ — Sie erwiderte nichts. — „Möchtest du nicht zum Arzt gehen?“ fragte er in seiner Ratlosigkeit. „Er wird vielleicht wissen, was hier aus der Ordnung ist.“

„Zu einem Arzt gehe ich überhaupt nicht. Ein Mann weiß überhaupt nichts. Aber das ist alles einerlei. Nein. Ich bin gesund. Mir fehlt gar nichts. Ich bin nicht krank. Ich bin schlecht. Ich bin keine rechte Frau für dich. Ich... ich... wie soll ich mit dir leben?“

„Um Gotteswillen! Was ist?“

„Nichts. Ich bin nicht gut genug für dich. Nichts. Ich habe es dir vorausgesagt, damals, als es mit dem Kinde schief ging. Ich habe es dir gesagt. Damals habe ich dich gewarnt. Ich kannte mich.“ Sie blieb in ihre Spizendecke eingewühlt, an der sie zerrte, die sie sich aufschluchzend zwischen die Zähne stopfte und wieder herausriß.

Er hielt ihr die Hände fest. „Komm, Herzensseele, mach keine solchen Szenen. Es ist auch für dich sehr schädlich.“

„Ich muß Szenen machen. Manchmal. Hinterher hasse ich mich. Das ist der richtige Standpunkt. Sei nicht gut zu mir. Laß mich los! Ich werde verrückt! Ich brenne in der Hölle. Ich möchte den ganzen Krempel zusammenhauen! Ich muß fort. Du kannst keinen gemeinen Menschen um dich aushalten.“

Sie hockte auf ihrem Bett, preßte die Fäuste an ihren Mund, stöhnte.

„Was soll das nur heißen?“ fragte er in höchster Beflommenheit.

„Ich muß aber wegreisen“, murrte sie.

Ihm kam der Gedanke: Auch für ihn konnte, wie alles war, ein Alleinsein für einige Tage Wohltat bedeuten in der zerreißenden Spannung dieser Zeit, die er verbergen mußte. So antwortete er ihr, sie möge denn diese Reise unternehmen. Hoffentlich werde sie an Ort und Stelle bei dieser Freundin bald einsehen, wie gänzlich unfruchtbar in der Regel solche Bemühungen um eine fremde Ehe seien. „Herzensseele, du bist doch noch viel zu jung, um solche Verhältnisse zu überschauen.“ Aber da zerbrach ihm das Wort. Wie konnte er auch nur noch einen Rat geben, nach ihrem Ausfall?

Sie saß zerknickt, in sich gekehrt. Sie ließ die Hände sinken und antwortete ruhig und sprach wie vor allem zu sich selbst: „Leider müssen die meisten Entschlüsse gefaßt werden ehe der Mensch weiß, was er tut.“

„Ach, Alter schützt vor Torheit auch nicht“, entgegnete Walter und war froh, daß sie wenigstens wieder denken zu wollen schien.

Sie lächelte abweisend. Sie sagte, immer noch wie vor sich hin: „Du warst immer weise.“

Er wurde feuerrot. „Herzensseele, ist das Hohn?“

Sie kam zu ihm, der auf dem Bettrand saß, nestelte sich bei ihm ein. „Nicht reden. Nur so sitzen. Bitte, ganz ruhig sein. Mir verzeihen. Bitte, ganz ruhig sein.“

Er hielt sie, merkte, daß sie vor sich hinflüsterte, neigte das Ohr ihr zu, verstand sie doch nicht. Er redete ihr zu, sich noch einmal zum Schlafen hinzulegen, noch etwas zu essen. Sie habe eine schlechte Nacht gehabt. Sie schüttelte den Kopf. Sie müsse reisen. Heute nachmittag. Nein, auch nur bis morgen könne sie die Reise nicht aufschieben.

„Ich habe es nun einmal versprochen. So soll es denn sein.“

„Ich kann dich nicht einmal zur Bahn bringen“, sagte er.

„Um Gotteswillen! Nur das nicht! Auch damit sollte ich dir noch lästig fallen?“ Sie sah ihn an, lächelte mit dem Abglanz ihrer alten zauberischen Zärtlichkeit. Sie strich ihm das Haar aus der Stirn fort. Sie sah ihn lange an. Sie seufzte, wieder stiegen ihr die Tränen. Ihr Kopf sank an seine Schulter. Sie flüsterte wieder.

Aber er mußte fort! An seine Arbeit. Auf das Gericht.

Sie stand auf, strich glättend an sich herab, schien gefaßt. „Gräme dich nicht zu sehr wenn du heute abend

heimkommst und ich bin nicht mehr da. Denke daran, wie unaussteiglich ich war."

Er lächelte. Er werde sich auf ihre Rückkunft freuen. Leider müsse er nur auch bald verreisen für ein paar Tage, vielleicht nur für einen.

Sie sagte langsam ohne aufzusehen. „Du reifest wieder nach Berlin?"

„Ja, einmal wieder nach Berlin."

Sie nickte. „Ja, du mußt tun, was dein Amt mit sich bringt. Und deine Bekanntschaft mit Onkel Stoll auch."

Vor allem risse ihn sein Amt jetzt unweigerlich von ihr. Er küßte, tröstete sie. Sie werde Herrn und Frau Professor Umlauf hoffentlich recht bald satt bekommen, zum mindesten ihre Beschäftigung mit ihren Nöten.

Sie küßte ihn heiß, klammerte sich an ihn an. Er löste behutsam ihre Hände, die an seiner Brust herabrutschten. „Es war ja nicht so schlimm", tröstete er freundlich.

Aber auf dem Gericht in seinem Arbeitszimmer saß er wie gelähmt. Alles Leben war tief unter fraglich.

Weiber waren zu beneiden, die sich in solcher Not ausweinen konnten.

Die unbehagliche Gorge streifte ihn: Wenn nun Etta diese fremde Frau, etwa um ihr eine Trennung von ihrem Mann zu ermöglichen, zu ihnen in ihr Haus brachte? Auch, um eine Gesellschafterin zu haben?

So würde sich ein Ausweg finden. Diese Frau war kaum Klette. Sinnisten würde sie sich auf keinen Fall.

Walter wunderte sich über Ettas Kraft des Mitgefühls, auch für Fernstehende, sobald nur ihre Zuneigung schwang. Das Kind Mariechen Peukert. — Nun dieses ehemalige Fräulein von Witte.

Sie fand sich wohl bald zurecht. Hoffentlich!

Aber ihr Ausfall gegen ihn brannte wie mit der Hetzpeitsche übergezogen. Du bist auch nicht unfehlbar! Du bist auch nicht der liebe Gott!

Eine liebende Frau konnte so furchtbar grausam sein. Sie, die aufs Klarste wissen mußte, wie schutzlos ihres Mannes Herz und Leben ihr preisgegeben waren?

Warum ging es damals mit dem kleinen Kinde fehl und Etta wurde so sehr krank?

Walter sah ein, daß er seine Gedanken umzwingen mußte.

Dort drüben neben dem dicken Turm, der herüberschaute, regierte Theodor Marich Schmitt noch in seinem stolzen Rathaus. Dachte sich — was? Was denn nur? Was beschloß er? Wie sah ihn das Leben nach der furchtbaren Überraschung von gestern abend an?

Walter triumphtierte nicht. Ekel war das Leben. Warum mußte er dieses Mannes Büttel sein?

Er saß, rang mit sich und dem strengen Gott. Du kennst meine Kraft. Daß ich schwach bin. Aber ich muß tun, was auf mich gelegt wurde. Ich kann nicht anders.

Und wenn ich verworfen bin?

Er konnte sich zu keinem ausführlichen Bericht an den Minister aufraffen, schrieb nur kurz eigenhändig auf der Maschine, daß er nach Berlin kommen werde. Der Bezargwöhnte — so wunderbar verschränkt drückte er sich sogar in diesem geschlossenen Schreiben aus — habe ihn zu einer Unterredung aufgesucht, in der sich Wichtigstes in Richtung des Verdachtes ergeben habe.

Er schrieb „persönlich“ auf den Brief und richtete ihn an die häusliche Anschrift des Ministers. Er steckte das Schreiben in seine Tasche, um es nachher selbst in den Kasten zu werfen.

Er arbeitete an umfangreichen Sachen, die ihn stundenlang bannten. Er bereitete die Unterbrechung durch die Berliner Reise vor. Wenn er in den Pausen seiner Arbeit an seine leere Wohnung dachte, so wurde ihm traurig. Dann auch erleichtert. Er hatte sich vor Ettas gespanntem Wesen allzu ratlos gefühlt.

Er kam heim, aß guten Mutes was Etta ihm noch bestellt hatte, arbeitete an seinen Akten und gönnte es sich abends, in einem rechtsphilosophischen Buch zu lesen und frühzeitig schlafen zu gehen.

Er blickte nach Ettas Kissen hinüber. Da lag sonst ihr reizender Kopf, ihre ganze feine zärtliche Gestalt. Ja, sie war ein entzückendes Vögelchen. Er streichelte das Kissen.

Hoffentlich sah sie um diese Stunde schon ein, Studienrat Umlaufs zweite Ehe zu sanieren oder zu sprengen war nicht ihres Amtes.

Sie würde wahrscheinlich morgen oder übermorgen zurückkehren, mit oder ohne Frau Umlauf. Vielleicht rief sie morgen früh an? Oder depeschierte, da Umlaufs keinen Fernsprecher hatten, wie sie ausdrücklich mitteilte.

Sobald sie zurück war fuhr er selbst nach Berlin. Dann kam, was sollte. Die Entscheidung ging ihren Weg. Was war er? Nur Werkzeug.

Walter Justin bekam den Brief seiner Frau erst am übernächsten Mittag. Gogar erst nach dem Essen. Die Köchin kam, sagte, der Brief sei in der Küche liegengeblieben durch die Schuld der Susanne, und reichte Walter den Brief Ettas hin.

Der Brief war in Berlin abgestempelt. Er lautete:

Grauen steht vor mir. Ich habe Duzende von Briefen zerrißen. Es ist unwiderruflich.

Theodor Schmitt darf nicht ins Zuchthaus kommen und du läßt dich nicht erbitten. Er muß fort. Ich habe ihn aber nur bewegen können dadurch, wenn ich selbst mitginge. Er wollte nicht fort. Er sagte, du kannst ihm nichts beweisen. Aber ich konnte es nicht mehr ertragen. Ich konnte es auf keinen Fall länger aushalten. Du warst so viel fort und mußtest immer arbeiten und an deine Verbrecher denken und hattest nie Zeit für mich, und er wollte es durchaus. Meine Eltern werden mich nun wohl verstoßen. Ich vermochte nicht mehr, ebenso zu sein wie du oder dir ähnlich oder so wie deine Angehörigen, und meine Eltern haben mich hineingehegt.

Aber was nützen Erklärungen? Sie sind alle falsch.

König Marich darf nicht ins Zuchthaus!

Wir sind schon weit fort, über die Grenze, wenn dieser Brief bei dir ankommt. Ich habe Geld mit, alles was ich flüssig machen konnte. Er natürlich auch. Ich glaube nicht, daß Ihr uns leicht finden könnt.

Ich habe die Frau Professor Umlauf, die überhaupt nur eine Bekannte war, schon vor ein paar Tagen getroffen. Ich ahnte, daß Theodor an jenem Abend kommen wollte, wie du bestelltest, du müßtest die Wohnung allein haben, und ich dachte, er käme des andern wegen, er hatte es immer vorgehabt, und er wollte durchaus durchsetzen, daß du uns in Ruhe ließe, und ehe er nicht Minister war, durfte keine Entscheidung fallen, so sagte er immer. Aber du müßtest dich ruhig verhalten. Wegen des Ministers. Ich wußte, du hattest keinen Verdacht, was er oft nicht geglaubt hat, aber ich wußte es, schon weil du dein Leben sonst nicht ertragen könntest, aber ich wollte nicht fort von dir, und das alles konnte nicht entschieden werden. Aber ich dachte an jenem Abend, so wie er es sich

dachte, daß du dich einschüchtern ließeſt, ſo würde es nun und nimmermehr gehen, und es konnte zu einer Kataſtrophe kommen. Und da bin ich vom Garten über den Balkon vom Schlafzimmer leiſe zurückgekommen und hatte mir die Thür vorher aufgeſchloſſen, und die Thür zu deinem Wohnzimmer habe ich verſchloſſen, und dann habe ich auf einem Stuhl an der Thür geſeſſen und habe jedes Wort gehört und habe vor Angſt gezittert. Aber was ſollteſt du im Schlafzimmer wollen? Und ich dachte, nun zerſpringt das ganze Lügengewebe und das ganze Leben auch, und das Unheil iſt da, und ich wurde nun als die verruchteſte Sünderin auf den Boden geworfen. Und dann begriff ich, daß es dir gar nicht darum ging, und dann wußte ich ſofort, daß du recht hatteſt, und da bin ich faſt ohnmächtig geworden, denn du würdeſt niemals nachlaſſen, und Theodor hatte niemals zu mir eine leiſeſte Andeutung verlautbaren laſſen, und ich glaube, er hatte es vergeſſen. Ich habe mit ihm geſprochen, und er hat alles einzig und allein nur um der fürchtbar armen Leute willen getan, aber er hat es auch mir nicht richtig geſtanden, aber er hat es getan, da iſt kein Zweifel. Es war ſo entſetzlich, wie er ſich wand und dich ſo flehentlich bat, und ich glaubte, er würde vor dir auf die Knie ſtürzen, aber das konnte auch nichts nützen. Und von mir konnte nichts geſagt werden, von ihm aus, und ich konnte nicht dazwiſchen treten, denn ſonſt hätteſt du ihn todtgeſchlagen und er dich, und du könnteſt ihn auch gleich auf der Stelle verhaften laſſen. Ich ſaß und war vernichtet und wußte nun nur, daß alles verloren war. Weil ich es getan habe. Und ſo iſt es unentrinnbar. Ich weiß, du mußt handeln wie du tuſt, und du mußt ihn verſolgen und gegen ihn aufſtehen. Aber er tat es wegen der armen Leute, und

so hat er sich aufgeopfert. O glaube mir, er ist ein großer und guter Mensch. Ich mußte dann fort, denn du konntest mich entdecken, und ich rannte zu Theodor in seine Wohnung, ich hatte den Schlüssel, und während des Brandes von der Scheitunger Scheune neulich, den du auch Theodor zugetraut hattest, war ich bei ihm, und er hatte seinen Geburtstag, und er hatte den Hörer abgenommen, als du anrufst, und er stand ganz starr, und wir hielten uns totenstill, und nachher sagten wir uns beide, warum hatte Theodor nur keine Antwort gegeben? Und es war schauerlich. Als er gestern abend von dir kam habe ich verlangt: Du mußt fort. Ich werde mit dir gehen. Wir müssen beide fort. Hier ist alles zu Ende. Und er sollte sich für keinen Augenblick falschen Hoffnungen hingeben, und du würdest todsicher alle Beweise herausbringen. Und er müßte ins Zuchthaus. Mit Brandstiftung wäre es nun einmal so.

Damit du aber nichts Falsches über die ganze Vergangenheit denkst: Es hat erst angefangen als du neulich verreist warst für die drei Tage. Theodor sagt, es sei nicht anders, da habest du ihn ausespioniert und habest den Minister gegen ihn aufgehetzt.

Ich wußte wohl, daß er es wollte, gleich von Anfang an. Es war solche Leidenschaft. Ja, ich war ihm sein Ein und sein Alles. Dann hat es auch mich überwältigt. Du hast mich immer allein gelassen.

Theodor ist ein großer Mann. Ich halte ihn dafür. Er darf nicht ins Zuchthaus. Ich denke, ich kann ihm helfen noch etwas zu werden, anderswo. Er gibt seine ganze großartige Laufbahn auf. Und er hatte sich um meinetwillen verraten, weil ich mich so um Mariechen grämte, und nur daran hast du es herausbekommen.

Deshalb ist es für mich unerlässlich, daß ich ihn nicht im Stich lassen kann.

Aber ich konnte nicht bei dir mit dem schlechten Gewissen leben, und nun hattest du es zu Theodor gesagt, wie du darüber denkst, über jedes Vergehen, und ich mußte es auch so, und einmal würdest du es herausbekommen, und Theodor ließ mir immer auch keine Ruhe. Vor dir konnte nichts verborgen bleiben. Was sollte dann jemals werden?

Ach, wenn du vermöchtest uns nicht zu verfolgen, ach bitte, bitte, tue es doch nicht. Etta.

Walter hielt den Brief und nickte vor sich hin. Ja. Es war so. — Er hatte es gewußt.

Oder wahrscheinlich war er der letzte und einzige Mensch der es nicht gewußt hatte in der Stadt, in der ganzen Welt.

Also deshalb war Theodor Schmitt zu ihm gekommen!

Alles andere ergab sich nur so nebenbei.

Walter lachte als ein Irrsinniger.

Er wußte, wenn er jetzt aufstand, fiel er um und war tot. Er sollte wohl aufstehen, um das durchzumachen.

Er sollte den Brief, den er in der Hand hielt, wohl noch einmal lesen. Aber das konnte er nicht. Es war nicht möglich. Er würde es nicht tun. Warum auch? Diesen Brief wußte er.

Der Brief flatterte aus seiner schlaffen Hand zu Boden und legte sich in eine Ecke neben den Schreibtisch und war nur ein unschuldiges beschriebenes Blatt Papier.

Walter bückte sich und hob das Papier auf. Er öffnete ein Schubfach seines Schreibtisches und legte das Blatt hinein. Er schob den Schubkasten zu. Vorerst lag dieses beschriebene Blatt Papier da ganz gut.

Es mußte wohl irgend etwas geschehen. Er hob das Hörrohr ab, wählte, bestellte in seinem Gericht, daß er nicht aufs Amt komme. Nein, morgen auch nicht. Ja, er reise schon heute nach Berlin. Alles war auf dem Amt eingerichtet für diese Reise. Er hatte keine dringenden Verhöre. Wenigstens das.

Er saß am Schreibtisch und holte den Brief doch wieder aus dem Schubfach. Lesen konnte er ihn nicht wieder. Aber er mußte es fühlen und sehen, daß er da war. Er dachte doch: Es ist nicht wahr.

Er sah den Brief an und dachte: Etwas so Dummes und Schreckliches kann es nicht geben.

Ihn kroch das Gefühl an, daß er für nichts in der Welt hinfort mehr in Frage kommen würde.

Er saß ohne sich zu regen in dem stillen Raum, und da geschah es ihm, daß er den Zeitsinn verlor. Vorhin war es greller Mittag gewesen. Nun aber war das Zimmer wie zu einer andern Tageszeit grau.

Und er hatte eins über den Kopf bekommen.

Da war er wochentags zu Hause und nicht nur am Sonntag? Sonderbar.

Die Wohnung war totenstill.

Doch jetzt kam das Mädchen herein, das Hausmädchen, das den Brief in der Küche vergessen hatte, sonst wäre die Welt schon eine Stunde früher untergegangen. Sie erkundigte sich: Sollte sie den See bringen?

Er sprang auf, rannte an ihr vorbei in Ettas Ankleidezimmer, rüttelte an ihrem Kleiderschrank. Die Türen waren verschlossen, die Schlüssel abgezogen. Die eine flog unter seinen Näusen auf. Der Schrank war ausgeräumt. Nur ein armes kleines Röckchen hing noch verlassen dort.

Er riß es heraus, knüllte es zusammen, warf es in die fernste Ecke.

Er schrie das Mädchen an, das ihm verdutzt gefolgt war: „Wieviele Koffer hat meine Frau mit?“

„Ich weiß nicht. Ich hatte Ausgang.“

„Nachsehen. Sofort!“

Er warf zitternd Ettas Schübe auf. Alles war ausgeräumt. Sie mußte all ihren Schmuck mitgenommen haben, auch seine Geschenke an sie.

Das Mädchen kam wieder. „Die gnädige Frau hat die beiden Schrankkoffer und ihre große Reisetasche mit.“

„Meinen Koffer auch?“

„Ja.“

Er lief halb bewußtlos aus dem Hause, zur Bank. Nicht einmal seinen Hut hatte er aufgesetzt. Er ließ sich bei dem Direktor melden. Etta und er lebten auf seinen Wunsch in Gütertrennung, hatten aber gegenseitige Vollmachten. Er mußte im Vorzimmer warten. Er knüllte an seinen Fäusten. Ruhe! Haltung! Du verlangst sie von deinen Verbrechern! Er wurde in das Direktorzimmer eingeführt.

„Meine Frau muß vor drei Tagen eine große Summe abgehoben haben. Ich muß wissen wieviel. Ich fürchte, sie hat eine Torheit im Sinn“, sagte er hastig zu dem Mann.

Der Bankdirektor ließ sofort nachfragen. Den ver störten Mann belästigte er weiter nicht.

Der Bote kam wieder, mit den aufgeschriebenen Zahlen. Etta hatte für zwanzigtausend Mark Papiere verkauft unter der Begründung, daß sie auf ein neuerworbenes Haus Anzahlung leisten müsse. Außerdem hatte sie ihr

Konto im Betrag von etwas über fünftausend fünfhundert Mark abgehoben.

„So so.“ Walter stürzte fort.

Nun denkt sich der — er meinte den Bankdirektor — das Richtige.

Hätte ich Nennenswertes auf meinem Konto gehabt, so hätte sie es auch ausgeplündert. Oho, stehlen konnte sie mir ja nichts.

Was war im Rathaus über ihren berühmten Herrn Oberbürgermeister schon ruchbar?

Er konnte seine Dual nicht länger aushalten. Er mußte erfahren. Aller Skandal würde ja doch binnen kürzester Zeit gänzlich offenbar über die ganze Stadt hingellen. Nicht das Geringste konnte hier mehr zu verbergen sein. Er sprang in eine Tasse und fuhr zu Luck.

„Wissen Sie, wo Schmitt ist?“

Luck sagte, der Oberbürgermeister sei vorgestern für ein paar Tage in Urlaub gegangen auf eine plötzliche Nachricht hin, sein Bruder sei erkrankt und wünsche seine Gegenwart. Er hatte fernmündlich mit Luck gesprochen. Er sei sehr besorgt gewesen.

Walter lachte laut. „Die können lügen! Die vielgeliebte Familie, dem seine! Der Herr Oberbürgermeister ist mit meiner Frau durchgebrannt.“

Luck stand zur Säule erstarrt.

„Haben Sie auch nichts bemerkt?“ hohnlachte Walter. „Ich denke, sonst hat die ganze Stadt freundlichst teilgenommen.“

Luck stammelte: „Daß er Ihre Gattin verehrte, entzückend fand . . . Aber das tue ich doch auch.“

Er sagte aufleuchtend: „Das ist ganz und gar unmöglich. Sie irren sich. Die beiden haben einen Ausflug miteinander unternommen.“

„Halten Sie mich für verrückt?“

Luß sah ihn ernstlich prüfend an.

„Ich mag so aussehen, aber ich bin es nicht. Noch nicht. Ich habe den Brief, der mir diese herzliche Tatsache anzeigt. So viel wandten sie gütig doch noch an mich. Die sind schon vorgestern auf und davon.“

Luß trat der kalte Schweiß auf die Stirn. „Aber das ist unmöglich! Sein Amt gibt Schmitt nicht auf! Dafür lebte er. Todsficher. Sein Amt gibt er nie und nimmer auf.“

„O, was das betrifft — sein Amt aufgeben!“ Walter lachte laut. „Ich weiß nicht, wo sie sind. Aber sie sind fort. Über alle Berge. Über die Grenze.“

„Wir wollen doch noch nichts sagen, ich meine den anderen“, bat Luß verstört. „Sicher wird sich noch alles zurechtfinden.“

Der bildet sich ein, ich bin gekommen um ihn um Rat zu fragen, dachte Walter und antwortete zähneknirschend: „Ich glaube auch.“

„Seien Sie nicht unbarmherzig!“ bat Luß.

„Sie ängstigen sich wohl um Ihr Idol?“ schrie ihn Walter an. „O, dieser Herr weiß sich zu retten. Meine Frau nimmt er mit! Nicht mehr und nicht weniger. Ja, allerdings, du verruchter König Marich aus deiner Unterwelt, du hattest mich in der Hand! — Abgeseimt und abgeschmackt!“

Luß stand an das eigne Erschrecken darüber hingegeben, was dieser Unglücksfall für ihn selbst bedeutete.

„Seien Sie versichert, es ist vollständig aus“, sagte Walter. „Ihr Abgott kommt nie wieder.“

Luß schüttelte den Kopf. „Also doch. Die tausend Mark von damals. Ich fand nichts dabei. Eine gute Tat. Ich hatte sie mitgemacht . . .“

„Ja, die wunderbaren tausend Mark“, lachte Walter. „Die hätte der Herr Oberbürgermeister nicht schenken sollen. Ein rührender Verbrecher.“

Luß weinte ungefähr. „An einer Weibergeschichte soll dieser große Mann zugrunde gehen!“

Walter klopfte ihm auf die Schulter. „War vielleicht doch kein gar so großer Mann. Oder großer Mann auf seine sehr eigne Art.“

„Schweigen Sie doch noch vorläufig, Schweigen Sie, ich bitte Sie so flehentlich wie ich kann.“

„Da ist nichts zu verschweigen“, sagte Walter. „Auf mich kommt es nicht mehr an, ich meine, auf mein Schweigen, in dieser ganzen Schweinerei. Und auch sonst nicht mehr. Ich bin erledigt. Was soll da noch zu verschweigen sein? Die beiden sind gestern schon über die Grenze. Wo wirbeln die jetzt herum? Auf dem Dzean?“

„Solche Leidenschaft!“ murmelte Luß kopfschüttelnd und meinte das Liebespaar.

„Ich werde es nicht auf dem Rathaus ausschellen lassen“, sagte Walter. „Aber geben Sie sich nicht den leisesten Hoffnungen hin. Da ist alles unwiderruflich aus.“

Er ließ Luß zerschmettert zurück. Freute sich. Der konnte sich ja nun von seiner Ida trösten lassen. Hatte der nicht morgen oder übermorgen oder nächste Woche Hochzeit?

Seine Ida war keine schillernde elegante Schlange. Die war aufrecht, stark im Gemüt und schlecht angezogen.

Falsch mochte sie trotzdem sein. Vielleicht kam keiner um sie in Versuchung zu führen. Dann blieb sie treu.

Er stürzte in seine Wohnung zurück und rief den Minister an. Der Anschluß glückte erst nach einer Stunde. Er zerfleischte sich unterdessen in Phantasien und haßte.

Als er den Anschluß hatte, sagte er in das Sprechrohr hinein: „Schmitt ist mit meiner Frau auf und davon. Jawohl, endgültig. Der hat ausgespielt. Nur ich auch. Meine Frau ist mit ihm. Den Brand hatte er angelegt.“

„D!“ erwiderte der Minister und fand kein weiteres Wort.

„Bitte, sage nicht, du habest es dir gedacht und habest mich durchaus warnen wollen“, schrie Walter in den Fernsprecher.

„Ich habe morgen sehr früh für dich Zeit“, sagte Stoll. „Leider nur sehr früh.“

„Ich fahre in der Nacht.“

Walter wollte am Bahnhof eine Fahrkarte erster Klasse nehmen, besann sich auflachend: Das ist nichts mehr für einen Landrichter mit nur seinem Gehalt.

Gott sei gelobt und gepriesen! Den Möller-Reichtum bin ich los!

Er nahm dritter Klasse, war zuerst allein und lief im Abteil hin und her. Ihm wurde, als solle er sich den Kopf am Fensterrand einrennen.

Reisende kamen. Er saß, beobachtete sie aus seiner Ecke und hätte sie am liebsten ermordet.

Sein Lamm in den Klauen dieses Bösewichts! Dieses Höllenhundes! Und sie wollte es und zog den ihm vor.

Nun redete Bommingen über ihn. Die ganze Stadt. Jede Köchin in jedem Grünframladen. Bei Angelika Selbmann war Festgewühl des Klatzches. Sie kannte ja sogar ihn. Hatte seine Frau gesehen. Aber die hatte er sich auch erhaben gefühlt. Nun züngelten und zischten sämtliche männlichen und weiblichen Klatzchmäuler. Ein Skandal, wie ihn Bommingen noch nicht erlebt hatte. So saftig, so abenteuerlich! Und wenn sie auch nicht die Hälfte wußten.

Das ist mir alles ganz einerlei.

Er hatte immer die Vorstellung im Hintergrund seines Gefühls und Denkens, daß die beiden in einem Flugzeug durch die Luft in ferne Länder sausten, und das Getöse der Propeller umkrachte sie. Und sie konnten sich nur ängstigen — wurde da nicht soeben ein Haftbefehl durchdiktirt?

Er konnte die Menschen um ihn im Abteil, ihr dummwichtiges Getön über Politik und Menschlichkeiten nicht ertragen. Bettelsuppen, Kannegießerei, verruchter Unsinn. Er stand auf, ging aus dem Abteil, den Gang entlang um den Schaffner zu suchen wegen eines Platzes zweiter Klasse. Das konnte er sich noch leisten. Trotzdem er ja jetzt für den üppigen, viel zu kostspieligen Haushalt aufkommen mußte, für seine Auflösung zum mindesten. Wie die Millionäre hatten sie gelebt. Etta war ja auch eine Millionärstochter. Und nun sollten sogar ihre Eltern an ihrer Verruchtheit schuld sein. Ja, mit Weisheit hatten sie sie nicht behandelt und mit keiner Liebe. Ach, das ging alles in einem hin, auch, ob er jetzt zweiter oder dritter Klasse fuhr. Erster fuhr er nicht; Etta hatte immer auf solcher Art des Reisens bestanden. Progerei. In nichts wollte sie sich fügen, und er war

immer nur schwach und nachgiebig. War auch alles ganz gleichgültig gewesen. Wohin sollten sie mit all dem schandbar vielen Geld? Die Eisenbahn wollte auch einmal die erste Klasse besetzen, und jetzt fuhren alle Leute die früher erster Klasse reisten, Auto. Sie hatte auch ein ganz großes haben wollen. Aber er haßte Reisen in dieser Schneckenhauswinderei.

Er fand den Schaffner, bezahlte den Unterschied und gab ihm ein großes Trinkgeld. „Ich muß allein bleiben. Ich bin hoher Beamter. Ich bin zum Minister unterwegs.“

Sofort wußte er: Schmierig. So weit bin ich schon heruntergekommen, daß es mir nötig erscheint, diesen Mann mit meiner Beziehung zu einem Minister zu bestechen!

Er saß allein, hatte alle Vorhänge zugezogen. Da reiste er nun und zu gleicher Zeit auch — aber immer weiter fort — das wunderbare Liebespaar, das sich jetzt im Flugzeug vor einem Haftbefehl fürchtete.

Taten sie ja gar nicht. Die waren viel zu schlau gewesen. Die Flucht mit dem Flugzeug oder mit der Eisenbahn lag schon längst hinter ihnen, als noch niemand etwas von ihrem Ausriß ahnte. Wie abgeseimt sie sich Tage und Nächte Vorsprung gesichert hatten. Das viel berufene Fräulein von Witte! Nun, immerhin sehr freundlich, daß sie überhaupt eine Aufklärung an ihn wandten. Nun, er sollte sie ja auf keinen Fall verhaften lassen.

Skandal! Uellender, tobender Skandal! Seine Frau war mit dem weltberühmten Oberbürgermeister der Stadt Bommigen durchgebrannt!

Ja, das war gründlich.

Wenn sie ihn auch bändigte, um ihren kleinen Finger wand, diesen groben Kerl, diesen Häuptling der Unterwelt, diesen Bolschewistengardehäuptling — darum wurde er doch nicht fein. Und sie wollte immer soviel Feinheit haben. Weil ihre Eltern in ihrer Form oft unbeholfen waren, deshalb verachtete sie sie und sie fielen ihr auf die Nerven. Aber was an ihr selbst unfein war, in ihrem Gemüt, das sollte der andere nicht merken, weder ihre Eltern noch sonst jemand. Sie nahm es tödlich übel und rannte lieber in die weite Welt davon, ins Vagabunden-Landstreichertum.

Wenn dieser Schuft nun nicht andauernd in wilder Ehe mit ihr leben wollte sondern begehrte, sie an sich zu binden — sie konnte ihn ja sonst zu jeder Stunde und an jedem Tag auch sitzen lassen und mit einem andern, einem dritten, vierten, fünften oder sechsten, wie viele sie wollte, mit Duzenden — auf und davon gehen — wenn der sie nun heiraten wollte? Nun, dann fälschte er die Papiere, die er in jedem Staat, wo sie auch landeten, zu einer Heirat brauchte. Was kam es dem darauf an, ob die Frau, die er zugrunde richtete, schon mit einem anderen Mann verheiratet war?

Aber für sie kam es darauf an. Immer noch.

Für eine Frau, die das tat? Was denn nur?

Millionen von Frauen wurden alle Tage ihren Männern untreu. Ganz netten Männern.

Es kam ihm plötzlich sehr selbstverständlich vor, daß sie einem Menschen wie ihm untreu wurde.

Vor dem Verbrechen, der Brandstiftung, hatte sie betäubt gestanden. In dieser Betäubung hatte sie gehandelt? Also ohne daß er Theodor Marich Schmitt mit seinem

Mordbrenner-Verdacht zusetzte, wäre dieses liebliche Verhältnis einfach weitergegangen? Und er hätte nichts gemerkt?

Victrix causa deis placuit. Da lachte Walter aus Höllengrund.

Er hatte sie wahnwitzig geliebt. Nun, seine Sache. Sie ihn auch? O ja, im Anfang gewiß. Dauernd gefiel es ihr nicht bei ihm. Er arbeitete zu viel. Sie hatte recht. Er hatte sich kaum noch um sie bekümmert. Sie war so unverrückbar Teil seines Lebens, daß sie verstehen mußte, er legte den Grund zu allem rechten Dasein für später mit seiner Laufbahn. Sie aber hatte ihre jungen Tage nicht mit Warten und mit Verdorren zubringen wollen.

Nun, so mochte sie denn seinetwegen durch die Sahara ziehen. Sie konnte ja nun auf Grund mannigfacher eigener Erfahrungen Männerhaß predigen, ihren Tuaregdamen, die sie so durchaus bei der Stange halten wollte.

Ob sie dabei Theodor Marich Schmitt als Reise- marschall mitnahm?

Scham erstickte ihn.

Er würde sich fortan nie mehr anders denn nur mit den Augen dieses Paares sehen. Er war erniedrigt und dumm. Er wollte sich totschießen.

Aber dann konnte der Schuft seine Frau heiraten.

Seine Frau, seine Herzgeliebte, sein Ein und sein Alles! O, so hatte sie ja dieser Schuft genannt, und sie schrieb es ihm auch noch! Er konnte nicht mehr leben. Er war verflucht.

König Marich als schmachsender und zärtlicher Liebhaber! Und Etta selbst hatte da aus ihrem Versteck mit angehört, wie er von der Hure erzählte, mit der er sich in München in einer Klappe amüsiert haben wollte, und

nur solche Schmutzphantasien kannte dieser Mann. Diese Ausrede war plausibel vor Gericht. Sehr beliebt.

Wie doch alles, sogar die Ausreden vor Gericht, nur herdenmäßig war. Sogar bei einem so ungewöhnlichen Verbrecher wie diesem Herrn Oberbürgermeister.

Bei diesem Mann blieb sie niemals.

Aber vielleicht schmiedete sie die grauenhafte Notwendigkeit aneinander, weil sie so grenzenlos viel um ihn aufgeopfert hatte. So wie die Magdalene von Witte an ihren Mann geschmiedet war.

Sie hatte ihm diese Geschichte also nicht umsonst erzählt.

Warum durfte er nicht heulen und schreien wie ein Tier?

Er faltete seine Hände in Verzweiflung. Die Aufgabe hatte er nun auch noch, die Menschen da in der Pöfsegger Mühle, ihre Eltern, in Kenntnis zu setzen.

Er ging aus dem Abteil heraus, stand im Gang. Er lachte in sich hinein. Da hatte ihm Schmitt angeboten — o ja, er hatte allerdings sehr wichtige Angebote für ihn in der Tasche gehabt: Ich lasse die Liebschaft mit deiner Frau, wenn du mich dafür laufen läßt. O ja, und hatte sogar Tränen darüber vergossen, über diese leidvolle Wahl, und sie waren in den Furchengräben seines Holzgesichts niedergerollt. Und er selbst, ja, er hatte dagestanden, wirklich als der dümmste Tropf, so wie ihn dieser Mann immerfort schimpfte, und alle sogenannte hohe Haltung war nur Dreck gewesen.

Und wie wurde es, offenbarte sich der ehebrecherische Zustand dieser beiden in jener Stunde?

Etta hatte ganz recht, sie kannte ihn, wenn sie schrieb, dann kam dieser Kerl nicht lebendig durch die Tür. Und

er selbst würde jetzt auch tot daliegen und hatte seine Ruhe.

Er sprach den Minister in früher Morgenstunde. Dr. Stoll sagte: „An die Brandschuld des Mannes habe ich nicht geglaubt.“

„Doch. So ist dieser Kerl. Aber das andere! Ich hätte nicht leben können, vertraute ich nicht. O, die ganze Stadt muß es gewußt haben. Aber ich merkte nichts.“

Er gab sich hin und raste. Er drohte, forderte: „Hinter diesem Schurken müssen in alle Häfen, über die ganze Erde weg Steckbriefe geschickt werden, als Brandstifter. Er muß kinderleicht zu finden sein, mit dieser auffallenden jungen Frau.“

Der Minister schüttelte den Kopf. „Die Beweise genügen nicht für einen Steckbrief.“

„Doch. Der Brief meiner Frau ist sogar schriftliches Geständnis.“

„Nein. Außerdem — sie wird mitverhaftet, wenn er gefaßt wird. Schon wegen Begünstigung.“

„Es schadet nichts. Ist das kleinere Übel. Sie kann zu ihren Eltern zurück. Sie kann tun, was sie will. Nur von diesem Kerl muß sie befreit werden.“

„Jede Verhandlung würde zum Riesenskandal für deine Frau.“

„Ich soll an dieser Sache alles verloren haben und dann soll gar nichts dabei herauskommen?“

„Schmitt ist für Deutschland ein für allemal erledigt“, sagte Dr. Stoll. „Er kann nie wieder zurück. Ein Steckbrief ist überflüssig, so lange er im Ausland bleibt. Hier fordert keine aufgeregte Bevölkerung ihn zur Sühne zurück.“

„O ja, natürlich, Kleinigkeit, die nicht zählt, daß er eine junge unerfahrene Frau verführt hat!“

Der Minister antwortete mit jeder Entschiedenheit: „Ich lasse diesen unnötigen Skandal für Deutschland nicht aufkommen. Der Mann hat sich selbst gerichtet.“

„Meine Frau! Sie soll in seinen Klauen bleiben?“

„Aber Walter, armer Junge“, sagte der Minister, „sie hat es doch so gewollt.“

„Nein, was sie tat wußte sie nicht. Sie hatte auch so Angst.“

„Walter, du kannst dich nicht in Verzweiflung um diese Frau zugrunde richten.“ Dr. Stoll bot ihm an: „Du mußt jetzt fürs erste Urlaub nehmen. Nach Bommingen sollst du nicht zurück. Weiß deine Mutter schon um die Angelegenheit?“

„Nein. Guter Gott, und ihre Eltern! Es muß auch eingeleitet werden, daß sie Geld bekommt.“

„Überlaß ihr das Denken darüber. Sie hat Geld genug mitgenommen. Sie ist nicht hilflos wie du annimst. Sie hat ihr Schicksal gewählt.“

„Was wählen wir, wenn die Hunde unseres Abgrunds über uns sind.“

Stoll schwieg.

„Kann ich noch Richter sein?“ fragte Walter.

„Aber warum in aller Welt nicht?“ sagte der Freund.

„Nach dieser Blamage? Daß ich mich so betrügen ließ? Und ich weiß nun, wie man schlecht wird, wie leicht es ist. Ich werde in allen Menschen hinfort immer nur sie richten, nur sie erleben, sie, sie!“

„Nimm erst Urlaub. Keinen langen. Du wirst unterdessen versezt.“

„Ich will für immer fort, von allem hier in Deutschland“, sagte Walter. „Ich will sie suchen und ihn totschlagen. Meinetwegen auch mich. Sie ist dann frei. Von ihm und von mir. Sie kann sich nachher aussuchen, wen sie will.“

„Hast du sie so sehr geliebt?“ fragte Dr. Stoll.

„Wahnsinnig, abgöttisch, Tag und Nacht. Jede Stunde und jede Minute. Wenn ich an sie dachte, ward mir das Leben zum goldnen Kaufsch. Ich brauchte nur ihren Tritt zu hören und mein Herz brannte. Ich lag jeden Tag und jede Stunde, ach, in jedem Augenblick, vor dem Schicksal dankend auf den Knien, weil ich sie bekommen hatte.“

„Nun mußt du vor allem deine Mutter benachrichtigen und dann, du hast recht, ihre Eltern in Kenntniss setzen. Nur durch sie kannst du für die unselige junge Frau sorgen“, sagte Dr. Stoll, der ihm ein Ziel geben wollte. „Schmitt überlaß seinem Schicksal. Wir müssen ihn lassen. Sein Weg ist dunkel genug.“

„So einer hilft sich. Mein armes Kind zieht er in seine Unterwelt mit. Dieser Abschaum. Dieser Hund, der sich rettet, dadurch, daß er meine Frau mitnimmt. Als Geißel gegen jede Verfolgung. Als seinen Schild. Der sie ihr ganzes Leben zugrunde richten läßt, und er spielt auf ihrem Mitleid Harfe, und er redet ihr ein, sie müsse ihn retten. Und der Kerl läßt sich von ihr retten.“

Er ging. Der Minister sah ihm sorgenvoll nach.

Er sandte an Marianne Justin ein Telegramm. Bat um Anruf. Er sprach sie fernmündlich, ehe Walter bei ihr eintraf.

Aber Dr. Stoll kam auch bei gründlichem Nachdenken über die Lage doch immer nur zu dem einen

Schluß: Es wäre sehr mißlich gewesen, diesen bekannten und zweifellos organisatorisch sehr fähigen Mann ins Zuchthaus zu schicken.

Da floh er und nahm diese junge Frau mit. Die Frau des Feindes. Feindschaft auf Leben und Tod. Und die Frau machte mit.

Und die Verkettung schloß sich um den Mann, der nichts getan hatte als daß er eine Frau heiratete, die zu haben und zu halten doch zuletzt seine Kraft überstieg.

Walter saß bei seiner Mutter, sah den Brief in ihrer Hand, sah sie ihn lesen und darüber totenblaß werden.

„So zu schreiben! So. Ich bin doch kein Klotz. Einfach: Nun gehe ich mit einem anderen in die Welt, und du kannst sehen wo du bleibst. Und dann schreibst sie so gräßlich, das mit meinem Anruf bei ihnen.“

Marianne blickte vor sich hin und es war, als sei alles Leben auch für sie aus. Als treffe auch sie der Todesschlag.

Sie hatte die Schwiegertochter, diese lebhafteste, begabte, bezaubernde, törichte junge Frau sehr lieb gehabt.

Und noch: Niemand wußte tiefer als sie von all der Zeit ihrer Ehe her, wie schwer der Beruf war, den sich ihr Gatte und ihr Sohn erwählt hatten. Sie hatte immer gemeint, er habe das Herz ihres Gatten so frühzeitig verbraucht. Sie hatte mit Angst erlebt, daß auch der Sohn nur Richter werden wollte. Sie konnte ihn nicht hindern. Sie kannte die Leidenschaft der Männer seiner Familie, dem Ruf zur richterlichen Verantwortung in ihrer Brust zu folgen. Sie hatte nur lieben können, um dadurch Kraft zu geben.

Das junge Weib aber, das das heiße Herz des Sohnes an sich riß, hatte versagt. Gräßlich und schaudervoll. Marianne wußte am eignen schweren Kampf ihres

Lebens mit den beinahe unüberwindbaren Schwierigkeiten des Berufes von Gatten und Sohn, daß dieser Beruf diese Ehe getötet hatte.

Das Leben, das sie aufgezimmert hatte für ihre Geliebten, für sich in ihnen, schien endgültig doch nur Spuk zu sein.

„So sage doch wenigstens nur ein Wort“, flehte der Sohn. „Ach bitte, Mutter, so sage doch nur, ich habe die Schuld. Ach Mutter, du hast sie doch auch so lieb gehabt.“

Da weinte und schluchzte sie.

Er starrte sie in wütender Verzweiflung an. Sie suchte irgendwelche Worte zusammen. „Dieser Brief ist in qualvoller Verzweiflung geschrieben worden.“

„Glaubst du, Mutter, daß sie mir noch einmal einen andern schreibt?“

„O mein armer, geliebter Sohn, ich fürchte, du wirst sehr lange nichts von ihr hören.“

Er ließ sie. Er wandte sich und ging aus dem Zimmer. Sie hörte ihn in der Diele ein Ferngespräch nach Bommungen in seine Wohnung bestellen. Er kam wieder, lief hin und her. Der Fernsprecher meldete. Er sprang hin. Sie hörte ihn fragen; verstand nicht die Worte. Er warf den Hörer in die Gabel.

Er stand wieder vor der Mutter. Mit dem verzweifelten Hinsehen: „Unsere Ehe ist dir von Anfang an fraglich vorgekommen?“

„Nein. Sie liebte dich, so schien mir, leidenschaftlich. Ich dachte oft, bedrohlich. Sie hat viel von dir verlangt.“

„Und ich versagte.“

„Dein Beruf! Sie mußte es einsehen . . .“

Marianne sagte aus der eignen Betäubung: „Eine so wahnsinnige Torheit . . .“

Er schrie: „Torheit? Mütter, Verrat!“

Er kam außer sich. „Verrat an meinem Beruf. Meine Frau stößt mir das Messer ins Herz. Sie wußte. Alles! Was mein Beruf für mich ist. Wie ich ihn mir alle Tage erkämpfen muß. Alles, alles, mein ganzes Leben wirft sie mir vor die Füße.“

Marianne stammelte: „Ich habe doch nur euch, euch!“

„Ich kann nicht hierbleiben“, sagte er. „Vorhin war ich aus und rannte zurück. Um jede Straßenecke soll sie biegen, und ich weiß, was sie da gesagt hat und was dort, und alles schlägt mir das Herz entzwei. Ich möchte das Haus in die Luft sprengen wo wir gewohnt haben. Warum nahm ich den ganzen infamen Plunder an? Ich hasse jeden Flegel, der da jemals in unserer Wohnung herumhing.“

„Ich bin mir ekelhaft und verhaßt“, sagte er. „Für mein ganzes Leben, daß sie mich wegwarf, um diesen Klotz, anderes kann ich nie mehr in meinem Leben empfinden. Alles ist zerstört. Ich kann niemals mehr mit Menschen weder darüber schweigen noch darüber reden. Ich kann Leben nur noch unter diesem Galgen hervor ansehen. Ich muß von allen Menschen fort in die Einöde gehen. Ich weiß nur noch nicht, wohin.“

„Aber einmal ist auch das Vergangene“, flehte sie.

„O ja. Aber das Leben auch.“

„Sie hatte nichts zu tun“, sagte er. „Da saß sie zu Hause allein. Diese Frau. Klüger als ich in ihrer Anlage. Voller Betätigungseifer. Wenn ich so in einer Wohnung hätte herumsitzen sollen! In der schönsten. Wer mir das zugemutet hätte! Ein Kind konnte sie nicht

sosort wieder haben. Aber mit diesem grauenhaften Kerl geht sie auf und davon.“

Nichts konnte erwidert werden.

„Ach, es kam auf alle Fälle so“, sagte er, „ob mit dem oder mit einem andern. Austoben wollen sie. Natürlich wollen das heutzutage die Weiber ebenso wie die Männer. Als nicht mehr das Kind unumgänglich hinter all diesem sogenannten Austoben stand, da fing es sofort an. Da wurde das Letzte beinahe nur noch zum Gesellschaftsspiel. Mußte werden. Es wird sich nicht mehr zurückändern. Nur, wir werden daran zugrunde gehen.“

Marianne sagte leise: „Übergangszeiten müssen überwunden werden. Ganz neue Verantwortlichkeiten bilden sich. Für Mann und Frau gemeinsam. Im Augenblick, da die Frau nicht mehr nur Ehe teil sein konnte, sondern bewußt auch Volks- und Staats teil, ward alles anders. Es war nicht aufzuhalten. Nur darüber geht der Weg zur neuen Form. Aber du, du sollst nicht das Opfer sein! Könnte ich dir doch nur helfen!“

„Mutter, warum hängt man am Leben? Bilde ich mir ein, ich könnte noch etwas leisten? In diesem verkommenen, scheußlichen, unverständlichen Leben? Was ist für uns übriggeblieben denn nur leere Schalen, für uns, die wir den Krieg aushielten? Was bin ich? Ich sage es nicht, weil mir das widerfuhr. Aber so lange hatte ich sie zum Trost.“

„Mutter, ich kann doch nichts anderes mehr tun als sie über die ganze Welt suchen, den Kerl totschießen und dann mich. Und ich stehe hier und lebe und gehe hin und tue es nicht.“

Die Straße der Menschen

Zerrissene Bande

Ein harmloser Brief der Schwiegereltern wurde von Bommingen aus nachgeschickt. Sie waren der Ereignisse noch ahnungslos.

Wanda kam, um dem Bruder anzubieten: „Ich will in die Mühle fahren. Sie haben mich gern. Sie werden mich hören. Sie werden verstehen, ich werde es ihnen sagen, daß du nicht kommen kannst.“

„Gutes Herz“, antwortete er, „es hilft doch nichts. Zu ihren Eltern kann nur ich fahren.“

Es wurde in Pößegg, wie er gefürchtet hatte. Die Eltern brachten gar kein Gefühl für die Tochter auf, nicht die leiseste Empfindung von Zusammengehörigkeit. Der Vater tobte in den wildesten Ausdrücken. Hätte er die Tochter erreichen können, er hätte sie totgeschlagen. Die Mutter empfand nicht viel anderes als die Aufregung darüber, daß sich ihr Mann so sehr aufregte.

Möller schrie: „Dieses Frauenzimmer bekommt nie wieder einen Pfennig Geld von mir. Was bin ich dieser Kanaille je anderes gewesen als immer nur ein Geldspind? Durchprügeln möchte ich dieses Frauenzimmer, bis sie verreckt.“

Walter saß schweigend, vom tiefsten müdesten Lebens-
ekel überwältigt. Möller kam zu ihm, sah ihn trostlos an. „Du bleibst doch natürlich unser Sohn“, bat er.

Walter wußte, zu Erörterungen war jetzt nicht der Zeitpunkt. Er blieb für einige Tage in der Mühle, lief in die Wälder, kam abends erschöpft zurück und konnte

doch nicht einschlafen. Er wußte nicht wohin sonst. Hier war er in Abgeschiedenheit von der Welt, und es galt auch noch Regelungen durchzusetzen. Die Eltern suchten sich an seiner Haltung stummer Zerstörtheit zu einigem Maß zurückzufinden. Liebevoller als sie konnte niemand sein. Er bat erloschen: „Nicht auf sie schimpfen!“

Ihren Brief zeigte er nicht und niemand verlangte ihn.

Verteidigen wolle er dieses elende Frauenzimmer auch noch, murrte der Vater. Er gebrauchte noch viel stärkere Ausdrücke. Die Mutter stöhnte jeden Tag: Einem Manne wie Walter so etwas anzutun! — Zu gut sei er zu dem Frauenzimmer gewesen, nur viel zu gut, fuhr Möller auf. Er war überhaupt immer viel zu gut für sie.

Mariechen Peukert starb in diesen Tagen und wurde begraben. Möllers gingen mit. Walter vermochte es nicht. Auch jene Schuld am Leid dieses Kindes, das sie so innig liebte, hatte Etta nicht zurückhalten können, sondern hatte sie nur in die Tiefe ihrer Bahn gedrängt.

Er staunte immer wieder und mußte bitter lachen und mit dem Kopf schütteln. Um Marich Theodor Schmitt die Zerstörung eines ganzen schönen jungen Lebens. Und dann fiel ihm Paul Weimann mit seinem einen Auge ein und die drei ansehnlichen Frauen, die vor seinem Richtertisch so leidenschaftlich Zeugnis für ihn ablegten.

Mit einer Scheidung hatte das Paar doch noch warten wollen. Bis zum Ministerposten, wie das dumme junge Weib schrieb, an den Todfeind des Mannes. O ja! Frau Minister zu werden schien sie gelockt zu haben! Mit solchen Ausichten hatte sie der Kerl eingefangen.

Ach, trostlos. Sie ließ sich fangen. Von diesem Mordbrenner. Sie wußte von dieser schönen Brandstiftung nichts? Und er, der betrogene Ehemann, in dieser ganzen

Sache so erzdumm, hatte diesen Brandrauch dennoch gerochen?

Er sprach nichts von solchem wilden Hin- und Herwälzen seines Geistes zu ihren Eltern, hütete seine Zunge, daß ihm nicht ein Wort entschlüpfte, das nicht ausgesprochen werden durfte und nachher nicht mehr zurückzunehmen war. Er sagte ihnen nur, bei der Stadtverwaltung seien Unregelmäßigkeiten aufgedeckt worden, und so habe Schmitt eilends fortgemußt. Er könne niemals wiederkommen. So viel mußten sie wissen. Um der Geistesstärke seines Schwiegervaters willen mußte er noch mitteilen, daß diese Unregelmäßigkeiten nur ganz wenigen Menschen bekannt geworden seien und niemals veröffentlicht werden würden.

Möller fragte nicht eingehend. Der Verführer der Tochter war ihnen nicht wichtig. Sie trug die Schuld.

Beide Eltern baten ihn: Er sei ihnen doch nicht böse?

„Ich bin doch hier“, antwortete er. Er würde sich vor der Hand nicht scheiden lassen, nein. Der zersessende Gram, die Wut bis zum Ersticken wie an heißem Blut quollen in ihm. Er sprang auf, schrie. Wenn sie dadurch an diesen Menschen geriete, so ließe er sich niemals scheiden! Die alten Möllers blickten entsetzt, daß sogar ihm die Haltung zerbrach.

Er sagte, Etta müsse unbedingt Geld bekommen, sonst bleibe sie an diesen Mann geschmiedet und versinke.

„Ist mir ganz einerlei“, verwarf sie ihr Vater.

„Aber mir nicht“, antwortete Walter. „Und dir auch nicht immer, Vater. Ihr habt nur noch sie, um für sie zu sorgen. Olga braucht euch nicht, und sie wohnt mit ihrer Familie so weit fort.“

„Willst du denn nichts mehr von uns annehmen?“ fragte die Mutter schüchtern.

Walter lächelte matt. „Nein, Mutter.“ Er hatte genug für sich. Vollständig genug. Da war alles außer jeder Frage.

Sie sagte, sie spreche auch im Namen ihres Mannes, der sie beauftragt habe ihn zu bitten: Was komme es bei ihnen darauf an? Was sollten sie mit ihrem vielen Gelde anfangen? Bitte bitte, wenn er nur die Hälfte des alten Zuschusses annehmen wolle. Die Frau sagte, ihr Mann würde sich dann nicht so zu Tode grämen. Es wäre doch so wie damals, als die Jungen gestorben seien. „Der Vater liebt dich so sehr.“

Er konnte nur den Kopf schütteln. Seine Mutter und seine Schwester Wanda würden den Haushalt in Bommelingen auflösen. Er werde versetzt werden, habe die Zusage schon. Er werde nicht mehr zurückkehren.

„Aber sie muß Geld erhalten“, beharrte er, und es war ihm unmöglich, den Namen auszusprechen, der für ihn das Gefäß aller Zärtlichkeit und Liebe gewesen war und den er niemals genannt hatte, ohne daß die Quellen seiner Glückseligkeit hoch in ihm sprangen. Das Paar sei in der Angst entflohen, daß Schmitt steckbrieflich verfolgt werden könne. Sie wüßten nicht, daß es nicht geschehen werde. So würden sie in der Verborgenheit untertauchen. Sie könnten sich nicht leicht ein neues Leben zimmern. So müßte Etta neues Geld zugeleitet werden.

Möller lehnte ab. Vorläufig habe seine teure Tochter ja eine ganz nette Kleinigkeit mit. Sie brauche ja das Geld nicht immer nur mit beiden Händen zum Fenster herauszuwerfen. Was bei der alles selbstverständlich ge-

wesen sei! Er redete von ihrem Wunsch, ein Diener müsse sein. Was alles noch.

„Gott, ihr kleiner Pudel steht auch noch da!“ stöhnte Walter.

Den kleinen Wagen wollte Möller nach Pöfsegg kommen lassen. Für kürzere Fahrten komme er ihm ganz bequem. Der Vater tröstete: „Zerbrich dir nicht den Kopf auch noch darum, ob dieses Frauenzimmer Geld hat oder nicht. Vor der Hand hat sie genug, und wenn sie es verjagt hat, so wird sie sich ja wohl melden. Ich denke nicht daran, sie mitsamt ihrem saubern Kerl auszuhalten.“

„Was wird aus ihr?“ fragte Walter.

„Ihre Sache. Sie hat sich ihr Bett gemacht.“

„Werdet ihr sie wieder aufnehmen, wenn sie sich an euch wendet?“

Der Vater antwortete nur: „Das weiß ich noch nicht.“

Walter kam andern Tages nochmals bei seinem Schwiegervater auf sein Andrängen zurück. Nach Etta müsse gesucht werden. Von ihm könnten keine Nachforschungen ausgehen. Vor seinen eignen müßte sie, weil er eine Gerichtsperson sei, für Schmitt Angst haben. Aber er könne dem Schwiegervater zweckmäßige Wege zur Nachforschung angeben.

Möller beharrte. Geinetwegen könne sie verrecken. Oder sonstwie untergehen, ganz wie ihr beliebt. So sei seine völlig aufrichtige Meinung. Die könne auch einmal lernen, was Leben heißt. Aber er wolle um Gotteswillen seinem Schwiegersohn das Leben nicht noch mehr verdüstern. Wo er schon genug auszustehen habe. „Durch dieses Frauenzimmer, das doch nun einmal unsere Tochter ist. Und es tut mir um ihre brave Mutter leid.“

„Du nimmst sie doch nicht etwa wieder?“ fragte Möller mißtrauisch und drohend.

Walter errötete glühend dunkel. „Sie ist fort. Aber ihr habt nur sie. Ihr könnt nie wissen, welche Zusammengehörigkeiten sich dermaleinst doch noch bilden.“

Möller blieb bei seinem Spruch. „Das vergesse ich ihr nie. Und ihr mein Geld nachzuwerfen, fällt mir nicht im Traume ein.“

Walter erhielt hier in Pösfegg, wiederum hier — die Nachricht, daß er ans Landgericht von Dortmund überwiesen sei.

* * *

Da war diese Stadt, in einer Gegend, in der man den Besucher als zu den größten Sehenswürdigkeiten zu den seltenen Plätzen führte, von denen aus einmal kein Schornstein einer Großfabrikanlage zu sehen war. So lange Walter hier lebte, mußte er beim Durchfahren oder Durchwandern immer an das Wort eines durchreisenden Bekannten denken: Mississippi her! Zur Ersäufung dieser Schrecklichkeit!

Nun, ihm war diese Tur-Fabrik-Gewaltigkeit, aufgewühlt aus einer naturgewollt lieblichen Landschaft, sehr recht.

Er mietete sich in Dortmund zwei möblierte Zimmer. Sie enthielten einen großen Schreibtisch und ein leidliches Bett. Gut; alles andere war einerlei. Er ließ nicht einmal die großen eingerahmten Photographien der verstorbenen Familienmitglieder seiner Wirtin von der Wand weghängen, und sie glogten fern und stumpf in sein Leben hinein, wie es nun so war.

Aus der Bomminger Wohnung wollte er nicht das geringste Gerät annehmen. Seine Mutter und Wanda lösten den Haushalt dort auf. Als die Koffer mit seinen Anzügen und mit seiner Wäsche ankamen und er auspacken begann, warf er die Stücke mit Ingrimme heraus, stülpte schließlich einfach die Koffer um, ließ alles liegen, lief weg. Seine Wirtin mußte die Sachen welegen und weghängen. Er schenkte fast alles an Verwandte von ihr. An jedem Stück hingen Erinnerungen.

Der Vater Möller wollte auch nichts mit der einstmals mit so viel Jubel ausgesuchten Ausstattung zu tun haben. Als Walter ablehnte, im geringsten darüber zu verfügen, wünschte Möller die öffentliche Versteigerung. Marianne und Wanda retteten das kostbare Silber und Porzellan. Die Kisten standen, kurzerhand von ihnen in die Mühle geschickt, auf dem Speicher.

Möller sagte, das erste beste Dienstmädchen, das in Pöfseg heiratete, solle das verhaßte Zeug haben. Dann wurden sie in ihrer dunklen Ecke mit Fleiß vergessen.

Walter entschloß sich nach einigen Monaten, zum Abschluß der Sache auch vor dem Justizminister, nach dem einstigen Ratsfahrer suchen zu lassen, der in der Bomminger Ratsgarage zur Zeit des Brandes auch das Krafttrad des Oberbürgermeisters betreut hatte. Der Mann war durchaus nicht tot sondern sogar leicht zu finden. Er hieß Klose und hatte eine Anstellung in einer Fabrik nicht weit von Dortmund. Er gab auch auf Anfrage sofort jede Bereitwilligkeit kund, über sein früheres Dienstverhältnis zu dem einstigen Oberbürgermeister von Bommingen auszusagen. So kam er eines Sonntags nach Dortmund hinüber. Walter ließ seine Aussagen durch einen zuverlässigen Gerichtsschreiber protokollieren.

Klose sagte, o ja, er verstehe, es handele sich um eine Aussage wie vor Gericht. Nein, er habe nichts zu verschweigen und brauche nichts hinzusetzen. Er hatte keinerlei Hemmungen in betreff dieser Aussage. Über diese Reise des Herrn Oberbürgermeisters damals vor zwei Jahren zu der Tagung nach München wisse er allerdings einigen Bescheid. Vor allem das besonders Wunderliche, daß der Herr Oberbürgermeister auf diese Reise sein Kraft-
rad gar nicht mitgenommen hatte, und dann kam es doch plötzlich aus München an. Der Oberbürgermeister war ganz ordentlich mit dem Zuge abgereist. Klose hatte ihn selbst im Ratswagen zum Bahnhof gebracht. Danach, am gleichen Vormittag, war er selbst in Urlaub gegangen und war erst nach dem Oberbürgermeister von diesem Urlaub zurückgekehrt.

„Woher wissen Sie, daß das Kraft-
rad damals während Ihrer Urlaubsreise aus der Ratsgarage entfernt und sogar nach München mitgenommen worden war?“ fragte Walter.

„Zufällig genau. Als ich ankam, war die Karre überhaupt nicht vorhanden. Wir ließen unsere Sachen, was wir selbst nicht machen konnten, immer bei Gill reparieren, der großen Werkstatt an der Langen Straße, der Herr Landgerichtsrat wird sie kennen. Dort war nun die Karre vom Bürgermeister. Warum? Sie war ganz in Ordnung gewesen als ich wegrief. Der Oberbürgermeister war auch verreist gewesen. Aber dann war der Brand ausgebrochen, und in der fürchterlichen Verwirrung konnte sie vielleicht einer für ein paar Tage geklaut haben und dann gleich zuschanden gefahren. Ich ging nun zu Gill hin und schimpfte, daß es mit der Karre so lange dauerte, und da haben sie mir erzählt: Sie hatten an dem Tage,

als der Bürgermeister noch unterm Brande in Bommingen wieder ankam, am Nachmittag, Erpreßgut vom Bahnhof abgeholt, aus dem Münchner Zug. Aber im Gepäckwagen stand auch seine Karre, die sie natürlich genau kannten. In ganz Bommingen fuhr niemand sonst eine solche prachtvolle Karre, und sie kannten natürlich auch den Jahrgang und die Nummer. Aber die Karre war damals, als sie im Gepäckwagen stand, schon in unglaublicher Weise zugerichtet, so, als ob einer durch Sumpf und über Grobholz hingeschliffen sei. Sie sahen sie so genau an, weil sie sich wunderten, warum der Bürgermeister mit der Bahn zurückkam, und sie war als Gepäckstück aufgegeben worden. Aber sie ließen sie natürlich im Gepäckwagen stehen. Am Nachmittag brachte sie der Bürgermeister selbst angefüllert. Zu ihm haben sie nichts gesagt. Er war ein sehr scharfer Kamerad.“

Klose hatte sich nach seinem Urlaub nicht mehr gut mit dem Bürgermeister vertragen. „Mir schien, er wollte mich vielleicht los sein, und ich brauchte mir bei meinen guten Zeugnissen eine solche Behandlung nicht bieten zu lassen. Ich wollte auch heiraten und dann nicht alle Tage schwer verärgert heimkommen. Da habe ich mir eine andere Stellung gesucht.“

Er fragte noch: „Kann mir der Herr Landgerichtsrat sagen, was damals mit der Karre los gewesen ist?“

„Nein, das kann ich leider nicht“, antwortete Walter. „Nur noch diese Frage: Wissen Sie, ob die Nummer in Ordnung war, als Sie das Rad in der Reparaturwerkstatt sahen?“

„Allemal“, sagte Klose. „Ohne seine richtige Nummer konnte doch sogar Schmitt nicht fahren.“

Nun ist er gleich bei Theodor angelangt, dachte Walter. Schade, daß er nichts von Marich weiß.

Er ließ das Protokoll unterzeichnen. „Stimmt auffallend“, meinte Klose begeistert und hieb seine Unterschrift schwungvoll unter die letzten Zeilen. Er nahm nur seine Auslagen für die Reise an.

„Und Bommingen steht auch noch, ohne Schmitt“, sagte er im Fortgehen. „Hätte der Herr Oberbürgermeister seiner Zeit kaum für möglich gehalten.“

Er klinkte die Tür hinter sich ein und Walter wußte, daß er sich jetzt den Kopf darüber zerbrach, wie das Kraft- und die Münchner Reise mit der Liebschaft zusammengehangen hatten, um die der Bürgermeister nachmals so plötzlich aus Bommingen wegkam.

Aber Walter wunderte sich über den Beweis in seinen Händen. So hatte Marich Theodor Schmitt wirklich diese Wahnsinnstat ausgeübt!

An seinem Staunen wurde ihm die ganze Abenteuerlichkeit seines eignen Verdachtes klar. Wie stark aber mußte der Dunstkreis der Verwegenheit um den so gemessen auftretenden Mann gewesen sei, daß dennoch ein Verdacht die fast unangreifbar aufgerichtete Wehr um diese Tat zerriß.

Aber nur der fast bis zum Wahnsinn aufgestachelte Spürsinn des Feindes hatte es vermocht, dem Theodor Marich Schmitt in erneuter Übeltat die innerste Lebensfeste zerstörte.

Walter schauderte zurück vor diesen Taten und vor ihren Folgen, den Folgen gerade in seinem eignen Tun, in der furchtbaren Durchbrechung der Objektivität, die allein sein richterliches Leben, seinen Beruf weihen und ertragbar machen konnte.

Nun, er hatte gezahlt. Überhoch. Nicht freiwillig. O nein. Sein ganzes menschliches Leben war ihm in allem Wert abgefordert worden. Da war, so lange er lebte, niemals ein Schlußstrich zu machen.

Walter Justin blieb zwei Jahre in Dortmund. Dann wurde er als Landgerichtsdirektor nach Frankfurt am Main versetzt. Mit Dr. Stoll hatte diese Ernennung nichts zu tun. Er war schon seit Jahr und Tag, schließlich doch auch zu seiner eignen Genugtuung, durch eine Parteiumgruppierung von seinem Amt als Justizminister enthoben worden.

Während dieser zwei Jahre erhielt Walter niemals eine Nachricht von Etta und auch ihre Eltern hörten nichts von ihr.

Walters eheliches Zusammenleben mit ihr hatte drei Jahre gedauert.

T o t e F e r n e

Frankfurt am Main.

In seinem Beruf erfuhr Walter Justin hohe Schätzung. Der beste Beweis war die Förderung seiner Laufbahn durch die Regierung, die seine Zugehörigkeit zu der ihr entgegengesetzten Bewegung kannte. Seine Kenntnisse, seine richterliche Kühnheit und Gewissenhaftigkeit trugen ihn.

Außerdienstlich kam er nicht viel mit Menschen zusammen. Er hatte einigen engeren Verkehr mit ein paar Kollegen. Geselligkeit größeren Stils langweilte ihn namenlos in dieser Zeit, in der sich seiner Meinung nach alle Welt doch nur untereinander zankte.

Er blieb für sich. Manche Leute seines Kreises bedauerten diese Tatsache. Aber er war so gut wie ein Hagestolz, also ohne dringende gesellschaftliche Verpflichtungen. Manche verheiratete Kollegen beneideten ihn aber auch um die Möglichkeit seiner Zurückhaltung von gesellschaftlichen Veranstaltungen, die sie allein ihrer Frauen wegen auf sich zu nehmen meinten als Ausdruck einer gehobenen Lebensstellung für sie. Walter brauchte so etwas nicht zu tun.

Er ging nicht ins Theater noch ins Kino. Er las keine Werke der sogenannten schönen Literatur.

Er hatte einmal gelesen, es gäbe an dreißig tragische Verwicklungen. Ihm schien, sie ließen sich beinahe alle auf einen Nenner bringen. Es war zum Staunen, aber irgendwie eckten sie immer an dieses Erlebnis an.

O ja, ein sehr allgemeines Los.

Aus unzähligen Akten des Zivil- und Strafgerichts kannte er das freie Schimpfen des betrogenen Theils über den andern. Herrliche Erlösung, so seinem Gram und Grimm die Schleusen öffnen zu können.

Aber er war in diesen Zeiten niemals ein Lebensanfläger. Er hatte die beherrschte hohe Haltung wieder gefunden. Er kam auch äußerlich niemals irgendwie herab. Er blieb schlank und straff. Er hielt sich erstaunlich jung. Willentlich streckte er seinen Körper in täglicher Übung durch. Es blieb ihm sehr lange, daß er morgens nicht seine Schuhe anziehen konnte, ohne an jene so verhaßte Stiefelpracht des Feindes zu denken. Aber nimmermehr hätte er sich gehen lassen, auch nicht in seinem Anzug.

Nur seine Wohnung ließ ihn gleichgültig. Er war nicht viel zu Hause und wenn er daheim war, was hier daheim zu nennen war, so arbeitete er. Jetzt viel an Plänen, die über die tägliche Berufspflicht hinausführten. Er wußte immer, was ihm seine so sehr gründliche Durcharbeitung seiner Akten als Untersuchungsrichter gegeben hatte an Erfahrung und schärfster schnellster Urteilsthraft. So waren ihm seine Stuben kaum Rahmen für ein Leben, kaum Gehäuse, sondern nur eine Unterkunft. Sie waren ihm bequem, auch durch eine angenehme Verbindung zum Gericht, trotzdem sie nicht in der Stadt lagen. Aber sie waren mittelmäßig wie die Dortmunder Gelasse, in nichts zu vergleichen auch nur mit den schönen Räumen, die er in Kerne vor seiner Verheirathung bewohnte. Manchmal wunderte er sich, daß weder Wanda noch seine Mutter ihm jemals Sachen von dort anboten. Sie thaten es niemals.

* * *

In dieser Zeit wurde für die Familie, für die Mutter, für Wanda, für Walter selbst, die zweite, die kleine Schwester wichtig, die schöne Ruth, die mit achtzehn Jahren den Heidelberger Professor für gerichtliche Medizin, Wilhelm Schmelzer, geheiratet hatte. Es ging ihr sehr gut. Sie war auf ihre Familie immer stolz geblieben und liebte sie sehr. Sie war damals zur Hochzeit ihres Bruders mit ihrem Gatten nach Pößegg gekommen; sie hatten einander ungefähr in jedem Jahr wiedergesehen. Allerdings niemals für längere Zeit. Walter ging mit seiner jungen Frau gern ins Hochgebirge und verbrachte auch seine freie Zeit so vielfach mit jenen Versuchen, sie mit ihren Eltern liebevoll zusammenwachsen zu lassen. Ruth aber, die verhältnismäßig rasch ihre vier Kinder gebaar, richtete sich für die Freizeit ihrer Familie ein bequemes hübsches Landhaus im Odenwald ein. Da war immer viel angenehmes Getümmel mit reichem Zubehör an Verwandtschaft und Freundschaft. Ruth setzte es durch, daß ihre Mutter und Wanda zu fast allen Ferien Wandas bei ihr einkehrten, zum mindesten für Anfang oder Ende. Ruth hat aber auch ihren Bruder von Frankfurt herüber und er kam, schon weil er mit seiner Mutter und Wanda zusammen sein wollte und Kerne nicht ertragen konnte. Welcher Rahmen hätte sich für freundliches Familiensein besser geeignet als dieser so fröhlich liebevoll neutrale Kreis?

Nun, der schönen Schwester Ruth lag nicht allzuviel nur an liebevoller Neutralität. Ihr Bruder hätte sehr viel dümmmer sein müssen als er war um nicht zu bemerken, aus welchen Gründen die Schwester Hausfrau im Odenwalder Idyll stets einen ausgesucht reizvollen Kreis gescheiter junger Schönheiten um ihn herum stellte. Er

machte ganz freundlich mit. Als ein ernsthaft hoher Beamter konnte er sich ja wohl zurückziehen, wenn ihm danach zumute war? Er nahm an: Die Schönheiten blieben wie er gegen die Absicht kühl.

Er mußte dennoch zur Absicht Stellung nehmen.

Auch er konnte sich keine Unkenntnis mehr vortäuschen: Das hübsche sanfte Fräulein Maria Vollert, seines Schwagers Assistentin, der bei aller Sanftmut und guten Erziehung sogar recht lebhaftes Funken unter der Asche zutruhen waren, umtastete ihn mit Blicken, als hinge Tod und Leben für sie von einer Erhörang oder endlichen Auswurzelung ihrer Neigung ab.

Er fühlte sich belästigt.

So nahm er sich denn vor, mit Wanda oder mit seiner Mutter zu reden, daß sie den Wink an Ruth weiter gaben. Nur wartete die tatkräftige Schwester eine so zartfühlende Lösung nicht ab.

Walter saß nach Tisch im Sonnenschatten auf der wasserumrauschten Waldwiese hinterm Haus, als seine Schwester Ruth zu ihm kam. Er erhob sich, um ihr den Korbseffel heranzurücken. Sie setzte sich behaglich, griff nach Zigaretten in der Tasche ihres Sportrockes. „Ach, du hast ja nicht einmal Streichhölzer bei dir; na, hier sind noch ein paar.“ Sie wollte plaudern. Er antwortete betont schläfrig und entkam doch nicht. Sie begann die Unterhandlung: „Ich glaube, du weißt überhaupt nicht, wie Maria Vollert aussieht.“

„Wäre einigermaßen schwierig, da ich sie seit Jahr und Tag zu jeder angenehmen Ferienstunde in deinem Hause vorgesetzt erhalte“, sagte er.

„Ach, du bist blind.“

„Nun: Größe geschätzt hundertfünfundsechzig. Gewicht zwischen hundertzehn und hundertfünfzehn. Gesicht rund oval. Aschblonde Locken, dürften als naturgewellt anzusprechen sein. Im übrigen ist mir dieses nette Ganze allerdings einerlei.“

„Ja, leider. Du willst nicht.“

„Das Mädel sollte dir auch für die liebenswürdigsten Angebote zu schade sein.“ Er dachte einmal grundsätzlich werden zu müssen. „Teures Kind, laß dich in jedem Ernst wenigstens auf die äußerliche Tatsache aufmerksam machen, daß ich kein freier Mann bin.“

„Darauf brauchst du niemanden aufmerksam zu machen“, entgegnete sie, „deine Familie schon gar nicht.“

Er wurde sehr rot. „Ich meine es im höchst bitteren, im juristischen Sinne.“

„Und ich meine es in dem viel bittereren anderen. Natürlich mußt du endlich die Scheidung einleiten.“

„Ich habe es geahnt“, sagte er. „Es ist unvermeidlich. Erspare mir . . . Doch immerhin dies eine: Es ist ungemein schwer, ja, es ist fast unmöglich, eine Scheidung einzuleiten gegen jemand, der verschollen ist. Das ist keine Ausrede. Du kannst Wilhelm fragen.“

„Selbstverständlich habe ich es schon getan. Die Hauptsache ist trotz alledem: Du willst nicht.“

Er schwieg.

„Es ist zum Gotterbarmen“, sagte sie, „da sitzt du in jeder freien Minute und träumst von dieser gräßlichen Person, von diesem Frauenzimmer, das unserer Familie all dieses furchtbare Herzeleid angetan hat. So etwas gibt es auf der Bühne oder im Film. In der Oper, wenn die Traviata singt: O Alfredo! Das geht aber im Leben nicht. Die Traviata hat tausend Jahre, so

lange wie die Oper oder das Theaterstück oder der Roman oder der Film von ihr dauert. Da ist eine ganze Menge. Du hast nur dein Leben. Es ist nicht unbegrenzt."

"O nein", erwiderte er: "Man lebt doch nur so kurze Zeit, und ist so lange tot."

"Also!" sagte sie, doch schon unsicher.

"Glaubst du, kleines liebes Mädchen, du könntest mir etwas vorhalten, was ich mir nicht schon längst tausend Male und mit noch ganz anderem Nachdruck eingeschärft habe?"

"Ja, warum . . ." Ach, alles war ja umsonst. "Eine Wut habe ich im Leibe, eine Wut!" Sie weinte fast. "Was du für uns gewesen bist! Und nun dies alles um diese Person."

Walter erwiderte kein Wort. Er wurde nur sehr weiß im Gesicht.

"Du mußt es um Muttters willen tun!"

"Was?"

"Das mit der Scheidung. Wenigstens es doch versuchen."

"Hat Mutter dich beauftragt? Ich glaube nicht."

"Sie hat natürlich nichts gesagt. Du bist ihre doppelte, ach, ihre dreifache Leidenschaft. Um Vaters willen und weil es dir schlecht geht, innerlich."

"Ich kann . . . auch nicht für Mutter . . ." Er sagte ingrimmig zwischen den Zähnen hindurch: "Niemals lasse ich mich scheiden, wenn sie dadurch an diesen Kerl gerät."

"Du bist eine Merkwürdigkeit zum Ausstellen", entgegnete Ruth. "Sie lebt doch mit ihm. Willst du deshalb deine Tage wie ein Mönch verbringen?"

"Es gibt, so viel ich gehört habe, ziemlich viele Mönche."

„Na, sie werden in der Regel weniger enthaltsam sein. Ich bin überzeugt, du hast noch nicht einmal das mindeste Verhältnis. Oder doch?“

„Gib dich deiner Überzeugung hin.“

„Hoffnungslos“, sagte sie.

„Bitte, laß es. Ich möchte dir alle möglichen Zubilligungen vorgeben. Aber ich kann es nicht ertragen.“

„Ich bin schon still. Mein Gott, was seid ihr Männer verwöhnt.“

Er mußte lächeln. „Du glaubst nicht, wie du der „Person“, wie du dich ausdrückst, dennoch nahestehest, trotz aller vollkommenen Verschiedenheit . . .“

„Allerdings bin ich, mit ihr verglichen, eine Kochmamsell und sie ist eine Göttin“, entgegnete die schöne Ruth wütend.

Er schwieg.

Er sagte endlich halblaut in die Weite hinein: „Das große Abenteuer lockte sie.“

„So? Aber du sollst nicht immerfort an das Frauenzimmer denken und sie auch noch begreifen wollen. Das ist bei deiner Lage . . .“ Sie stockte.

„Hündisch? Möchtest du sagen? Bitte, tue dir keinen Zwang an.“

„Denkst du, wir anderen Frauen haben es nicht auch manchmal bis zum Halse satt? Ich sage dir, für jede Frau und für jeden Ehemann kommen die Stunden — vielleicht sind sie unsern Eltern nicht gekommen, aber die waren aus einer andern Zeit — und dir nicht, aber du bist überhaupt nur drei Jahre verheiratet gewesen — für alle andern kommt es so sicher wie wir hier sitzen, daß man sich nicht mehr sehen, fühlen, hören und riechen kann. Aber kein Mann kann ohne weiteres seiner

Frau davonlaufen, weil ihm vielleicht ihre Nase nicht mehr gefällt, oder eine Frau, weil sie entdeckt, eigentlich schwigt ihr Mann in den Liebestunden, und das traute Heim ist ein Affenkasten. Wenn man einen leidlich netten, anständigen und gescheiten Mann zum Lebensgefährten hat, in diesen Zeiten, so hat man Gott alle Tage auf seinen Knien dafür zu danken, und alles andere ist Unsinn und muß durchgehalten werden und unter die Füße gebracht. Es gelingt auch. Diese, diese, na, ich will lieber nichts sagen — diese Möller hatte sogar dich."

Er schwieg.

"Ich wünschte, ich könnte dich umstülpen und dein Herz herausnehmen und es auscheuern und ohne diese Gräßlichkeiten wieder einsetzen", sagte sie. "Und dann denken die Leute auch noch: Ach ja, er hat sie ihres Geldes wegen genommen, und das hat sie endlich gemerkt, und deshalb mußte alles so kommen."

"So? Das denken die Leute?" fragte er. "Naheliegend. Aber es wäre mir nicht eingefallen. Man brauchte sie doch nur anzusehen."

Er fragte: "Wirst du irgendwie die kleine Vollerdt bedeuten? Oder soll ich abreisen?"

"Nein. Du bleibst. Wilhelm kann sie mit einer Blutuntersuchung nach Berlin schicken. Da müssen Vergleiche gemacht werden. Ich werde sie dir nicht mehr vorsehen, auch um ihrerwillen nicht." —

Walter hatte zuerst eine Verbindung mit Ettas Eltern aufrechterhalten. Aber ihre Eltern horchten nicht um Botschaft hinein in das große Welttschweigen aus Überfülle. Er staunte, daß die so sehr häufige Erfahrung aus seinem Gerichtsleben ihm nun persönlich nahe kam: Daß

auch allernächste Blutsbande mit Gleichgültigkeit aufgegeben werden können.

Doch den Eltern Möller ließen zwei Menschen keine Ruhe. Ihre Tochter Olga und er selbst. Olga schrieb: Nach Etta müsse durchaus gesucht werden. — Soll sie in einer Matrosenkneipe zugrunde gehen? — Olga beteuerte, sie hätte sich schon längst auf die Suche gemacht, aber sie könne die drei hilflosen Männer und die beiden kleinen Mädchen in ihrer Familie nicht sich selbst überlassen. Und eine Fahnung von diesem fremden Lande aus und ohne genaueste Kenntniss der Umstände habe sich als unmöglich erwiesen. — Sie muß zurückgebracht werden falls wir nicht wissen, daß es ihr drüben gut geht, wo sie auch ist. —

Es war nur: Ebenso hartnäckig wollten die Eltern sie nicht wiederhaben.

Dann kann sie zu uns kommen, schrieb Olga.

Die wird sich bedanken, antwortete ihr Vater.

Walter erfuhr noch, daß sein und Olgas Drängen endlich die Mutter auf ihre Seite gebracht hatte. Damit konnte dieser Kampf als entschieden gelten.

Sein Herz ermüdete doch im Widerstreit gegen die Erkenntnis: Sie selbst hatte ihm jedes Recht zum Eintreten für sie aus den Händen geschlagen.

Fest stand nur, daß sie sich weder mit Schmitt noch mit jemand anderm sonst rechtsgültig verheiratet haben konnte. Er glaubte nicht, daß sie ein für europäische Begriffe so verkommenes Leben führte, um noch mit dieser gesetzlichen Bindung eine andere sogenannte Ehe einzugehen, die verhängnisvolle Verstrickung mit Schmitt immer ausgenommen.

Nun, an jedem Tag mochten aus einem Winkel der Erde, aus Frisko, aus Yokohama, aus Buenos Aires, oder was da war und sein konnte, die vertrauliche oder offene Frage eines Sachwalters an ihn gelangen zwecks Einleitung einer Scheidung.

Er dachte, sie konnte auch gestorben sein. Es war nicht wahrscheinlich. Er glaubte, dann würde auch sein Herz stillgestanden haben. Aber was war da nicht verzweifelte Einbildung, und wieviel war an seinem Herzen noch lebendig?

Er dachte sogar daran, daß sie irgendwo in der Welt als große Forschungsreisende auftauchen konnte. Doch wohl ohne Schmitt als Reisemarschall. Er würde sich nicht eignen, trotz allen Organisationsgenies. Er wollte herrschen. Sie wollte sich nicht beherrschen lassen. Von Schmitt auf die Dauer bestimmt nicht. Die demütige Hörigkeit König Marichs hatte sie einmal gereizt. Aber niemals würde Schmitt diese widerspruchsvolle, komplizierte, verwöhnte junge Frau so behandeln können, daß sie ihm dauernd geneigt blieb. Welcher Form sollte er sie zubiegen? Er hatte selbst keine, weder die Form einer Geistes- noch einer Herzenskultur. Er war der rothblütige, rothbündige Nihilist.

Aber Forschungsreisende konnte sie kaum geworden sein ohne viel Geld. Wie sollte sie es bekommen haben? Von ihrem Vater hatte sie keins verlangt.

Walter hielt selbst das Ausdenken der unendlichen Möglichkeiten, was aus ihr geworden war, für das, was es war, für ein unfruchtbarstes, verhängnisvollstes, schädlichstes Spiel.

Nur leider kam er nicht davon los.

Der Ruf aus dem Raum

Walter Justin mußte im Zusammenhang mit seiner politischen Zugehörigkeit nach Leipzig reisen. Vom Bahnhof aus verfügte er sich in die Wohnung des Kollegen, dem seine Reise galt. Auf dem Schreibtisch neben ihnen meldete die Klingel des Fernsprechers. Der Kollege hob ab. „Ferngespräch aus Berlin. Für Sie, Justin.“

„Ausgeschlossen“, sagte Walter. „Niemand weiß, daß ich hier bin.“

„Es ist doch so. Frau Justin spricht“, sagte der Hausherr.

„Meine Mutter? Mir unverständlich.“

Er nahm den Hörer. „Ja. Hier . . .“

Er hielt das Rohr in der Schwebe. Er ward aschfahl im Gesicht. Er deckte die Öffnung des Hörers zu, sagte zu dem andern Mann: „Würden Sie vielleicht für einen Augenblick . . .“

„Aber selbstverständlich.“ Der andere ging.

In Walters Ohr fiel glasklar die Stimme, die einst als Klöppel der Glückseligkeit in seinem Herzen geschwungen hatte. Sie sprach: „Hier Berlin. Hier Frau Etta Justin. Ich wurde verlangt. Von Leipzig aus. Wer ist dort?“

„Hier ist Walter Justin“, sagte Walter heiser. „Ja. Ich. Landgerichtsdirektor Walter Justin.“

„Ich verstehe immer . . .“ Ihre Stimme klang beinahe entsetzt.

„Ja“, sagte er erloschen, „ich bin es, Walter.“

„Du hast mich verlangt?“ Ihre Stimme konnte nicht faßungsloser verwundert klingen.

„O nein“, antwortete er, „ich habe dich nicht verlangt. Ich wußte gar nicht, daß du in Berlin bist; ich hatte keine Ahnung. Überhaupt, wo du bist. Ich habe dich nicht verlangt. Ich wußte nicht, daß du wieder in Deutschland bist.“

„Du hast mich nicht verlangt? Aber ich wurde von Leipzig aus angerufen. Doch, sicherlich. Bist du jetzt in Leipzig? Ich meine, wohnst du dort?“

„Nein.“

„Wo lebst du?“ fragte sie.

„Ach, laß doch“, wehrte er ab.

Er saß verstört, den Hörer immer am Ohr. Sie schwieg für den Augenblick auch.

„Welche Nummer haben Sie?“ fragte die Stimme des Amtsfräuleins.

Walter las von dem kleinen Schildchen am Kasten ab.

„Falsch verbunden“, sagte das Amtsfräulein. „Eine ganz andere Nummer verlangt Berlin.“

Die Leitung wurde stumm.

Walter erhob sich, um den Hausherrn wieder ins Zimmer zu bitten. Er sagte, er wolle die Papiere die ihm der andere vorgelegt hatte für sich durchsehen und gegen Abend nochmals herankommen. Jener Anruf aus Berlin sei eine Fehlverbindung gewesen.

Er dachte immer: Ich muß aussehen wie vor meiner Hinrichtung. Er verfluchte sich. Als er die Papiere zusammenraffte merkte er, wie seine Hände flogen.

Er ging betäubt die Straße entlang. Was ward nun? Nichts. Was sollte werden?

Er ging durch die Straßen und über weite Plätze. Er überlegte.

Etta war in Berlin. Für immer? War sie wieder endgültig nach Europa, nach Deutschland zurückgekehrt oder nur, um vielleicht Geld zu holen? Hatte sie sich von Schmitt getrennt? Er würde sich nicht nach Europa, nach Deutschland zurückgetrauen, wenn er nicht ganz wahnsinnig geworden war. Jedenfalls, sie war nicht wahnsinnig. Ihre Stimme hatte nichts weniger als unbeherrscht geklungen.

Er erwog. Er würde als Privatperson auf dem Postamt keine Auskunft bekommen, wer aus Berlin in jener Minute gesprochen hatte und über welche Nummer. Nun, er konnte durch seine Polizei von Frankfurt aus nachforschen lassen; diese Fernverbindung wurde gebucht. Aber er wollte schon hier in Leipzig Klarheit haben. Ihm fiel ein: Vater Möller arbeitete mit einer Leipziger Bank. Vielleicht war jene Verbindung durch diese Bank nachgesucht worden. Es konnte sich um Geld für Etta handeln, von dieser Bank aus.

Der Bankdirektor, der Walter seit Jahren kannte, teilte ihm auch sofort bereitwillig mit: Ja, allerdings sei Frau Etta Justin heute von ihnen aus angerufen worden. Im Auftrag ihres Vaters. Wohin solle das Geld, das ihr angekündigt worden sei, nun überwiesen werden? Wie ihr am genehmsten? Sie hatten in der Bank Ettas Anschrift in Berlin mit ihrer Fernsprechnummer von ihrem Vater erhalten.

Walter konnte nicht anders denn in Erklärung seiner Frage sein Erlebnis erzählen.

„Etwas Derartiges hätte ich stets für unmöglich gehalten“, urteilte der Bankdirektor. „Ich glaube, wir haben hier in Leipzig über fünfzigtausend Nummern.“

„Es ist geschehen.“

Für einen Augenblick überfiel ihn das rasende Verlangen, sofort nach Pössegg zu reisen. Aber er mußte morgen früh in Frankfurt im Amte sein. Außerdem, soviel Unmögliches ereignete sich — wenn nun Etta nach Pössegg kam? Er würde eine Begegnung nicht aushalten können.

Nun, heute nachmittag konnte sie auch mit der schnellsten Verbindung nicht mehr von Berlin nach Pössegg gelangen. Und warum sollte sie sofort dorthin drausen wollen?

Er klingelte in Pössegg an.

Ja, Etta war wieder in Deutschland und lebte in Berlin, so bestätigte sein Schwiegervater. Und weil Walter durchaus immer so gewollt hatte, und Olga auch immer drängelte, und weil es schließlich keinen Zweck hatte, so hatte ihr ihr Vater mitteilen lassen, sie könne wieder Geld haben.

Vor einiger Zeit hatte das Fahndungsbüro gemeldet, nun sei die gesuchte Dame in Berlin, wohnhaft in der Großen Frankfurter Straße. Möller sagte, er habe sich auf diese Nachricht hin durchaus nicht sofort gerührt. Er hatte die Tochter beobachten lassen. Sie bewohnte ein möbliertes Zimmer für dreißig Mark monatlich. Na, also bescheiden. Sie suchte eine Stellung, welcher Art immer. Sie spreche außer Deutsch fünf moderne Sprachen fließend. Möller zählte sie auf: Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch. Sie war als Empfangsdame und Buchhalterin in einer großen photographischen Werkstatt mit viel internationaler Kundschaft untergekommen, bei hundertfünfzig Mark Anfangsgehalt.

Möller sagte, auch dann sei er nicht sofort eingesprungen. Was hatte sie mit dem Gelde angefangen, das sie damals mitschleppte? War ein ganz gehöriger Happen.

Er habe nicht daran gedacht, sofort wieder vorhanden zu sein. Dem Schwiegersohn habe er ausdrücklich nichts von der ganzen Sache gemeldet. Walter habe wahrlich schon genug Aufregung von der ganzen Sache gehabt und brauche seine Ruhe. Aber Olga habe nicht nachgelassen, und die Mutter hatte es jetzt auch durchaus gewollt, na, und sie selber hatte nichts verlangt, und das Büro habe gemeldet, streng solide lebe sie und in der photographischen Werkstatt sei man mit ihr zufrieden — und so hatte ihr der Vater über das Leipziger Bankhaus mitteilen lassen, ihr Geld stehe ihr wieder zur Verfügung.

„Du willst nicht hinfahren, Vater?“ fragte Walter.

„Fällt mir nicht im Traume ein. Die kann zu uns kommen.“

„Aber wenn sie vielleicht niedergedrückt ist und sich nicht getraut?“

„Die ist nicht niedergedrückt“, antwortete Möller.

„Du sagst auch, ihre Stimme am Telephon klang ganz munter. Nun hat sie wieder Geld und kann sich putzen und ihr Gesicht anstreichen. Nun kann sie ja zu uns kommen, um sich zu bedanken. Oder sie kann schreiben.“

Walter fuhr die Nacht hindurch nach Frankfurt zurück.

So war sie wieder in Deutschland. So wußte er ihren Aufenthalt und wußte sogar, daß sie würdig leben wollte. Seine Phantasie, seine Angst und sein Grimm brauchten sie nicht mehr zwischen Himmel, Hölle und Erde zu suchen, verwickelt in alle sinnvollen und grauenhaften Abenteuer der Welt. Sie war weder eine Spielerin noch eine Dirne geworden; sie war nicht an Theodor Marich Schmitt zugrunde gegangen noch sonstwie an ihrem verhängnisvollen Entschluß.

Sie hatte sich in ihrem Schicksal, wie es gewesen war und noch war, oben gehalten oder doch wieder zur Höhe gerungen.

Sie war nach Deutschland zurückgekommen, allein, entschlossen, aus eigenen anständigen und ehrlichen Kräften zu leben. Sie hatte sich mit keiner Bitte an ihren reichen Vater gewandt.

Sie war nach Deutschland zurückgekehrt.

Er würde ihre Zurückhaltung gegen ihn achten.

In seinem äußeren Leben konnte sich durch diese Nachricht nichts verändern. Innerlich formte sich allmählich Wichtiges um.

Sie waren geseglich noch immer verbunden. Zwischen ihnen lag nur die Reise einen kürzesten Tag hindurch. Nun, sie vermied ihn. Ihr Entschluß erschien ihm als leicht begreiflich. Aber seine Einbildungskraft hatte sich in einer ausschließlichen Beschäftigung mit ihr für jeden Augenblick der Muße Zwangswege gegraben. Noch einmal umfing sie ihre Gestalt in feurigster Körperlichkeit. Walter hatte schlafend immer viel von ihr geträumt, zu manchen Zeiten fast jede Nacht. Selten von Theodor Marich Schmitt. Immer waren die Gesichte nur schwachvoll gewesen, immer der Art, daß er hinter ihr her schlich, und sie wandte sich um und wies ihn mit Wort oder kältestem Blick fort; er tappte hinaus, und sie schloß die Thür hinter ihm ab. Nun konnte er aufwachen, im Zustande befriedeten Glücks, und die Stimme flüsterte an seinem Ohr: Ich bin dein. Aber das Glück schmolz ab an der Gewißheit allerletzter Demütigung durch sie. Sie war nicht mehr die liebende Frau. Sie war nie gewesen was er geglaubt hatte. Was war sie? Wer?

Jedes Hochblicken, jedes Atemholen von der Betäubungsarbeit seines Berufsdienstes wurde noch einmal

hineingezwungen in die unablässig bohrende, auslaugende Auseinandersetzung seiner Lebenskräfte mit den ihren. Die Gespräche in der Phantasie mit ihr, die Anklagen, ihre Widerrede und sein Entsetzen, die Erzählungen und seine Trauerklage vor ihrem Ohr hoben wieder an. Das Aufsetzen von Briefen, die am andern Tage auf dem allergewöhnlichsten Wege in ihre Hände gebracht werden konnten, war wieder die Beschäftigung seiner Abende bis in die Nächte, von Briefen, die doch nie zu Ende oder überhaupt richtig geschrieben wurden oder die, zu Papier gebracht, noch in derselben Stunde zerrissen im Ofen flammten.

Walter wußte um die Unmöglichkeit solchen Zustandes. Er sah sein Gesicht nach der durchwälzten Nacht grau im Spiegel; er haßte und verfluchte sich um seiner Ohnmächtigkeit willen.

Er stellte endlich die Entscheidung vor sich hin. Gehe, um sie aufzusuchen. Umfaß ihre Knie um sie anzubeten. Bettle, flehe: Komm wieder zu mir. Was du mir tatest war nichts, wenn du mir nur wieder den Überschwang deiner Gegenwart schenkst. Nichts, nichts gibt es auf der Welt als nur dich fühlen, dich ansehen, dich anbeten zu dürfen.

Vielleicht neigte sie sich sogar solcher Bitte und kam zurück — in welches Leben mit ihm? Er hatte ihr am Tage seiner Werbung gesagt: Du kannst nicht meine kleine Frau Amtsrichter sein. Er hatte die Wahrheit gesprochen. Sie hatte jede Schranke zerbrochen. Sie hatte so tun müssen. Er hatte leider recht gehabt.

Er würde wieder recht haben.

Ging er jetzt zu ihr, flehend, winselnd, anbetend, so konnte solche Anbetung nur zu seinem Tode führen. Viel-

leicht nahm er sie mit, weil er nicht ertragen konnte, daß sie in der Welt lebte und er war tot, oder weil er sie vor der Entwürdigung behüten wollte, sein Leben wirklich zugrunde gerichtet zu haben.

Sie war der Lockung des großen Abenteurers erlegen. Damals, als er Glauben und Liebe bis zur letzten Grenze angestrengt hatte um sie. Das große Abenteuer mochte vorbei und überstanden sein. Nur, seine Ausdröselung in das kleine tägliche Abenteuer hier in der engen Heimat würde schlimmer werden. In welches Leben sollte er sie zurückfordern?

Er aber wollte nicht zugrunde gehen, an nichts in der Welt.

Er hatte den Weltkrieg überstanden, diese Vernichtung aller Sicherheiten Deutschlands. Er hatte alles Gesehen danach, die Hinrichtung deutschen Wesens durch eine hassende Außenwelt nicht begreifen können. Er hatte nirgends mehr andern Sinn gespürt denn nur den des Weltuntergangs. Damals war er absichtlich in die kleine Stadt gezogen, um doch noch von seinen irrsinnigen Zweifeln an allem Dasein zu genesen und wieder deutsche Werte um sich und unter seinen Händen zu spüren. Er hatte den Entschluß gefaßt, aufzuhören in seiner Verzweiflung über Deutschland zu wühlen, in seinem Nichtbegreifenkönnen der Schicksalswege. Er hatte beschlossen nur zu arbeiten, einfach zu tun, was sein Amt und sein Leben täglich von ihm verlangten.

Dann war die leidenschaftliche große Liebe über ihn als Erfüllung jeder Seligkeit gekommen. Heim und Ruhe, die Sicherheit seiner Liebe wurden zu Lebensmächten. Das Spiel seines Herzens wachte im Glückssommer auf. So

schön war das Leben dennoch, so zu tiefst fröhlich. So beruhigend und wonnenvoll konnte das Leben sein. Er wußte, daß seine Glückseligkeit seine tiefste Kraft für seinen Beruf, für all sein Handeln und Sein entband.

Er wollte nicht an einem Weibe zugrunde gehen, unter gar keiner Bedingung.

Seine Arbeit hatte ihn überwältigt, er wußte es. Aber er würde sie immer nur in ein Leben voller Arbeit für ihn zurückfordern können.

Es war unmöglich.

Möller schrieb nach einiger Zeit in Anknüpfung an jenes Ferngespräch mit dem Schwiegersohn, daß Etta in Berlin Medizin studiere. Sie war sogar einmal in Pöfsegg zu Besuch gewesen.

Er sandte nur die Nachricht. Walter wußte, daß es ganz aussichtslos war, von Möller auch nur eine Andeutung über den Eindruck zu verlangen, den er von der Tochter empfangen hatte. Der Schwiegervater würde die Tochter allerdings vor allem, so wie sie es von ihm gesagt hatte, im Licht der zu tiefst beleidigten Männlichkeit des Schwiegersohns sehen.

Walter konnte keine Verbindung mehr mit den Schwiegereltern wollen.

Er teilte dem Vater mit, wenn Etta die Scheidung wünsche, so würde er einverstanden sein, sofern er unwiderlegliche Beweise erhalte, daß eine Heirat mit Schmitt, auch im Ausland, nicht in Frage komme.

Möller antwortete, er werde gelegentlich die Mitteilung weiter geben.

Danach schrieb Walter nicht mehr nach Pöfsegg und erhielt auch von dort keine Nachrichten mehr. Auf das Angebot der Scheidung wegen kam kein Bescheid.

Noch einmal

Eine Zusammenkunft juristisch bedeutsamer Menschen fand in Berlin statt. Wilhelm Schmelzer sollte die Verhandlung leiten. Ruth wollte auf dem Zuschauerrang seinem Glanz und seiner Mühe nahe sein. Sie schrieb lebhaft an ihren Bruder, daß sie sich auf das Zusammensein mit ihm auch einmal in Berlin freue.

Walter mußte um beruflicher und politischer Pflichten willen manchmal nach Berlin fahren. Er empfand zuerst eine so wahre Scheu vor der Möglichkeit einer Begegnung mit Etta, daß er die Berliner Straßen nicht anders denn in einer Lage überwand. Dann zwang er sich zu der Einsicht, daß in Berlin Hunderte von Menschen wenn nicht viel mehr, in ähnlicher Beziehung oder Nichtbeziehung zueinander lebten wie er und seine frühere Frau und nicht daran starben.

Sie konnte auf jeder Reise zu ihm ins Abteil steigen. Er konnte sie in jeder fremden Stadt in einem Laden oder in einem Museum treffen; sie konnte sich in einem Kaffee zu ihm an den Tisch setzen.

Die Drohung eines Zusammengeworfenwerdens würde erst mit der Spannung seines Lebens durch das ihre aufhören. Also niemals auf dieser Erde.

Er wußte, daß er, der noch nicht vierzig Jahre alt war, sein persönliches Leben eingerichtet hatte wie das eines alten Mannes. Nur daß er mit jeder Bewußtheit des großen Anfangs in die Bewegung des auferstehenden Deutschlands eingetreten war.

Wenn seinem Leben enge Grenzen gesetzt waren — was kam es darauf an?

Er war vier Tage in Berlin. Ruth nahm ihn in Beschlag. Sie war selig, ihre Schönheit in der Umrahmung so eleganter und vornehm aussehender Männer zu zeigen, wie ihr Bruder und ihr Gatte für sie waren.

Für den letzten Abend wünschte sie Opernkarten zur Aufführung von Figaros Hochzeit. Sie ging selbst zur Kasse und wählte die Plätze in der vorderen Reihe einer Laube im Erdgeschoß. Sie traten in das festliche Haus, die blonde blühende Ruth im ausgeschnittenen Silberkleid zwischen ihren beiden Begleitern im Gesellschaftsanzug.

Walter nahm seinen Platz an der vorderen Brüstung ein, legte sich den Opernzettel zurecht, nahm das Glas aus dem Behälter. Er dachte: Da habe ich mich vier Tage lang vergeblich geängstigt, daß ich sie treffen könnte. In vier Stunden geht mein Zug nach Frankfurt ab.

In diesem Augenblick sah er sie. Sie saß im Parkett, fast auf gleicher Höhe mit ihren Plätzen, doch etwas zurück. Sie war nicht allein; sie sprach einige Worte mit einer Dame neben ihr. Dann saß sie sehr ruhig.

Es würde noch einige Zeit bis zur Verdunkelung vor dem Spielbeginn dauern.

Walter starrte die Frau an. Er sah sie in der Seitenansicht. Sie regte sich nicht.

Er fand sie verblüffend schön. — Sie ist wie eine Königin, ich mit ihr verglichen wie eine Kochmamsell — so hatte seine Schwester hier an seiner Seite zu ihm gesagt. Er lächelte. Nein, kleine Ruth, du bist ein schönes, blühendes, gabenfrohes Fräuchen.

Seine Phantasie hatte die Frau dort vor ihm unablässig umfangen. Erhöhend? Erniedrigend? Er hatte ihr alles zugetraut, in jeder Beziehung.

Sie hatte eine andere Haartracht als vormalig angenommen. Sie trug ihr Haar noch kurz geschnitten, aber in Wellen aus der Stirn zurückgenommen. Ihr Gesicht trat so in großartiger Form heraus. Kein Zug in ihm war schlaff oder allzu gespannt. Er sah ihre feine Nase, ihren Mund, schmal und fest und dennoch beweglich und weich, diese Lippen, die ihm so oft heiße Küsse dargeboten hatten. Ihre Haut war immer matt leuchtend makellos gewesen, so daß er niemals begriffen hatte, daß sie sich auch nur puderte. Sie trug ihren Kopf auf dem Halse, als habe sie, auf erhobenem Haupt die Krone eines griechischen Wasserkruges, Haltung und Schreiten gelernt.

Er hatte einst dieses wunderschöne Frauenwesen zu eigen gehabt? Nur für eine kurze Zeit. Doch wie im Wunder.

Sie hatte ein sehr dunkles Seidenkleid angelegt, schwarz oder ganz dunkelblau mit kleinem Ausschnitt am Halse und langen Ärmeln. Als einzigen Schmuck trug sie ein paar große tropfende Ohrringe mit je einem leuchtenden tieffarbnen Aquamarin. Walter kannte diese Ohrringe sehr genau, denn er hatte sie ihr selbst zum ersten Weihnachtsfest in ihrer jungen Ehe geschenkt. Sie hatte sie mit Begeisterung angetan, trotzdem sie behauptete, es sei im Dpfergang, denn die Ohrringe seien viel zu schwer. Sie hatte eine besondere Vorrichtung des Stützens erfunden, damit sich ihre Ohrläppchen nicht zu Raffeelöffeln auseinanderzögen, wie sie es nannte. Walter aber hatte zu ihr gesagt, diese Steine würden zu Himmelssternen durch den Abglanz ihrer elektrischfarbnen Augen, die an dieser

Gesichtsumrahmung wiederum den eignen Strahlenglanz erhöht bewiesen.

Walter versuchte sich vorzustellen, wie ihr Gesicht von vorn aussehen mußte.

Diese Frau arbeitete vorgeblich bescheiden als Studentin der Medizin?

Er hatte sich niemals eingebildet, er könne dieser Frau genügen?

Sie regte sich nicht. Er lehnte sich gegen den Rücken seines Sessels und sog das Frauenbild in sich ein.

Er wußte nicht, ob seine Schwester und sein Schwager seine vormalige Frau auch gesehen und erkannt hatten. Sie unterhielten sich halblaut über unpersönliche Dinge, über die Gestaltung des Opernhauses, über Sänger und Sängerninnen, die der Zettel nannte. Ihn ließen sie völlig in Ruhe. So nahm er an, die Lage war ihnen klar.

Etta da vor ihm saß ganz still.

Das Haus verdunkelte sich. Die Duvertüre rauschte auf.

Walter sah doch immer das weiße Profil der Frau dort wenige Meter von ihm entfernt.

Er beschloß, nach dem Aktschluß aufzustehen und fortzugehen. Er konnte einen früheren Schnellzug nach Frankfurt bekommen. Er sah nach seiner Uhr. Ja, er konnte ihn nach dem Aktschluß erreichen. Vorher wollte er nicht gehen.

Er versank in Träumen ohne Zeit und Raum. Die Musik, die er vergötterte, trug ihn. Er hörte sie als Maß des Lebens und als Jubelchor aus jenseitigen Welten. Sie entband von aller Bürde der Lebenspflicht. Unter diesen Klängen nahm ihn seines Lebens Verströmen hin im Anblick der einzigen Frau.

Einmal wandte sich Ruth jählings nach ihm um. Er lächelte sie an. Das Bühnenlicht fiel in ihre Laube. Sie wandte sich wieder ab, zuckte leicht mit den Schultern. Der Schwager ließ ihn ganz.

Der Vorhang rauschte zu. Walter wußte, daß er jetzt den Vorfaß seines Weggehens ausführen würde. Was tat sie, Etta? Die Schwester stellte sich aufrecht und mit dem Rücken gegen die Laubenbrüstung.

Etta hatte sich erhoben und kam langsam auf die drei Menschen an der Laubenbrüstung zu. Sie war noch schöner so gesehen. Sie war wandelnd eine Göttin der Morgendämmerung. Sie kam ruhig, blieb vor ihnen stehen. Ruth drehte sich um; die beiden Frauen kreuzten einen kalten Blick. Etta lächelte schwach. Sie neigte den Kopf vor Ruth und ihrem Gatten. Sie sah zu Walter auf und sagte: „Ich möchte dich gern sprechen.“

Er verbeugte sich leicht. „Bitte.“

Sie sagte: „Im Wandelgang?“

„Nach deinem Wunsch.“

Sie ging.

Er wandte sich zu seinen Angehörigen. „Ich komme nicht mehr wieder. Ich fahre schon mit dem früheren Schnellzug nach Frankfurt. Um diese Jahreszeit bekommt man immer noch einen Platz.“

Er nahm den Zettel, das Opernglas, dankte seinen Verwandten. Sie würden sich bald in Heidelberg oder im Odenwald wiedersehen; das war von Frankfurt aus nur ein Ragensprung. Er ging und vergaß sofort seiner Schwester betroffen ärgerliche Miene.

Etta saß auf einer Sesselbank des Wandelgangs. Er sagte zu ihr:

„Verzeih. Ich habe warten lassen. Ich stehe zu deiner Verfügung. Wohin befehlst du?“

„Ich weiß nicht. Wo keine Menschen sind. Keine Musik.“

„Ich möchte die Halle meines Hotels vorschlagen“, sagte er und auf ihr Zögern: „Ruth kommt nicht so bald und würde auf keinen Fall stören wollen.“

Er hatte seine Überkleider aus dem Vorraum der Laube mitgenommen. Er nahm ihre Marke, um die ihnen zu holen. „Du warst nicht allein?“

„Eine Verabredung mit einer Bekannten, jede unabhängig von der andern. Es kommt nicht darauf an.“

Er tat ihr den Mantel um, ein Stück aus bestem Material, mit dem sie aber auch in der allgemeinen Bahn fahren konnte.

Er rief eine Tasse. Da saßen sie jedes in seiner Ecke, regungslos und stumm. Der Weg war nur kurz.

„Bitte.“ Der Wagen hielt.

Sie fanden einen abgetheilten Raum in der Hotelhalle. Das Haus stellte seinen Gästen solche Zimmer für geschäftliche und andere Besprechungen zur Verfügung.

Sie setzten sich in einer Ecke an einen kleinen Tisch.

„Möchtest du etwas essen?“ fragte er.

„Nein. Danke.“

Er bestellte für sie und sich nur eine Erfrischung.

Der Kellner brachte sie, schloß die Thür hinter sich. Sie waren ganz allein. Etta nahm das Glas Limonade, das sie gewünscht hatte, und trank es hastig aus.

„Inwiefern kann ich dir dienlich sein?“ fragte er.

Sie schwieg. Er fand über seine Eingangsworte hinaus auch nichts mehr zu sagen. Sie waren keine Brücke

gewesen sondern hatten nur für sie beide die gegenseitige Form abstecken sollen. Walter wußte wirklich nicht, was hier zu sagen war. Er empfand gar nichts Geformtes sondern für sich und sie nur eine tödliche Verlegenheit.

Sie stützte ihren rechten Ellenbogen auf die Tischplatte, saß von ihm abgewandt aber auch wie ratlos über einen Anfang. Er bemerkte, daß sie noch ihren Trauring trug. Ohne sich im Oberkörper zu regen, streifte er den seinen unter der Tischkante ab und steckte ihn in seine Westentasche. Sie sah nicht nach ihm hin.

Sie senkte, hob den Kopf, ließ den Arm sinken, drehte sich ihm zu und fragte: „Wie geht es dir denn?“

„Gut. Und dir?“

„Auch.“

„Ich habe gehört, daß du in Frankfurt lebst.“

„Ja. Ich war nur zu einer Besprechung hier.“

„Ich habe deinen und deines Schwagers Namen in der Zeitung gelesen. Die Begegnung heute war kein ganzer Zufall. Ich dachte, den Figaro heute würdet ihr euch nicht entgehen lassen bei der herrlichen Besetzung und bei unserer Vergötterung der Musik. Ich meine, von früher her. Und da habe ich mir die Karte besorgt. Aber daß Ihr so völlig nahe sitzen würdet, konnte ich natürlich nicht voraussehen. Wo alles konntet Ihr in dem großen Haus sein.“

Es war schon so, die gütigen Engel im Himmel mochten weinen über diese Begegnung. Aber die strengen, die spöttischen freuten sich.

In Walter lag das bittere Herz.

„Gewiß arbeitest du noch immer so viel“, sagte sie.
„Du bist ja schon Landgerichtsdirektor.“

Er nickte.

„Du studierst Medizin?“ fragte er. „Dein Vater schrieb es einmal. Bald nach deiner Rückkehr nach Deutschland.“

„Ja.“

„Ein langes Studium.“

„Dieses Bedenken hatte ich natürlich zuerst auch. Wenn man es ordentlich macht, ungefähr zehn Jahre. Aber alles andere lockte mich nicht. Das Physikum habe ich schon hinter mir und mit eins.“

„Ich gratuliere.“

„Ich werde mich doch nicht lumpen lassen. Ich möchte mir später eine Kinderheilstätte einrichten, das heißt, wenn mir mein Vater das Geld dazu gibt. Oder sonst suche ich mir eine Stellung in einem Kinderkrankenhaus. Mit Kindern ist mir immer noch am wohlsten.“ Sie lächelte. „Ich möchte nur immer ihr Leben einrenken, wenn es ihnen daheim schlecht geht.“

„So so.“

Schweigen.

Nun lächelte er, wenn auch anders als sie. „Du wolltest doch früher zu den Tuaregs in die Sahara gehen? Um von dort aus der Frauenfrage hier auf die Strümpfe zu helfen oder auch, um die Tuaregdamen bei der Stange ihres Frauen-Mütter- und Oberrechts zu halten? So war doch die Lesung, nicht? Ich habe immer erwartet von dir zu hören oder in der Zeitung zu lesen, daß du hoch auf Dromedars Sattel irgendwo in der afrikanischen Wüste auftauchen würdest. Es hätte mir durchaus Spaß gemacht, meinen Namen auf diese Art mehr oder weniger berühmt werden zu sehen.“

Sie richtete sich auf, lehnte sich zurück und sagte: „Es braucht nicht klein und unwürdig zu werden, wenn wir einander einmal wiedersehen.“

Er zuckte mit den Achseln. Und dann dachte er: Will sie mich nun zur Rechenschaft ziehen, ich wäre an allem schuld? O ja, ich hätte mich nicht genug um sie bekümmert? Über meinen Verbrechern, wie sie es nannte? Was konnte er antworten? Daß sie recht hatte? Er hatte keine Lust.

Er sagte: „Man braucht dich nur anzusehen, um es ziemlich aberwitzig zu finden, daß du dich mit einem Sanatorium oder ich weiß nicht was sonst, abquälen willst.“

„Inwiefern?“ fragte sie, sofort gespannt.

„Nun, ich habe angenommen, deine Aufforderung, daß du mich zu sprechen wünschtest, hängt damit zusammen: Du wirst dich wieder verheiraten wollen. Du bist sechs- undzwanzig Jahre alt.“

„Das bildet ihr euch immer ein, daß eine Frau versorgt ist, wenn sie einen Mann bekommt. Für mich könnte es ja, leider oder Gott sei Dank, nur sein: Innerlich. Ich möchte wissen, was mir ein Mann anzubieten hätte außer sich selbst, das heißt, wenn ich ihn liebte.“

„Nun, eine große repräsentative Stellung zum Beispiel“, sagte er.

„Die sollte mich locken?“

Er mochte doch nicht erinnern: Lockte nicht einmal die bloße ferne Aussicht auf so etwas wie ein Ministerhaus? Sie hatte recht; sie durften nicht klein werden im Ton. Und sie war auf jeden Fall eine sehr andere Frau geworden.

„Warum nicht?“ fragte er nur. „Du könntest sie nach jeder inneren und äußeren Bedeutsamkeit ausbauen.“

„Für mich könnte jede Ehe, außer wenn mich eine Liebe hinriss und hände, nur das Grab der Langenweile oder Schlimmeres bedeuten“, sagte sie. „Ich brauche dieses ganze übrige Mannszug in Bausch und Bogen nicht, und was sie mir anbieten könnten, ist mir weniger als einerlei.“

Er erwiderte nur ohne Nachdruck: „Du hättest ja ein neues Beispiel starten können.“

„Das getraust du dir zu mir zu sagen? Repräsentation, gesellschaftliche Stellung — ich glaube auch! Für fremdes kaltes Volk seinen Tag verschwenden! Aber es ist ausgeschlossen, daß du mir in betreff meiner Lebenseinrichtung Vorschläge machst. Ich tue es ja auch nicht bei dir.“

„Ja, teures Kind, worüber sollen wir uns unterhalten?“ fragte er. „Also bitte, um zur Sache zu kommen: Was wünschst du von mir?“

Da schüttelte sie abwehrend mit dem Kopf.

Er mußte doch die Notwendigkeit ins Fließen bringen.

„Theodor Marich Schmitt?“ fragte er.

Sie wurde dunkelrot. Es war hübsch. Er sah es gern, so gern, daß er vom Sinn der Unterhaltung beinahe abgelenkt wurde, wie das Blut lebendig in ihr Gesicht wallte, sogar ihrem weißen Hals den anderen Schein gab. „Ach!“

„Ja. Gewiß. Immerhin. Er dürfte ja doch noch auf der Welt vorhanden sein. Oder hat er sich umgebracht? Er hatte wenig Talent dafür.“

„Er lebt in . . . nun . . . für Europa ist er tot. Für dich ganz gewiß.“

„Wünschenswert. Für ihn!“ Die alte, entsetzliche Todfeindschaftswut quoll doch wieder zum Ersticken auf.

Sie sagte, nur jetzt völlig erblaßt aber mit Entschlossenheit, sich in ihren Sessel zurücklehnd: „Das war übrigens schon nach einem Jahr aus.“

„Würdest du mir einen Gefallen tun und die Steine aus deinen Ohren nehmen?“ fragte er plötzlich. „Es stört mich, wenn sie bei jeder deiner Bewegungen um dein Gesicht auf und nieder tanzen und aufleuchten in einem eignen Leben, das mir aber nicht ganz zu dieser Sache zu gehören scheint.“

„Ach so. Ja. Gewiß.“ Sie nestelte, nahm den Schmuck heraus, steckte ihn in ihr Täschchen. „Soll ich auch noch meinen Trauring abziehen? Willst du die Ohringe wiederhaben, um sie vielleicht einer Geliebten von dir zu schenken? Ich sage dir, du bekommst sie nicht! Eher schmeiße ich sie in die Spree!“

„Tue es nicht. Sie waren immer so hübsch. Trage sie ruhig zum Andenken an mich; nur, verzeihe, nicht gerade heute in meiner Gegenwart.“

Aber das Leuchten, das ihr Gesicht nun einmal für ihn hatte, erlosch nicht durch die Wegnahme der funkelnden rahmenden Sterne.

Sie richtete sich gerade auf. Sie unternahm es, in der Auskunft über das Schicksal Theodor Marich Schmitts fortzufahren. „Nun, vor der deutschen Polizei und vor dem deutschen Gericht ist er wohl ziemlich sicher.“

„Es ist niemals ein Steckbrief hinter ihm her abgefertigt worden“, entgegnete er. „Er wird es wissen. Wenn nicht, und du hast noch eine Verbindung mit ihm, so kannst du es ihm melden. Sonst, hier in Deutschland wissen du, ich, Dr. Stoll, der nicht mehr Justizminister ist aber trotzdem unverbrüchlich schweigt, und meine Mutter von dieser Geschichte. Sie von damals her, aus

dem allerersten Schrecken heraus. Ob sie Wanda etwas mitgeteilt hat, weiß ich nicht; es ist nie auch nur eine Andeutung darüber gefallen. Daß deine Eltern von diesen Umständen der Flucht nichts erfahren haben, hast du wohl gemerkt. Um aller, aber auch um aller Beteiligten willen ist weiterhin völliges Schweigen geboten."

"Wenn ich es einmal wollen möchte, so schreie ich es auf dem Marktplatz aus, in Bommigen, verlaß dich darauf", sagte sie.

"Ein bißchen expresserische Drohung? Um des Temperamentes willen?" Er lächelte. "Warum nur? Was willst du von mir?"

"Du hast immer noch diese gräßlichen Spiralbohrmethoden", sagte sie. "Natürlich, du bist aus deiner Inquisitionsmechanik ja nicht herausgekommen. Es war mit Theodor Marich Schmitt schon nach einem Jahre aus. Ich meine gänzlich, so, daß ich ihn nie mehr sah."

"So. Laß sehen. Also vor drei Jahren. Nun ja." Er atmete schwer, böse und verächtlich lächelnd über die Qual dieser Jahre. Er fragte doch noch: "Aber so lange hat es gedauert?"

"Ungefähr. O ja, das heißt, o ja, so lange schon." Sie sagte nun ihrerseits quälerisch: "Dazu waren doch zu viele Bindungen vorhanden zwischen uns." Dann lächelte sie Hohn über Theodor Marich Schmitt. "Gott, was hat er sich für Mühe gegeben, ich meine mit mir. Es war kein Vergnügen. Und Geduld lag ihm ganz bestimmt nicht. Aber weißt du, dann fing er an zu arbeiten, er mußte ja, und der ist überhaupt nur ein Arbeitstier. Da war es, abgesehen von allem andern, doch noch langweiliger als seinerzeit mit dir."

"So. Sehr verbunden. Allerdings. Du hast ganz recht."

Er dachte: Nun können ja die Vorwürfe steigen. Warum nicht?

Sie kamen aber durchaus nicht. Sondern sie sagte, wie jede Gegenwart vergessend, nur noch zitternd: „Gott, was habe ich diesen Mann gehaßt! Ich hasse, hasse ihn heute noch! Einmal hat er mir angeboten“, sie redete stürzend mit fliegendem Atem, „daß er sich dem deutschen Gericht stellen wolle, wenn ich dadurch wieder zu dir zurück könnte. Aber das war doch alles nur blanker Irrsinn; es hätte niemandem etwas genützt, und ins Zuchthaus sollte er nicht, das hatte ich mir nun einmal in den Kopf gesetzt.“ Sie reckte sich gerade auf. „Seinetwegen, um ihn zu reizen, wäre ich wirklich fast in Rio in die Tanzbar gegangen. Er hätte die Kerls dort zusammengewütet; er wäre selbst überwältigt worden. Mit dem Rest meines Selbstgefühls habe ich ihn doch nur sitzen lassen. Aber ich mußte ihn versorgen oder ich kam nie frei, und zu den Schmuggelbanditen wollte ich ihn auch nicht gehen lassen. Die Methoden da drüben sind doch noch verzweifelt anders als bei uns, sehr unberzagt, und was ihm hier nützte, sein Zus, das schleppte er drüben als schwerste doppelte Kettenkugel an seinen Beinen. Aber an ihm zugrunde zu gehen, irgendwie einmal von ihm umgebracht zu werden, das war denn doch das Letzte, was ich mir wünschte. Ich habe ihm klar gemacht, unzweideutig, sogar Olga hätte es mir zugestanden, daß er mir unter keinen Umständen mehr nachschleichen dürfe. Und weil Vernunft und wenigstens doch der Anschein von Güte noch am besten verfieng, so habe ich ihm vorgestellt, er könne noch einmal zu hohen Ehren kommen. Es sei schade um ihn; das alles sei eine Pestbeule des Lebens, einmal ausgebrochen aber mit seinen starken Kräften überwindbar; er solle heiraten. O ja,

bitte, es mag dir lächerlich vorkommen, so viel es dir beliebt, er hatte die Gelegenheit. Er war in einem Apfel sinengeschäft — Weltversand — untergekommen. Der Mann starb. Die Frau hatte ihm schon Blicke geworfen. Die Weiber fielen ihm. Na, aber der Mann von seiner dicken Witwe — ich meine Witwe erst nachträglich — der Mann ist völlig honorig gestorben, an einer Gallensteinoperation im großen Spital von Rio. Na also, er hat die Witwe dann bald geheiratet. Bald das heißt, nachdem ich es ihm geraten hatte; sie hielt die Trauerzeit mit allen Schleppen aus. Sie war von spanischem Geblüt und hatte eine ganze Masse Geld. Um sie zu heiraten, mußte er katholisch werden, und dabei ist er einem sehr gescheiten und entschlossenen Priester in die Hände gefallen. Wenn jemand, so hat mir Pater Don Sebastian imponiert. Er hätte der Witwe abreden können ihn zu heiraten, wo er doch natürlich alles wußte, aber er hat es nicht getan. Da lebt er nun, ich mein Schmitt, und ist ein recht begüterter Geschäftsmann, wahrscheinlich kommt er sich sogar reich vor — meiner wegen. Er ist bestimmt zufrieden und heilfroh, daß er mich los ist; er hat auch Kinder, Zwillinge und noch einen Sohn, das habe ich erfahren durch Dom Sebastian; aber er wußte, daß ich niemals übertreten würde. Trotzdem war niemals ein Mensch zu mir gütiger als er. Über die Schwelle von dem neuen Heim bin ich nie gegangen; er zog mich nicht und auch der Frau wegen nicht. Weiß Gott, ich werde ihr doch nicht mit einem Blick in die Quere kommen, auch wenn mir ganz gegenteilig zumutet ist. Sie weiß nicht viel von mir, nur einiges, aber jedenfalls hat sie den gesunden Haß. So geht es ihm ganz soweit er es sich nur wünschen kann, oder noch viel mehr.

Der Herr und Meister von dem Exportgeschäft zu sein, das seiner dicken Witwe gehört — ich will lieber keinen Namen nennen — ist besser als Oberbürgermeister in diesem gräßlichen Rattenloch Bommingen. Er hat angefangen, große Ländereien urbar zu machen."

"Was hast du selbst getan unterdessen?" fragte Walter.

"Ich hatte mir ein Mehlgeschäft gekauft."

"Was? Allerdings! Das glaube ich nicht."

Sie nahm seinen Zweifel nicht übel.

"Doch. Ich mußte ja Geld verdienen. Bei dem Herumjagen zuerst war natürlich eine ganze Menge drauf gegangen. Na, etwas hatte ich noch. Ich habe zuerst an ein Puzgeschäft gedacht oder an sonst irgend etwas mit Mode und Kleidern. Aber den ganzen Tag an den Plunder zu denken, immer nur an die Futterale, und mit so grauenhaftem Gesindel, wie Modedamen meistens sind, von früh bis spät nur darüber zu verhandeln — da hätte ich mich bald an irgendeinem seidnen Schleier oder an einer Schärpe aufgehängt. Nun, der Mehlladen wurde mir angeboten, nicht im geringsten durch eine Beziehung zu Schmitt, sondern durch die stockfremde Agentur, die ich beauftragt hatte. Ich griff zu. Den Mehlhandel kannte ich von Kindheit an. Es ist damit auch ganz gut gegangen. O ja, ich habe tapfer hinterm Ladentisch gestanden. Solch ein handfestes Leben ist gar nicht schlecht. Aber dann kam ich auf den Einfall, ich wollte so etwas wie Filialen, meinestwegen über ganz Rio hin, und damit habe ich mich übernommen. Nicht so sehr geldlich. Aber dieser ganze wirblichte Handel, nein! Wozu auch! Ich konnte es mit einemmal nicht mehr aushalten. Es ist auch unausdenkbar, was einem dort drüben von dem Mannsvolk zugemutet wird. So habe ich das Mehl-

geschäft mit allem Zubehör und allem neuen Anfang Hals über Kopf verschleudert. Beinahe weggeschenkt, so, als jage der brennende brasilianische Urwald hinter mir her. Ich bekam nur ungefähr das Geld für die Rückfahrt und für den ersten Anfang hier heraus. Mein Vater hat mir auch deswegen eine furchtbare Predigt gehalten und hat sogar an einen Geschäftsfreund drüben geschrieben, ob nicht noch etwas zu retten sei. Das war natürlich nicht möglich. Es war ihm mit dem Geld aber doch nicht so sehr wichtig. Ich glaube, er hätte es sogar nicht sehr gern gemocht, wenn ich in dieser Beziehung auch so gewesen wäre wie er und Olga. Zwei von dieser Art sind genug in einer Familie.“ Sie schöpfte Atem. „Na, und dann habe ich gemerkt und mich vergewissern können, hier in Europa, in Deutschland, na ja, da lebt noch alles und ist noch in allem Stolz und Ansehen vorhanden. Da habe ich zu studieren angefangen, als mir mein Vater wieder Geld geben wollte.“

Sie lehnte sich zurück. „Vorbei. Alles. Auch der Sandsturm dort.“

„Dir ist niemals der freundliche Gedanke aufgestiegen, es könnten sich Menschen hier um dich beinahe zu Tode ängstigen?“ fragte er.

„So wichtig nahm ich mich nicht“, entgegnete sie aufrichtig staunend.

„Dich nicht oder irgend etwas, irgend jemand hier im alten Land. Es sei.“

„Du mußt begreifen . . . bitte . . .“

Er machte eine Gebärde des Fortwinkens.

„So hast du ihn also in der Tat gründlich gerettet“, sagte er. „Theodor Marich Schmitt! Hier hätte er ins Zuchthaus gemußt.“

Die Blutrausch-Hasseswelle bäumte sich auf. Alles war so unmöglich gewesen, damals. Alles. War es anders geworden?

Sie hob steil das Haupt. „Ja, ich mußte ihn retten.“ Sie sah ihn starr an. „Er hatte sich um meinetwillen in diese furchtbare Klemme eingezwängt. Nur so kamst du ihm auf die Spur. Ich mußte ihn retten.“

„Diesen Mordbrenner! In die Klemme eingezwängt! Natürlich mußtest du ihn retten. Und mich verraten. Ehrensache. Du mußtest es! Du hast es getan!“

„Es ist aus und ich habe erfahren, nichts auf der Welt läßt sich zurücknehmen“, entgegnete sie.

Sie schwiegen. Er zog seine Uhr, klappte den Deckel auf, sah nach der Stunde, ließ den Deckel wieder einschlagen, steckte die Uhr zurück in die Tasche der Traktweste zu dem Trauring, den er bis zu dieser Stunde noch getragen hatte.

„Verzeih“, sagte er, „aber ich muß fort. Mein letzter Zug geht bald. Ich habe morgen Termine. Ich blieb nur Ruths und Wilhelms wegen so lange hier in Berlin. Der Zigarro — ich war seit vier Jahren zum erstenmal in einer Theatervorstellung.“

Sie erhoben sich beide, standen durch den Tisch getrennt.

„Wie geht es deiner Mutter und Wanda?“ fragte sie. „Doch hoffentlich gut.“

„Ja. Mutter scheint sogar kaum zu altern.“

„Eine wunderbare Frau. Und Wanda war immer wie die warme Güte selbst. Grüße sie beide von mir, wenn sie Grüße von mir annehmen.“

Sie gingen langsam durch die große Halle auf die Eingangstür zu. Sie fragte: „Sind sie sehr böse auf mich? Natürlich sind sie böse, aber sehr, sehr?“

„Meine Mutter ist eine große und gütige Frau“, antwortete er und wandte den Blick ab. Er war froh. Nun war bald alles zu Ende.

„Ich hätte deine Mutter so sehr gern einmal besucht“, hob sie wieder an, „so auf Leben und Sterben gern. All die Zeit über, daß ich wieder in Deutschland bin. Ich glaube, wäre es mir heute nicht geglückt, dich zu treffen, so tat ich es schließlich doch. Ich mußte ja. Wenn ich auch die entsetzliche Angst vor dir hatte.“

„Es hätte wohl keinen Zweck gehabt“, erwiderte er mit Anstrengung. „Es hätte wohl nur zu unnützen Aufregungen geführt. Für alle Teile.“

Sie standen da zur Seite der Ausgangsdrehtür. Noch zwei, drei Schritte, und sie würden auseinander gehen und sich im Wirbel der Straße verlieren.

Er sah sie, die schöne und in ihrer Haltung so hochgezüchtete Frau, jetzt im Geiste vor sich, wie sie am Tage, da sie von ihm ging, in der letzten Stunde, wie sie da auf ihrem Bett lag und immer, um ihr wahnsinniges Schluchzen zu hemmen, ihre Spitzenbettdecke zwischen ihre Zähne stopfte und wieder herausriß. Und er hatte neben ihr gegessen, ratlos, beklommen, schon verzweifeln, und wirklich war schon alles unwiderruflich der Vernichtung zugestürzt.

„Du bist manchmal in Pößegg?“ fragte er.

„Ja, manchmal. Das heißt eigentlich nur selten. Und dann immer nur auf kurze Zeit. Es ist den Eltern unangenehm, der Leute wegen, in dem kleinen Nest. Du kannst dir denken, geschenkt wird mir zu Hause nichts. Aber das ist wahrscheinlich auch nur so, wie es sein soll. Vater wird es mir niemals vergessen, daß ich ihm sein Verhältnis zu dir gestört habe. Du bist sicher der einzige

Mensch, den er nach dem Tode der Jungen noch liebte. So wäre er nur wie erlöst, ginge ich wieder fort, seiner wegen nach Australien oder nach Afrika, o ja, wirklich zu den Tuaregs in die Sahara. Er würde mir alles Geld dazu geben, was ich nur wünschen könnte; ich müßte nur versorgt sein und für immer sehr weit fort, und er könnte dann vielleicht wieder eine Verbindung mit dir haben. Ich glaube, wenn er seinen ganzen Ramsch, all sein irrsinniges Geld dermaleinst dir hinterlassen könnte, so hielte er sein Leben doch noch einmal für zweckvoll. Du könntest ihm nicht den Gefallen tun? Ich meine, ich ginge dann wirklich sehr weit und für immer fort."

Er errötete und erwiderte ausweichend nur: "Ich habe für deinen Vater auch immer tiefe Freundschaft empfunden."

Sie seufzte. "Ich muß dir noch danken, daß du dich bei meinen Eltern so freundlich für mich verwendet hast. Ich hätte es ja vielleicht mit einem Beruf auch so geschafft, aber mit einem Studium natürlich nicht. Und für später, für meine beruflichen Pläne — ich müßte ja keinen Verstand mehr haben, wollte ich es nicht täglich als Himmelswohlthat empfinden, vielleicht bei Entscheidendem doch reiche Mittel einsetzen zu können. Ich brauche den Zusammenhang mit meinen Eltern auch innerlich."

"Die Hauptsache hat wohl Olga durchgesetzt", sagte er. "Warst du bei ihr?"

"Ja. Und wenn nicht Schorsche Putsch wäre, vielleicht bliebe ich bei ihr. Aber er ist wirklich nur Schweinezüchter. Und sie ist wohl auch allzu mächtig."

Ihm fiel in diesem Augenblick des Aufbruchs die eine Hauptsache ein, der Kernpunkt, um den sich diese ganze Unterredung gedreht haben mußte.

„Da ist noch eins, wir kamen davon ab. Wollen wir uns noch für einen Augenblick setzen? Es genügt hier. Es ist nur für einen Augenblick.“ Sie nahmen in zwei Sesseln etwas zurück von der Tür Platz.

„Für dich wird sich das alles mit den Jahren doch wieder einrenken“, sagte er und war einigermaßen hoheitsvoll, „du bist noch sehr jung und gewiß noch außerordentlich erlebnisfähig. Als ich dich heiratete, war ich ja viel älter, und trotzdem hast du mir oft gesagt, ich käme dir wer weiß wie jung, das heißt im persönlichen Leben unerfahren vor. Na, das bist du nicht, sicher nicht. Aber in jeder Lebensblüte stehst du. Höre, Etta“, sagte er, und der Name, der so lange Zeit von ihm kaum gedacht geschweige denn ausgesprochen werden konnte, kam ihm ganz geläufig — „ich habe dir schon sagen lassen, daß ich mit einer Scheidung einverstanden bin — Schmitt kommt ja nun, wie du mich überzeugt hast, nicht mehr in Frage. Du entschuldigst schon, wenn ich an solche für dich peinlichen Punkte rühre. Aber eine Klärung mußte herbeigeführt werden, wie du auch so lebhaft empfandest, und ich bin nun einmal Jurist.“

Er lächelte wie über sich und sie. „Ihn, deinen König Marich, hätte ich dich nie heiraten lassen, so lange die Entscheidung bei mir stand, weil ich ihn für eine Verbrechernatur hielt und noch halte, trotz des Apfelsinen-Export-Geschäfts und der Zwillinge und der Rückversicherung durch Pater Dom Sebastian. Auch aus den anderen Gründen nicht. Du kannst dir das zurechtlegen, wie du willst.“

Sie saß regungslos.

Er fuhr fort. „Einmal wirst du doch vielleicht wieder heiraten wollen. Du kannst die Möglichkeiten heute nicht

übersehen. Aber Regelungen möchten schon beizeiten als notwendig erscheinen, um vielleicht unliebsamen Verzögerungen in der Zukunft vorzubeugen. Nun bin ich allerdings nicht edel genug, um die Schuld auf mich zu nehmen. Ich finde auch die meisten fingierten Scheidungsgründe allzu ekelhaft, um sie mir zumuten zu lassen. Immerhin wäre die Frage in unserm Fall verhältnismäßig einfach. Es ginge wegen böswilligen Verlassens, du verzeihst schon. Es würde sich mit allen Formalitäten durch einige Zeit hinziehen, aber doch wohl kaum durch eine lange, da wir schon seit mehreren Jahren voneinander getrennt leben und keine Kinder vorhanden sind. Die Termine würden sich ohne Schwierigkeit erledigen lassen. Ich denke, daß man keinem von uns aufgeben würde dabei zu sein. Die Sache würde sich so schonend wie möglich abrollen, schonend auch vom Gericht aus."

Sie erwiderte nichts.

"Ich hätte es schon lange veranlaßt", sagte er. "Aber gar so sehr lockte es mich nicht, ich gestehe es offen, daß da am Landgericht Frankfurt aushing: Justin gegen Justin wegen Ehescheidung. Na, auch das wird zu überwinden sein. Ich dachte immer, du würdest dich schon melden, wenn du es wolltest. Es war ja auch möglich, daß du als eine junge schöne und reiche Frau eine Bindung als ganz praktisch empfandest, so lange du nicht wieder heiraten wolltest."

Sie fragte: "Wo würde es denn vor sich gehen? Bei welchem Gericht?"

"Am Landgericht in Frankfurt. An meinem Wohnsitz. Es ist nicht zu ändern."

Sie antwortete: "Ich werde es mir überlegen."

„Das wäre wohl alles, was in der Hauptsache zu besprechen war“, so schloß er.

Sie machte eine Bewegung, um ihn noch zurückzuhalten.

„Ja! Bitte, was noch?“

„Du willst dich wieder verheiraten?“ fragte sie und sah ihn gerade an, aber in ihren durchsichtigen Augen stand kein Ausdruck.

„Vorläufig habe ich noch keine Absicht“, entgegnete er und fühlte zu seinem Arger sein Erröten wieder.

„Aber eine Braut?“ fragte sie und hielt ihn in ihrem Blick.

„Das wäre dasselbe. Dann hätte ich ja die Scheidung schon längst einleiten können.“

„Allerdings.“

Sie stand auf, wandte sich zur Tür und forderte vom Pagen dort: „Bitte, eine Tasse.“

„Auf Wiedersehen“, sagte sie. „Ich wünsche dir das Allerbeste, jedes Gute. Und wenn du deine Mutter und Wanda von mir grüßen wolltest . . . Und Ruth soll nicht allzu böse sein, daß ich ihr den Figaro verdarb. Ach, du wirst gar nichts von mir erzählen. Wozu auch? Aus. Alles. Vorbei.“

Sie winkte ihm zu. Sie reichte ihm nicht die Hand. Sie war durch die Tür gegangen. Er sah sie draußen den anrollenden Wagen besteigen. Sie war fort.

Er wandte sich ins Innere des Hotels. Seine Rechnung war schon bezahlt. Sein Koffer stand bereit. Er würde sich in der Eisenbahn umziehen. Er konnte wohl noch gerade seinen Zug erreichen, den letzten. Mit dieser Unterredung hatte sich doch mehr Zeit hingeschleppt als er vermuten konnte.

Qualvoll aber notwendig.

Er kam rechtzeitig zum Zuge, stieg in sein Bettabteil und machte sich für den Schlaf zurecht. Umständlich faltete er den Frackanzug zusammen und hängte den Anzug für den Morgen aus. Er streckte sich in sein schmales Bett. Er öffnete ein Glasröhrchen mit einem wirksamen Schlafmittel, das er selten benutzte aber gern mit sich führte. Eine ordentliche Dosis! Und wenn ich verrecke.

Er war aber doch mit der Zurechtstellung besonnen. Das fehlte noch, daß er am nächsten Morgen als eine vergiftete Selbstmörderleiche im Abteil gefunden wurde.

Dem Aufwärter hatte er Auftrag zum rechtzeitigen Wecken gegeben.

Er schlief. Am Morgen ging er vom Bahnhof sofort in das Gericht. Er hatte zu verhandeln. Sein Beruf trug ihn.

Das Urtheil der Nothwendigkeit

Walter Justin sah ein, daß jeder nur innere Kampf nutzlos war. Das Heilmittel einer neuen Liebe hätte geholfen, das seine Schwester Ruth so dringend empfahl. Es war nur nicht anwendbar, auch mit keiner Absicht und mit keinem guten Willen. Die schwerste Sünde wider jedes eigne und jedes fremde Leben aber wäre es gewesen, wenn er eine andere Frau heiraten wollte mit dem unauslöschlichen Bild der einen in seinem Herzen.

Er kam um Urlaub für ein ganzes Jahr ein für eine Reise um die Welt. Nicht zum Vergnügen. Nur ein Zeitvertreib hätte ihm nichts genützt und das Vergnügen wäre dabei ausgeblieben. Er wollte um seines Berufes willen reisen. Er wollte den Strafvollzug in fremden Ländern aus eigenem Augenschein studieren.

Während seiner sehr gründlichen Vorbereitungen zu dieser Reise überlegte er, ob er nicht vorher die Scheidung herbeiführen müsse, in Schuldigkeit gegen alle Theile, auch gegen sich selbst.

Aber er konnte dann nicht vor der Urteilszustellung reisen. Im Grunde sogar auch dann erst nach Wochen. Nun, Etta würde kaum Berufung einlegen wollen. Doch in keiner Weise war eine Vorausberechnung möglich, wie lange es mit Urteilsfassung, Verkündung, Zustellung dauern konnte, selbst bei dieser schon so lange getrennten, kinderlosen Ehe.

Er hatte keine Lust, seine Reise aufzuschieben. Alles in ihm drängte fort, o ja, einmal auch ihn in die weite Welt hinaus.

Warum sollte denn immer er Rücksicht nehmen? Er würde an einer zugänglichen Stelle seine jeweilige Anschrift hinterlassen. Sie mochten warten, die dann eine Scheidung wollten. Er hatte auch warten müssen.

Für ihn selbst aber? Nun, ob so oder so, der schwere Rest blieb stets.

Er fuhr vor seiner Reise nach Kerne. Er ging am Haus mit den Rosenhängen vorbei. War schön gewesen. Gute kleine Etta. War einmal. Die großartige, welt-erfahrene Frau, die ihm noch einmal gegenübergetreten war, hatte mit dem so oft innerlich und dann und wann auch sehr äußerlich strampelnden jungen Weibwesen von damals nicht viel gemeinsam.

War gut gewesen, daß er sie wiedergesehen hatte.

Vater Möller hatte auch dieser Tochter viel mitgegeben. Daher stammte der Kampf zwischen ihnen bis in die letzten Lebensgründe, daß er in dieser Tochter die eignen, mit einer neuen Welt noch nicht ausgeglichenen Kräfte zu Aufbau und Widerstand haßte.

Walter lächelte, wenn er daran dachte, wie Vater Möller ihm am Fernsprecher damals sehr ausdrücklich alle die Sprachen aufgezählt hatte, die seine so lange als nur mißraten angesehene Tochter können sollte. Sie würde arbeiten. Sie würde etwas leisten. Etwas? Wahrscheinlich viel. Vater Möller würde noch stolz auf sie sein.

Walter stellte sich auch mit Vergnügen Etta in so etwas wie da in jenem Mehlgeschäft in Rio vor, wie sie, den weißen Kittel und das weiße Kopftuch mehlbestäubt, am Ladentisch mit flinken Händen zuwog und mit den Schutz- und Trugwaffen ihrer morgenblauen Augen und unverzagten Worte eine Männerwelt in Entfernung

halten wollte, die um sie geflogen und gekrochen kam wie die Wespen um den Honigtopf.

Er würde selbst Rio besuchen. Er hatte sich seine Weltreise sogar so angelegt, daß Rio sein erster Studiumshaltepunkt war. Theodor Marich Schmitt würde ihn nicht am Kai erwarten. Und wenn denn der Weg an seinem Apfelsinen-Exportgeschäft vorbeiging oder an seinem Wohnhaus, und der Mann dort trat sogar unter die Tür oder saß breit und behaglich auf dem Balkon — was ging er ihn noch an?

Es war gut, daß er sie wieder getroffen hatte.

Walter war im Hause von Mutter und Schwester so heiter und in so kräftiger Stimmung, wie sie ihn seit den Jahren seines Hezusammenbruchs nicht mehr gesehen hatten. Von Etta sprach niemand. Walter nahm an, die beiden guten Frauen waren durch Ruth unterrichtet.

Vierzehn Tage später ging er in Bremerhaven zu Schiff.

Die deutsche Regierung hatte ihm Studienbeihilfe angeboten. Er würde bequem reisen können. Er nahm den tüchtigen Dampfer Cap Arcona. Er wäre, so dachte er es sich anfangs aus, am liebsten wochenlang unterwegs gewesen, auf einem der großen Frachtdampfer, die ein paar Reisende mitnehmen. Aber dann konnte er seine Berufspläne innerhalb seiner Urlaubszeit nicht so durchführen, wie er es wünschen mußte.

Das gute Schiff hatte in der Nordsee rasche und ruhige Fahrt. Nach Southampton wurde der Atlantik rauh. In der Biscaya rollten die hohen Wellen und Wolken unerwartet ab und die See lag gleich einem unschuldigen Himmelsbusen. Morgen lief das Schiff Vigo

an; übermorgen würden sie in Lissabon vor Anker gehen. Dann kam Madeira und von da die große Fahrt durch zehn Tage hinüber zum andern Erdteil, nach Südamerika, nach Brasilien, nach Rio.

Das Schiff pflügte seine Wasserbahn, eifrig, pflichteifrig und treu.

Walter ließ sich seinen Stuhl an eine einsame Stelle des Vorderdecks bringen. Der allgemeine Schwarm kam nicht hierher. Er setzte sich behaglich bequem in seinem Stuhl zurecht. Er hätte seine Bücher und Hefte um sich aufbauen sollen. Die Vorbereitungen zu seiner Reise mußten in der That unendlich sein, schon in sprachlicher Hinsicht. Ach, am ersten ruhig schönen Nachmittag wollte er trotzdem weder lesen noch lernen. Er wollte nur die Himmelsweite und den Salzwind über der See empfinden.

Er schränkte die Hände unterm Nacken zusammen. Er fühlte sich gar nicht als ein höherer deutscher Beamter, sogar als ein Gerichtsbeamter, sogar als ein Strafrichter, sondern wie ein ausgekniffener Schuljunge oder wie ein Student. Wie einer noch vor dem Weltkrieg. Ja, so war ihm zumute. Und er dachte mit lächelnder Schadenfreude an die Kollegen in den Gängen und Wandelgängen des Frankfurter Oberlandesgerichts.

So viele Sprachen wie Etta hätte er können mögen. Was nützte ihm sein Griechisch? Aber er hatte sein Latein als Unterlage für die romanischen Sprachen. Sie, das Frauchen, würde portugiesisch reden können wie eine flotte Elster. Ein begabtes Weibchen, seine kleine unvergeßliche Göttin.

Ob sie wohl einmal den rechten Mann fand und Kinder mit ihm hatte, drei, vier, so viele sie wollte, Vater

Möllers Enkelkinder mit seinen ungewöhnlichen Kräften und auch seinen außerordentlichen äußeren Möglichkeiten für ihr Vorankommen in der Welt?

Merkwürdig, wie er sich seine Gehirnbahn ausgefahren hatte, daß jedes Denken ohne den Zwang seiner Berufsarbeit nur immer den einen Weg traben wollte.

Aber die Qual war fort.

Wie gut, daß er sie wieder getroffen hatte.

Wenn er zurückkam, so hatte sie einen neuen Schatz.

Sollte ihm recht sein. Herrgott im Himmel, heiliges Kreuzdonnerwetter, es mußte ja!

Er war noch nicht vierzig Jahre alt. Er wollte nicht an dieser grauenhaften Geschichte für ewig verschmachten und verdorren!

Es litt ihn nicht an seinem behaglichen Platz. Er stand auf und ging hin und her.

Mache dir nichts vor, mein Junge, du wirst jeden Mann, den sie nimmt, immer über den Haufen schießen wollen. Und wenn du zehntausendmal Strafrichter bist.

Na, sie würde ja nicht mit einem neuen Mann gerade in Frankfurt auftauchen wollen.

Und wenn sie niemals einen andern nahm?

Immer war da im Abgrund der Erinnerung o's unterste, mit jeder Schwärze zuzudeckenden Tiefe das Andenken an die letzte Nacht: Merke es dir gut, behalte es. Sie ging an dem Mann zugrunde, aber sie hat ihn nie geliebt!

Begreifen durste nimmermehr diesen Weg versuchen!

Durste nicht finden wollen, was an ihrer letzten Begegnung wie die gerade Fortsetzung solcher Worte schien.

Aber so ist es, es ist sonnenklar, weißt du es denn nicht? Daß sie ihn nun haßt, von diesem wahrsten Ausbruch ihres allerrechtsten Hasses lebe ich seitdem.

Gott im Himmel, ich bin noch nicht vierzig Jahre alt!

Wenn denn auch dieser letzte Versuch, diese Reise mitten hinein in den aufgerissenen Rachen seines Berufs, der seine andere unausrottbare Leidenschaft war, die nie gemindert werden konnte, wenn auch er dennoch vergeblich war?

Ich will nicht mehr nur als Einzelgänger traben. Ich will mich wieder unter Menschen mischen. Auf diesem Schiff mag ich am besten den Anfang machen. Nicht jedes Gespräch mit Menschen mag mich an das Erlebnis meiner Vernichtung führen. Und wenn doch, so muß es ertragen werden.

Aber niemals heirate ich eine andere Frau.

Sie war die Herrlichkeit, die an meinem Lebensweg stand. Das Wunder gab sie mir. Nicht für lange. Nun, so sei es genug für mein Leben.

Niemals steige ich unter die Gewalt meiner Liebesleidenschaft für sie hinab.

Du Stern meines Lebens, du heiße Liebe meines Daseins — du bist mir verloren und leuchtest mir nicht mehr. Und hast du mir angetan, was du wolltest, und war es Untergang — ich grüße dich.

Er reckte die Hand zur weiten Wasserfläche hin.

Er ging auf und ab. Er mußte sich zur Ruhe zwingen. Er holte sich aus seiner Kabine Bücher, schlug eins auf, das ihn fesseln konnte.

Mitten unterm Lesen grub er seinen Trauring aus der Westentasche heraus, in der er ihn, von jedem Anzug in den andern gewechselt, seit jenem Abend trug und steckte ihn wieder an.

Er nickte. War vielleicht auch ganz praktisch, ihn auf solcher Weltenreise zu tragen, gerade mit seiner Absicht,

sich wieder unter Menschen, sich wieder in eine Gesellschaft zu mischen.

Am Abend nach dem Essen kam er mit dem deutsch-amerikanischen Ehepaar, Herrn und Frau Willmers, zu dem er im Speisesaal an einen kleinen Tisch gesetzt war, wieder an die frische Luft hinaus. Die Frau erinnerte ihn freundlich an Wanda mit ihrem kleinen beweglichen, dunklen Gesichtchen.

Sie gingen in der nach der Seeseite zu offenen Wandelhalle hin und her und unterhielten sich, jetzt bei der ganz ruhigen See, über Gefahren der Meerfahrt. Heutzutage gab es davon nicht mehr so viele; immerhin blieb alle See ein wildes und unberechenbares Ungeheuer. Die Willmers, die viel zu Schiff fuhren, schienen eine Berichtsammlung von Seeabenteuern auch der neuen Zeit angelegt zu haben.

Frau Willmers sagte sogar: „Ich habe einen Schwager, den Mann meiner einzigen Schwester, beim Untergang der Titanic verloren, es war am 14. April 1912 oder am 15. Das Unglück ereignete sich nachts um halb zwölf Uhr.

Meine Verwandten waren auf der Rückkehr von ihrer Hochzeitsreise nach Europa. Die Titanic war das damals höchst moderne und großartigste Passagierschiff, und auf ihrer Jungfernfahrt. Am nächsten Vormittag sollte sie in New York einlaufen zu einem großen Willkommensfest.

Meine Verwandten wollten am letzten Abend die Gasterei, die an Bord vor allem zu Ehren der vielen Multimillionäre auf dem Schiff veranstaltet wurde, nicht mitmachen. Meine Schwester ging in ihre Kabine, um sich zum Schlafengehen zu rüsten. Sie war beim Aus-

kleiden, als ihr Mann kam. Zieh dich wieder an und zwar ganz dick, sagte er. Wir sind mitten in einen Eisgang hineingeraten; es ist ein besonderes Schauspiel, das darfst du nicht versäumen. Aber zieh dich ganz warm an mit allen dicken Sachen die du nur hast. Es ist wie im Polarmeer. — Er drängte sie immer wieder, sie müsse noch mehr warme Sachen umnehmen. Sie merkte unten in ihrer Kabine noch nichts; denn das Laufen und Rufen im Gang erklärte er: Ja, alle Leute im Schiff sollten und wollten den Eisgang sehen. Sie gingen an Deck und da erkannte sie die Katastrophe. Fast alle Menschen auf dem Schiff, an dreitausend, waren in Aufruhr und Getümmel oben. Der erste Offizier, der auf der Befehlsbrücke zuerst das Unglück gemerkt hatte, hatte sich schon erschossen, aber davon wußte unter den Passagieren noch niemand Sicheres. Die Rettungsboote wurden ausgelegt; doch anfangs glaubte niemand wirklich an Untergang. Mein Schwager gab seiner Frau seine Brieftasche mit Geld. Für alle Fälle. Aber wir können doch nicht getrennt werden! Ich gehe nicht ins Rettungsboot ohne dich! — Er bat: Du mußt vernünftig sein und darfst nicht hindern. Erst müssen die Kinder und die Frauen ins Boot. Er hob sie hinein. Das Boot wurde abgelassen. Die Matrosen ruderten sofort mit aller Kraft vom Schiff fort, zwischen all den grauenhaften Eisschollen hin. Es war vom Schimmer der Eisschollen her immer ein Dämmerchein. Der Himmel war bedeckt aber die Luft stand. Sie sahen das große Schiff vor sich, auf dem an den Rettungsbooten gearbeitet wurde, und hörten oben auf Deck die Musik spielen, die Bordkapelle, und die Musiker spielten noch, als ihnen das Eiswasser schon bis über den Knien stand.“

„Das konnte man ertragen?“ rief Walter.

„Ja. Es soll sogar ein großer Trost gewesen sein, das laute Beten der Menschen zu Gott; und in dieser Nacht fand es den geraden Weg. Die Bordmusiker da von der untergehenden Titanic haben das erhabenste Beispiel von Todesverachtung gegeben, und sie waren wahrhaftig nicht als trainierte Helden auf das Schiff verpflichtet worden. Zugleich spielten sie: Näher zu dir, o Gott, und das Lied wird nun bis in die Ewigkeit über dieses Meer hinhallen. Die Menschen in den Rettungsbooten zwischen dem fürchterlichen Packeis hörten es und beteten. Die Matrosen im Boot begütigten immer: Alle werden gerettet. Es sind genug Rettungsboote da und alles ist ganz neu und imstand. Das Schiff würde überhaupt nicht untergehen, um der Schotten willen, der einzeln gehaltenen Schwimmkästen, in denen es gebaut war, die es immer in ihrer Gesamtheit tragen würden, wenn auch einer oder der andere leck würde.“

Herr Willmers fragte: „Sie wissen vielleicht noch, daß der Schiffsboden von einem treibenden Eisberg mit seiner scharfen Kante unter Wasser aufgerissen wurde? Der Stoß war merkwürdigerweise an sich so gering, daß ihn kaum jemand verspürte. Trotzdem schlugte er den ganzen Schiffsbauch auf.“

Walter nickte.

„Plötzlich erloschen alle Lichter im Schiffsleib und auf Deck“, fuhr Frau Willmers fort. „Das Wasser muß die Maschinen erreicht und sofort zerstört haben, sonst hätte sich das Schiff auch noch halten müssen. Es richtete sich mit einem Teil hoch auf und schoß mit dem andern in die Tiefe; sie sahen die Menschen wie Ungeziefer vom Schiff abgeschüttelt werden und ins Meer fallen

und von hoch herab auf die Eisschollen aufkrachen. Dann sackte das ganze Schiff weg, und die Schiffbrüchigen waren allein mit den Eisschollen und mit ihrer Verzweiflung. Manche Frauen wollten ihren Männern nach ins Meer springen.

Sie sind dann nach ein paar Stunden von anderen Schiffen aufgenommen worden, die sofort auf den Funktodesschrei der Titanic herbeigeeilt kamen, mitten in diese äußerste Gefahr auch für sie hinein. Ungefähr die Hälfte der Menschen auf der Titanic wurde gerettet.“

„Was ist später aus Ihrer Schwester geworden?“ fragte Walter.

„Sie hat wieder geheiratet. Sie dachte, sie könne es allein nicht aushalten. Aber es wurde nichts mit der neuen Ehe; sie ging auseinander. Kinder hat meine Schwester nicht. Es wäre vielleicht wirklich besser für sie gewesen, sie wäre mit ihrem ersten Mann umgekommen. Es war eine große Liebe.“

Frau Willmers erzählte noch von einem alten Ehepaar, ungeheuer reichen Leuten, das die junge Gesellschafterin der Frau ins Rettungsboot gesetzt hatte und dann selbst zurückgetreten war, um Arm in Arm aneinander geschmiegt auf den Tod zu warten, der sie denn auch fand.

„Sie sind auch verheiratet?“ fragte Frau Willmers Walter.

„Ja“, erwiderte er knapp.

„Auf unserm Kurs nach Rio werden wir keine Eisberge treffen“, meinte Herr Willmers. „So weit kommen sie weder von Norden noch von Süden her. Auch unterhalten jetzt alle Staaten mit Schifffahrt den aufmerksamsten Flugwachdienst gegen treibende Eisberge und

geben immer genaueste Nachricht an alle Schiffe unterwegs.“

Das Ehepaar trennte sich von Walter. Er wollte noch nicht schlafen gehen. Er wandte sich der Glastür zu, die den Wandelgang von der vordersten Schiffsspitze abschloß. Dieser Teil des Schiffes wurde selten betreten, da die Spritzer der Wellen leicht bis hier heraussprangen. Auch lag hier viel Schiffsgerät. Die Frische und der ungehinderte Ausblick lockten Walter. Nur eine Dame stand dort zwischen den Tauspulen. Ehe Walter die Glastür noch erreicht hatte, wandte sie sich und ging auf der andern Seite fort. Er öffnete sogleich die Tür, sprang zur andern Seite — niemand war mehr in dem langen Wandelgang zu sehen. Er stand, aufs Herz geschlagen. Es konnte nicht sein. Sie, Etta, war nicht auf dem Schiff! War er verhezt? War er nur noch imstande, sie zu sehen?

Er bemerkte einen Matrosen gebückt an einer Tauspule. „Haben Sie hier eine Dame gesehen?“

„Ja, eine junge Dame war hier und ging soeben durch die Tür drüben fort.“

„Kannten Sie sie?“

„Ich kenne die Herrschaften an Bord alle nicht.“

„War die Dame lange hier?“

„Ich bin erst vor ein paar Augenblicken gekommen. Da saß die Dame dort auf der Bank. Sie ging aber beinahe sogleich weg.“ Der Mann entfernte sich mit seiner Trosse.

Walter sank auf jene Bank.

Etta konnte nicht hier sein.

Aber er war nicht verrückt. Er hatte schließlich doch immer noch keine Gesichte. Er sah sie niemals sonst in einer fremden Frau.

Sie war einzig auf dieser Welt.

Er kannte jede ihrer geringsten Bewegungen.

Sie konnte nicht auf diesem Schiff sein!

Wenn sie es doch war? Dann hatte sie sich bis jetzt geflistentlich verborgen gehalten. Also wußte sie, er reiste auf diesem Schiff.

Konnte ein solches Wohnen auf gleichem Schiff bei einer Reise zum selben Ziel Zufall sein? Das Entsetzen über jenen Anruf aus dem Raum, der ihm ihre Rückkehr nach Europa, nach Deutschland an sagte, der nie von Menschenvermögen sondern von unfassbaren Mächten hergestellt worden war, würde in seinem Blut zittern, solange er lebte.

Wurde jetzt wieder einmal die ewige Kette flirrend vom hohnlachenden Schicksal geschüttelt?

Solch unerhört grauenhafter dämonischer Zufall wiederholte sich nicht!

O doch. Er mochte auf andere Art immer wiederkehren. Walter kannte sogar aus seiner Gerichtserfahrung Lebensverwicklungen, die immer wiederholt und niemals willentlich, unentrinnbar in eine solche Kette dämonischer Begegnungen hinein verstrickt worden waren.

Wenn denn hier ein wahrhaft böser sogenannter Zufall noch einmal aufstand, wenn Etta wirklich nur zufällig auf demselben Schiff nach Rio reiste — dann blieb ihm selbst nur, im nächsten Hafen, morgen vormittag, in Vigo, das Schiff zu verlassen, mochten seine Pläne auch noch so sehr gestört, ja über den Haufen geworfen werden.

Sie hatte sich nirgends gezeigt, weder im Speisesaal noch sonst an Deck. Sie hatte sich in die engste Verschlossenheit ihrer Kabine versteckt. Nur jetzt zu dieser

Nachstunde war sie an diesen abgelegenen Platz zum Luftschöpfen gekommen.

Seit wann war sie an Bord? Seit Boulogne? Seit Southampton?

Alles Denken brandete zum Anfang zurück: Zu welchem Zweck war sie auf dem Schiff?

Um Marich Schmitt in Rio aufzusuchen?

So sprach kein menschliches Wesen, weder Mann noch Weib, von einem andern, wie sie von Schmitt gesprochen hatte, wenn auch nur ein Funken von freundlichem Gefühl noch im Herzen glomm.

Gewiß, sie hatte ihn von ihrem Haß überzeugen wollen. Aber der Haß war urecht. Haß gegen den Mann, an dem ihr Leben in seiner Jugend zusammenknickte. Der die Hölle geister ihrer eignen Tiefe entbunden hatte.

Sein Herz wollte still stehen.

Er rückte sich zusammen, ging den Wandelgang entlang, stieg die Treppe abwärts, durchwanderte die Schlünde zwischen den Kabinen. Hinter welcher Thür wohnte sie? Keine öffnete sich in einem Spalt, als ob jemand hinter ihr spähte.

Das Leben im Schiff ruhte noch nicht völlig. Öfters tat sich eine Thür auf. Leute gingen halb oder noch ganz angezogen aus und ein, Aufwärter und Aufwärterinnen kamen. Klingeln schrillten.

Von Etta gab es keine Spur.

Er konnte eine Aufwärterin nach ihr fragen. Sich zusammenraffend unterließ er diesen Versuch doch. Er wollte weder ihr noch sein Leben an den Klatsch von einem Ende des Schiffshauses zum andern durch alle diese Gänge und Stockwerke preisgeben.

Er konnte sich dem Kapitän anvertrauen, einem besonnenen, höchst befehlswürdigen Mann, der ihm Einsicht in die Schiffsliste auch heute abend noch verschaffen mochte.

Er verschob auch diese Anfrage noch bis zum andern Morgen.

Er ging in seine Kabine, saß, die Fäuste gegen die Stirn geklemmt, starrte auf die Thür. Sie würde sich aufthun und sie einlassen, und sie würden ineinanderstürzen zu neuer Einheit. Der Morgen mochte entscheiden, ob zu gemeinsamem Leben oder zu gemeinsamem seligen Tod.

Die Thür blieb geschlossen.

Es jagte ihn auf. Er schlich wieder durch die Gänge. Sie wurden leerer und stiller.

Er konnte nicht immer hier hin und her traben.

Unmöglich, in seiner Kabine auszuharren. Die Wände bedrängten ihn, als schraubten sie sich wie die zerquetschende Unabwendbarkeit einer grauenhaftesten mittelalterlichen Folterkammer immer enger auf ihn ein.

Sie war in diesem selben Augenblick mit ihm zugleich zwischen den Planken dieses selben Schiffes!

Er raffte einige Decken und seinen Mantel zusammen, stieg wieder nach oben. Er saß an der Heckspitze, wo er sie gesehen hatte, auf jener Bank.

Er schlief dennoch ein, da auf dieser Bank, im kühlen Nachtwind über den Meereswogen, unterm schweren Laft der ruhigen Schifffahrt.

Er fuhr fröstelnd, erschreckt auf. Im Osten spaltete sich die Nacht im scharfen, weißsilbern leuchtenden Streifen der ersten Morgendämmerung.

Seitlich im Dämmerungsschatten stand eine Gestalt, näherte sich bei seiner hastigen Bewegung.

Etta sagte sanft: „Vergib, daß ich dich so sehr verstörte. Ich war nicht gewiß, ob du mich gestern abend erkannt hättest.“

Er starrte sie entsetzt an. Er schrie in seinem Schrecken und in seiner Erschöpfung: „Wohin in aller Welt soll ich denn nur flüchten? Werde ich denn nie wieder zur Ruhe kommen?“

Sie stand vor ihm. „Ich gehe heute vormittag vom Schiff. In Vigo. Ich reise sofort zurück. Willentlich werde ich dich nie mehr verstören. Vergib mir.“

„Wie kommst du hierher? Jetzt hierher an diesen Platz und überhaupt aufs Schiff?“ Er war nur wütend und streng.

Sie setzte sich an das andere Ende der Bank. „Ich habe dich jetzt nicht ausgespäht. Ich konnte nicht schlafen. Ich konnte es nicht aushalten. Es war zum Ersticken. Ich bin seit zwei Tagen in meiner Kabine eingeschlossen gewesen. Ich kam in Boulogne an Bord. Aber ich war dann bei der rauhen See furchtbar seefrank. Gestern abend wollte ich zum erstenmal wieder ein wenig frische Luft schöpfen. Du kamst sofort.“

Er sah sie glitzernd wie in Wahnsinn an. „Bist du nach Rio zu Schmitt unterwegs?“

Sie wurde dunkelrot. „An ihn habe ich überhaupt nicht gedacht. In Vigo steige ich aus.“

Er schrie sie an: „Wie hast du erfahren, daß ich auf der Cap Arcona reise? Hast du Spione hinter mir her bezahlt?“

„Wanda hat es mir gesagt“, erwiderte sie leise.

Sein Born steigerte sich immer nur. „Weiberkomplott! So hast du mir auch dieses Letzte zerstört, das Ver-

trauen zu diesen letzten Menschen, die ich hatte! Hat dich auch Mutter geschickt?"

„Sie nicht. Sie hat nichts gesagt.“

„War Wanda bei dir? Hat sie dich vielleicht angefleht, du solltest dich wieder um mich bekümmern? Dieser wunderbaren Geschichte will ich denn doch auf den Grund kommen.“

Sie suchte nach Worten. An ihrer ängstlichen Erregung kam ihm einige Besinnung. „Du mußt einsehen, so etwas ist ausgeschlossen. Unmöglich. Das geht nicht.“

„Ich sehe es ein und es tut mir leid.“

Doch nur der Grimm auf Leben und Sterben galt. „Du! Du! Da tust du mir das Gräßlichste an. Da zerquetschest du mir mein Leben, mein Herz in der Brust. Du verrätst meinen Beruf. Und stehst da und sagst: Es tut mir leid.“

„Ich will nichts sagen“, flüsterte sie, das Haupt gesenkt. „Gar nichts mehr. Ich durfte nicht kommen. Aber ich war in allen diesen Jahren immer so verzweifelt. Daß du nun für so lange fortreisen wolltest, kam mir wie für immer vor. Da mußte ich dir nachreisen.“

Er hielt sich die Ohren zu. „Keine Entschuldigungen! Keine Erklärungen! Klage dich nicht an. Ich will es nicht. Ich kann es nicht ertragen. Ich weiß alles. Sage auch nicht, ich rate es dir, daß ich schuld bin, diesen ganzen Unsinn. Es ist nur solches Zugrundegehen. Wir hatten einander geheiratet und gehörten zueinander auf Gedeih und Verderb, auf Leben und Tod, ausschließlich nur einander mit Leib und Seele und mit unserm letzten Gemüt.“

Sie schwieg, ihre Stirn in die Hände senkend.

„Nun hast du mir auch diese Reise vergällt und verdorben“, hob er wieder trostlos an. „Auch dieser Versuch

ist nur noch als gescheitert anzusehen. Ich kann wirklich nur noch nach Hause fahren und mich totschießen. Na, das kann ich ja am Ende auch früher haben.“

Sie antwortete ihm. „Nein, das wird nicht geschehen. Das wäre ein zu einfaches Ende für dich und mich. Du nähmest mich mit! O, dann wüßtest du, wie unverbrüchlich du recht hast, daß wir aneinander geschmiedet sind. Aber so soll es gewiß nicht sein. Es muß sich irgendwie aufbiegen, ich meine die Bange deines Lebens. Ich will dir nie mehr in den Weg kommen, wenn ich es verhindern kann.“

Sie sah ihn an. „Du willst doch auf dieser Reise große Dinge durchsetzen.“

„Große Dinge! Ich glaube auch! In dieser Frage des Strafvollzugs, und der will ich nachgehen, kann kein Mensch große Dinge tun. Das ist unmöglich. Das weiß ich. Niemand weiß es besser als ich. Deshalb unternehme ich es. Große Dinge! Habt Ihr Weiber auch diese Weisheit untereinander zwischen euch ausgeheckt?“

Sie bat ihn. „Du mußt nicht so von Wanda sprechen oder denken. Es kam so — sie war auch ratlos. Und sie in ihrer Herzensgüte . . . Ich war in Kerne.“

„Du hast es gewagt! Ich hatte es dir verboten!“

„Ich hatte, was du darüber sagtest, nicht so aufgefaßt.“

„Warst du vorher oder nach mir in Kerne? Vorher — da hörte doch wirklich alles auf . . .“

„Ich war nach dir in Kerne. Als du da warst, wußten sie noch nichts. Ich habe mich fernmündlich angemeldet, habe Wanda gebeten, ob ich kommen dürfte.“

„Mutter kann dir nichts von dieser Reise gesagt haben, sie nicht!“

„Deine Mutter hat nichts gesagt.“

Er stöhnte.

„Ich will dir erklären, wie es kam, was Wanda bewogen hat“, sagte sie. „Ich kam zu ihnen. Zu deiner Mutter konnte ich kaum sprechen. Alles flog an mir. Sie war sehr gut. Es war doch auch zwischen uns, daß ich sie enttäuscht und betrogen hatte. Ich liebte sie so sehr; sie war mir auch so tief geneigt. Ach, Kerne war zuviel für mich. Wanda nahm mich dann in ihr Zimmer mit. Da habe ich ihr erzählt. Ich bin vor ein paar Wochen einmal in Frankfurt gewesen, ausdrücklich hingereist. So konnte es nicht bleiben. Es dauerte doch bei mir nun schon durch alle diese Jahre, und das Zusammentreffen in Berlin hatte alles wieder bis zum letzten Tag aufgestört. Da bin ich drei Tage in Frankfurt herumgelaufen, habe alle Tage meinen Koffer auf die Bahn geschickt und habe ihn doch immer wieder herausgeholt, weil ich keinen Mut hatte zu dir zu kommen und doch auch nicht abreisen konnte. Ich bin dir immer nachgegangen, den ganzen Tag hindurch; ich habe dich beschattet, so heißt euer Gerichtsausdruck doch ja wohl. Ich habe dich immerfort gesehen, alle Tage, und morgens habe ich da drüben bei dir in der Haustür gestanden, über die Straße hinweg. Zweimal hat es geregnet und dabei einmal mit Strippen gegossen, ich habe immer gewartet, bis ich dich aus dem Hause kommen sah. Ich bin dir nachgegangen und war auf dem Gericht. Ja, ich habe in deinen Verhandlungen gesehen, während du den Vorsitz führtest. Ich hatte mich danach erkundigt, von Berlin aus, wann du wieder öffentliche Verhandlungen hättest, und habe meine Reise danach eingerichtet. So habe ich dich deine Verhandlungen führen hören; einmal war es ein Raubmord um fünfundsechzig Mark, an der Frau

eines Arbeitskameraden von einem Einmieter begangen, und das andere Mal eine Meineidsfache gegen ein Weib wegen Alimenter. Ich habe dich gesehen, wie du dein Barrett aufsetztest, und habe dich gehört, wie du den Urteilspruch verkündetest. Ich dachte, ich wüßte bei allem, was du denkst, und ich habe es aus deiner Stimme herausgehört, wie dir zumute ist, so ruhig du auch sprachst. Du warst mir nicht mehr fremd wie du in Berlin sein wolltest, ich wußte, du warst mir wieder vertraut. Ich habe aber im Dunkeln an einem Pfeiler gefessen; du konntest mich unmöglich sehen. Ich bin dir nachgegangen . . .“

Die Stimme versagte ihr.

Das Schweigen.

Sie fuhr aufseufzend fort. „Dann habe ich an dem letzten Abend stundenlang vor deinem Hause gestanden und bin dann über die Straße gegangen, habe das Licht in den Fenstern beobachtet und habe abgeschätzt, welches konnte dein Licht sein. Aber das war eine müßige Überlegung, ich wußte ja nicht, wo deine Stuben lagen. Und dann, spät, so gegen neun Uhr, bist du aus dem Hause herausgekommen; du gingst sehr schnell und stracks an mir vorüber. Du erkanntest mich nicht und hattest keine Ahnung, an wem du vorbeigingst. Du gingst deines Wegs und warst schnell fort, um die Ecke gebogen. Da konnte ich es nicht mehr aushalten, dieses schreckliche Herumjammern in den Straßen und auf dem Gericht; ich würde auch auf dem Gericht bald auffallen, und du konntest davon erfahren; es mußte sehr peinlich für dich sein. Da bin ich zur Bahn geschlichen und bin abgereist. Aber nun wußte ich, daß ich nach Kerne fahren mußte, oder ich würde mich umbringen oder verrückt werden. Und wie ich

es Wanda erzählt hatte, alles von Frankfurt, da hat sie es mir gesagt. Aber ich habe aus deiner Stimme gehört, in Frankfurt, aus jedem Wort, das du sagtest und besonders bei der Urteilsverkündung, daß, daß . . . daß ich es so tun mußte.“

Das Schweigen.

„Den Platz auf dem Schiff habe ich leicht bekommen in dieser Jahreszeit“, sagte sie. „Und dann habe ich mich auch hier nicht zu dir getraut und wollte wieder fort. Aber diesmal vermochte ich es nicht, einmal mußte ich es erzwingen.“

Er konnte nur aufstöhnen: „Etta, was soll es?“

Sie hob wieder an: „Da war das Wort, das du neu-lich sagtest, das, warum ich dich sprechen wollte. Sonst wäre ja alles aus gewesen. Daß du keine andere Liebe hättest. Sonst hätte ich ja gar nicht kommen können, nach Frankfurt, und hätte nicht nach Kerne reisen können, und Wanda hätte nicht das Erbarmen gehabt.“

Es war doch für ihn, als lichteten sich die Wände der brennenden Hölle und würden schattenhaft, durchsichtig; sie wichen zurück. Plötzlich verspürte er wieder Raum um sich und die Umstände seiner Umgebung. Er spürte das Schiff, auf dem sie standen, sein Schwan-ken und Stampfen, seinen ganzen großartig gleichgültigen und zuverlässigen Rhythmus. Es würde nicht untergehen sondern würde sie richtig in den Hafen bringen, wie es sollte.

„Ich kann dir nichts nützen, Kind“, sagte er müde. „Ich habe dir niemals viel nützen können. Ich hätte dich nicht heiraten sollen, dich nicht in meiner Leidenschaft zu mir reißen dürfen und deine Wallung für mich nicht ausnützen. Du warst zu viel für mich und ich zu wenig für dich.“

Die Tränen rannen ihr langsam die Wangen hinab. „Ja, so siehst du es. Du mußt ja. Wir können es nicht zwischen uns hin und her schieben und immer eins zum andern sagen: Ich war nicht gut genug für dich. Das heißt doch nur, wir paßten nicht zueinander. Ich habe erfahren, daß es nimmermehr wahr ist. Daß nur du zu mir paßt. Und es kann sein, daß es dir mit mir ebenso geht.“

Er hörte nicht auf sie hin. Er sagte: „Es mag für die meisten nicht viel sein, was mir widerfuhr. Merkwürdige Verstrickung und so weiter. Wie das so heißt. Ich habe immer die That des Othello begreifen können, gerade, weil er sie nicht inmitten einer Aufwallung begeht. Ich habe dich und mich nicht getötet. Du warst entrückt und ich hätte es auch sonst nicht getan. Doch ich hörte auf, ein Mensch zu sein. Oder ward ich erst jetzt einer? Ich urteile nicht; ich verurteile dich nicht. Gewiß hatte ich auch schuld.“

Was nützte alle Anstrengung zur Beherrschung? Er lachte grauenhaft auf und warf sich gegen die Banklehne zurück. „Ich habe dir ja deinen Anbeter ins Zuchthaus schicken wollen!“

Er suchte sich zu fassen. „Ich bin vereist und ausgeblutet. Ich habe mich zu jeder Stunde überanstrengen müssen. Am liebsten hätte ich immer nur geschrien und gestöhnt. Immer war mir, als quölle mir mein Herzblut zum Munde. Da habe ich mich ausgeblutet. Ich bin nichts mehr. Für mein persönliches Leben bin ich nicht mehr menschlich.“ Er hob sein Haupt. „Ich kann nur noch für meine Arbeit und für Deutschland leben.“

Er blickte nicht auf die Frau vor ihm. Er sprach ruhiger aber er klagte an. „Mein Herz ist tot in mir.

Ich kann nicht mehr lieben. Es war meine größte Kraft. Ich liebe keine andere Frau. Aber ich will dich auch nicht mehr lieben. Es ist aus. Ich rechte mit keinem Menschen. Mögen sie lügen und trügen, sich durchs Leben schwindeln wie sie wollen und können, auch vor sich selbst. Was geht es mich an? Mögen sie auch ganz aufrichtig von Liebe sprechen — nun ja, meinerwegen. Mögen sie lieben, so viel sie wollen. Ich bleibe aus dem Spiel.“

Er sah an ihr vorbei, sagte: „Alles, was mir blieb: Ich ward ein guter Richter. Ja. Ohne Härte und ohne Sentimentalität. Das darf ich für mich in Anspruch nehmen.“ Er lächelte halb. „Ich hoffe, als du mich prüfst, in jenen Tagen im Frankfurter Schwurgericht, da hast auch du mir diesen Anspruch zuerkannt. Denke nicht, daß ich mich zu wichtig nehme. Aber in diesem Fall mußte ich ja wohl von mir sprechen. Denn sonst kann ich dir keine Antwort geben. Und sie darfst du verlangen.“

Sie sah ihn nur an, merkwürdig ruhig undeutbar mit den hellen Blicken, die sie haben konnte. Er wiederholte: „Ich will gewiß nicht mit dir rechten. Ich will ganz gewiß nicht grausam sein. Gegen dich zu allerletzt. Aber ich will mich behaupten.“

Er richtete sich jäh auf. Alles war vergeblich. Er schrie sie an: „Du hast meinen Beruf verraten!“

Er beugte sich vor, verbarg seine Stirn in den Händen. Ich halte es nicht aus. Ist so der Schlußstrich unter mein Leben? Ist es das Ende?

Sie mußte auch von ihrer Not künden. „Ich weiß es. Du bist es und meines Vaters Blut. Davon lebe ich. Seitdem ich von dir fort bin. Was sonst noch früher war an mir, ist fortgebrannt. Ich war auch in der Hölle. Aber sie gab mich noch einmal heraus.“

„O höre mich, ich flehe dich an. Du bist da; du lebst auf dieser Welt. Ich auch. Keins von uns beiden ist tot. Keine andere Frau hat auf dich Anspruch. Du hast mich auch geliebt; du sagst es und es ist wahr. Wir sind jung. So sieh auch du es ein: Es ist vollständig ausgeschlossen, daß du dein ganzes zukünftiges Leben immer ohne Liebe zubringen kannst. Dein Herz kann niemals tot sein, ehe es zu schlagen aufhört, und dann lebt es im Himmel ewig weiter. Nun ich bei dir war und der Krampf fort ist, wirst du merken, wie es schlägt und wie es immer seine ganze Kraft durch dich hindurchschickt.“

Die Tränen rannen ihr. Sie tupfte sie fort. Sie sagte aufschluchzend: „Ach, wenn eins von uns beiden tot ist, dann wirst du wissen, wie unnötig das alles war.“

Sie flehte: „Ich bin in die Welt gegangen um zu wissen, daß ich nur dich liebe.“

Er schüttelte ratlos den Kopf. „Meine Liebe kannte nur dich und bedurfte weder der Auswahl noch der Bestätigung. Schauerlicher Gedanke, daß mir erst Abenteuer mit anderen Frauen eine Bestätigung hätte bringen sollen.“

Sie antwortete ihm: „Ja. Einige gehen ihren Weg, die Begnadeten, und wissen alles aus ihrer eignen Brust. Du hattest den Krieg mitgemacht. Andere brauchen Sünde, um reif zu werden. Ich habe sie gebraucht. Aber nichts in der Welt ist zurückzunehmen.“

Er hörte sie und wußte, daß er sie hören mußte. Ihre Klage war ihm auch rührend. Dennoch wich immer alles Begreifen von ihm. Da war das Eine, Einzige. Andenken an die unerhörte Glückseligkeit von einst, ihren Mund lachen zu sehen. Sein Leben hatte nach dem ihren geschrien. Nun taten sich die Tore der Lockung wieder

auf. Wiederum bot das Glück den leuchtenden Lebenskelch an.

Aber das andere Eine, Einzige stand.

Sie sagte und ihre Lippen zitterten und zuckten: „Es gibt doch überhaupt nur Flickwerk im Leben, wenigstens für uns nach dem Kriege.“

Er mußte antworten, zu Hilfe und zur Entgegnung. Er mußte sich zum Denken und Sprechen zwingen. Er sagte: „In unserem Leben. In dem andern, dem wir dienen, nicht.“

Er fragte sie: „Etta, hast du neulich, als wir uns in Berlin trafen, Niederlage empfunden und willst sie jetzt wett machen? Daß du zu so ganz verzweifelten Entschlüssen kamst? Ich sage dir, mein armes Kleines, du täuschst dich. Die Niederlage erlitt doch wiederum nur ich.“

Da lachte sie unter Tränen. „Ach, nur du kannst so etwas sagen! Daß du es gesagt hast!“

„Aber Kind“, antwortete er ihr, „du verlangst, ich sollte mit deinen Erinnerungen leben können. Wie denkst du dir das?“

Sie nickte. „Ja, so denkt ihr Männer. So könnt ihr nicht lieben, so ganz und gar, so vollkommen, daß eure Liebe ein so lebendiges Licht glühen machte, und an ihrer Sonne würde alle Vergangenheit nur zum Schatten, nein, zur Reife. So liebe ich dich nun, und was du erlebt und getan hast, getan haben könntest, irgendwann, zwischen jetzt und jemals vorher, es wäre mir ganz einerlei.“

„Du bist souveräner als ich“, entgegnete er. „Dich verwarf auch noch kein Mann auf der Welt. Außerdem: Es liegt für Mann und Weib physiologisch anders.“

„O ja“, erwiderte sie, „und wenn es euch gelüstet, eine Witwe oder eine geschiedene Frau zu heiraten, und sie mag den schauerlichsten Kerl gehabt haben — das ist euch ganz einerlei. Da empfindet ihr womöglich nur den Reiz, den früheren Mann völlig auszustechen. Ansehnliche Witwen sind gewiß sehr begehrt.“

Ihm fiel der Abend in München mit seinem Freund Higelberger ein, und wie auch ihm niemals der Gedanke gekommen war, der Freund sollte die Witwe des schauderhaften Kerls, wie er ihn selbst charakterisiert hatte, nicht heiraten. Nein, er hatte zugeredet; der Freund war dem Rat gefolgt, war glücklich geworden und hatte wirklich den Stall voll netter Kinder, und kein Mensch dachte mehr an die leidvolle Vergangenheit der Frau, wahrscheinlich auch sie nicht.

„Meinen Todfeind suchtest du dir aus, der mir ganz und gar zuwider war, von jedem Haar seines Kopfes bis zu seiner ganzen infamen Stiefelpracht. Ich aber konnte begreifen, daß ich dir neben diesem Höllenhund nicht liebenswert bin!“ Er hob abwehrend die Hand. „Es ist keine Rache. Es ist nur wahr. Es war mir gesetzt, daß mir für immer undenkbar werden mußte, du könntest mich in irgendeiner Weise wieder lieben. Du nicht und auch keine andere Frau. Warum auch? Ich will es nicht mehr.“

Sie regte sich nicht. Sie wußte nur: Wenn es jetzt Ernst wäre, und ich soll ihn aufgeben, wirklich und für immer, ich kann es nicht. Aber ich darf mich nicht mit einer Silbe verraten, er darf es niemals wissen, was ich jetzt als unumstößlich denke, daß ich mich dann umbringen muß.

Sie dachte noch: So wie mir jetzt zumute ist, so war es ihm, als ich in mein entsetzliches Unglück davonlief.

Sie hatte es gewußt und begriff es doch heute zum erstenmal.

Er raffte sich mit Anstrengung zusammen. „Ich habe dich mit allen Kräften und bis an meine letzten Grenzen geliebt und habe dich nicht halten können. Du bist um Unendliches sicherer und selbständiger geworden. Wie sollte ich mit deinen Kräften, wenn sie wiederum für mich überstark würden, fertig werden? Ich kann nicht an Liebesvulkanen wohnen, die jeden Tag vernichtend ausbrechen mögen. Sie würden mich jetzt zu Asche verbrennen.“

Er sagte noch mühsam: „Mit allen Kräften auf Leben und Tod rang ich mich aus dem Sumpf meiner Selbstverachtung wieder auf.“

Sie sprach doch von dem Einen, was so schlimm in ihr kämpfte: „Ja. Es wäre das beste, du schößest mich und dich tot.“

„Ich will um keine Frau sterben, auch um dich nicht“, antwortete er.

Er wollte ihr helfen. Er besann sich. „Was Leben ist, Etta, wissen wir nicht. Aber daß wir das Leben sind, das wissen wir. Denke, daß wir beide doch noch nicht alt sind.“

„Ja, daran denke ich immerfort“, erwiderte sie, vor sich hinstarrend.

„Deutschland braucht uns unbedingt“, sagte er sein Glaubensbekenntnis und beugte sich zu ihr.

Sie fuhr auf. „Für dieses Deutschland, wie es nun geworden ist, was sie daraus gemacht haben, für dieses Volk nur noch aus Idioten und Schiebern soll ich leben? Jrgendein vernünftiger Mensch? Das soll dein Trost sein?“

Er antwortete ihr sanft: „Du bist doch nach Deutschland zurückgekehrt. Kamst du des Geldes wegen? Du hast keins gefordert und zuletzt auch keins gebraucht. Du kamst in deine deutsche Heimat zurück. Ein neues Deutschland hebt sich auf. Es wird wieder in Herrlichkeit blühen. Weißt du das alles nicht?“

Sie sah ihn trostlos an. „Ja, anderswo konnte ich es auch nicht aushalten. Du hast recht. Ich habe mich nach Deutschland fast totgesehnt.“

„Du bist da als Deutsche“, sagte er und sprach für sie und sich um Halt. „Wie wir selbst uns fühlen, so darf unser Glaube an Deutschland sein. Gerade in seiner gegenwärtigen grenzenlosen Not braucht Deutschland unsere ganze Kraft und unsere ganze Liebe. Dafür brennt mein Herz.“ Er sagte wiederum: „Es hebt sich ein neues Deutschland auf. Dafür lebe ich. So lebe auch du dafür.“

Sie schwieg.

Ihm wurde betäubt halb automatisch zu Sinn. Er hatte einmal für die kurze Zeit dieser Seefahrt seinem Beruf entrinnen wollen. Er hielt ihn doch immerdar als die schreckliche Hauptsache. Die Gewöhnung zur Spruchgestaltung hauste über ihm. Schwere Urteile zu verkünden fiel ihm niemals leicht. Nie fühlte er näher und mit heißerer Verantwortung den Menschenbruder im Kern des verfallenen Übeltäters, als wenn er ihm Freiheit für viele Jahre ja oft für immer, Menschenwürde und sogar das Leben absprechen mußte. Das Leben war immerdar schwer und der Mensch sehr dumm und hilflos in ihm. Niemand wußte es besser als er selbst. Er überwand das Entsetzen vor seinem eigenen Spruch immer nur in außerordentlicher Anstrengung, die in solchen Augenblicken nur den amtlich beauftragten und so

verantwortlichen Menschen in ihm Leben ließ. Aber die armen Wichte, die er je und je verurteilt hatte, rächten sich jetzt.

Er sagte zu der Frau da vor ihm: „Etta, es ist nicht, daß ich über dich zu Gericht sitze! O nein, so ist es nicht. Du mußt es selbst in deinem Herzen empfinden. Es ist anderes. Es ist immer mein Beruf. Ich war damals, als wir miteinander lebten, in ihn eingespannt wirklich bis zur Besessenheit und in ihm befangen, daß ich kaum noch aufatmen und hochblicken mochte. Ich habe dich damals schwer vernachlässigt. Das braucht mir niemand zu verkünden, weder du noch eine menschliche Seele sonst. Ich sehe das alles im Weißglühlicht, was gewiß oftmals gesagt worden ist, von dir oder von wem es war, als Entschuldigung und als Beweggrund für deinen Entschluß . . .“

Sie antwortete hastig auf das versteckte Wühlen in seiner quälerischen Frage: „Ich habe dich nicht angeklagt. Ich habe so gut wie nie . . .“

„Laß, laß. Du mußt in diesem Sinn gesprochen haben. Es wäre jenseits jeder menschlichen Möglichkeit . . . Ich habe damals in dem naiven Irrtum gelebt, ich dürfte dir alles zumuten, ungefähr so wie mir selbst, weil ich dich vollkommen liebte, viel mehr als mich selbst. Aber du warst so sehr jung und warst wahrhaftig doch nicht nur ein Teil unserer Liebeseinheit, und dir durfte nicht einmal ein Anteil an meinen Genugtuungen und Entschädigungen für meine Arbeitswut und für mein Durchhalten in meinem Arbeitsgefängnis werden. — Nun, ich habe gebüßt.

Etta, es ist mein Beruf! Er ist übermenschlich, ich weiß es, du hast es gespürt und hast es mir gesagt und du hattest recht. So steht es nun: Wie kann ich über Men-

schen urteilen, sie verurteilen wollen, und nicht für soviel Übermacht zu zahlen bereit sein? Die Übeltäter kommen vor meinen Tisch. Ich muß sie verurteilen wegen Taten, die unabänderlich in die Vergangenheit abgerollt sind. Wie kann ich mich selbst zu Glück und Seligkeit frei sprechen? Deshalb muß ich auch leben und darf niemals sterben, ehe es mir gesetzt ist. Ich muß mit meinem ganzen Leben mein Recht zu meinem Richterberuf beweisen.“

Sie erwiderte traurig: „Gerade deshalb mußt du doch einen Menschen haben, deine Frau, die dir dein Leben ertragen hilft und es so gestaltet, daß du deine Kraft lange hast. Aber ich habe den Anspruch verscherzt, dir beweisen zu wollen, daß ich mein Leben nur umschlossen von dem deinen zu empfinden vermag.“

Was konnte erwidert werden?

„Bitte, sage mir, was du mit dieser Reise vorhast“, bat sie ihn. „Bis wir voneinander gehen, können wir doch vielleicht einmal in Ruhe zusammen gegessen haben, und davon können wir dann beide leben.“

Er nickte.

„So lange die Welt da ist“, so hob er an, „mit bewußten Menschen auf ihr, hat sie sich den Kopf darüber zerbrochen, was sie mit ihren Übeltätern machen soll. Es fing sofort mit der Austreibung aus dem Paradiese an. Das Problem ist nicht kompliziert zu nennen — es ist einfach und ohne weiteres das schwerste der Welt. Es hängt mit allen Problemen der Menschheit zusammen; sämtliche Probleme münden hier und gehen von hier wiederum aus, für die ganze Menschheit. Da ist erst einmal die Bestimmung: Wer ist ein Übeltäter? Wer ein Sünder? Wer ein Verbrecher? Es ist ohne weiteres klar, daß in allen diesen Jahrtausenden, seitdem die

Menschheit dieses Problem wälzt, dieser Begriff sich immerfort gewandelt hat und es noch tut und in alle Ewigkeit tun wird. Ich könnte dich nicht in Wochen auch nur in die Vorhöfe der Kämpfe um das Warum und Weshalb einführen. Ich will dich nur andeutend erinnern, daß die Männer, die als Richter seinerzeit die christlichen Märtyrer, die Ketzer und später die Hegen zur gräßlichsten Ausrottung verurteilten, natürlich in ihrer Mehrzahl und in ihrem Durchschnitt gewissenhafte Richter waren und sich bestimmt oft mit diesem Problem abringen, so wie es nur heute gewissenhafte und geschulte Richter tun können. Man hat in einfachen Zeiten einen Ausgleich zwischen Schuld und Sühne versucht im Gleichen, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Das ist kein jüdisches Gesetz sondern es wurde nur von den Juden in Formel gebracht und uns so überliefert, als sie noch ein primitives Volk waren. So gut wie alle primitiven Völker haben es. Es ist in unseren komplizierten Völker- und Staatsgebilden nicht durchzuführen, im juristischen Recht gewiß nicht. Ob sich eine Allwissenheit dieses Grundsatzes oft genug bedient, ist eine andere Frage.

Nun, ich habe als meinen Lebensberuf die Aufgabe, Verbrechen zu prüfen und Strafen zu verhängen. So muß ich mich mit dem Strafvollzug und seinen Problemen beschäftigen nach jedem Vermögen, sofern ich ein Mensch bleiben will. Wir müssen vom gesunden Teil des Volkes ausgehen, was frommt ihm? Und über jede Erörterung hinaus müssen wir erst einmal als gegeben setzen, daß wir wissen, was ein gesundes Volk ist oder doch sein kann. Um des gesunden Volkes willen müssen wir den zweckmäßigen Strafvollzug herausfinden, zweckmäßig hier von einer höchsten Warte aus gesehen. Es gibt nun auch in

vielen Ländern außerhalb von Deutschland sehr gründliche und wichtige Versuche in dieser Richtung. Ich will jetzt die bedeutendsten Strafanstalten aufsuchen, die Zuchthäuser, die Strafkolonien, die Strafgüter im eigenen Land, alles Wichtige, was an Strafvollzug ausgeübt wird. Ich habe von den fremden Regierungen die Zusicherung erhalten, daß ich alle Anstalten, an denen mir liegt, wirklich kennenlernen darf. Ich werde gründlich, ja rückhaltlos mit den Sachkennern verhandeln dürfen.“

„Wirßt du dann darüber schreiben?“ fragte sie.

„Das weiß ich noch nicht. Das ist keine Hauptsache. Frucht bringt meine Arbeit gewiß. Der Weg, wie sie darzubringen ist, kommt erst in der zweiten oder dritten Reihe der Überlegungen. Erst einmal muß ich das Problem praktisch durchforschen.“

„So hat es mir Wanda angedeutet.“

Sie berichtete ihm schüchtern: „Als mir Wanda von diesem Zweck deiner Reise und von deinen Absichten in dieser Hinsicht erzählt hatte, da habe ich versucht, mir einigen Einblick zu verschaffen. Ich hatte nicht viel Zeit, nur etwa zehn Tage. Aber einiges Hauptsächliche habe ich doch vor mich hinstellen können. O ja, eine solche Arbeit ist die Leiter in den kochenden Höllenkessel. Du kannst keine Hoffnung haben, außer daß du deine Arbeit recht tun willst. Den echten Verbrechern ist niemals zu helfen, sogar nicht, wenn du sie lieben müßtest, als kämest du von Gottes Hand geführt.“

„Ja. Mit weicher Liebe kann meine Arbeit nichts zu schaffen haben. Doch mit durchgeprobter.“

Sie richtete sich auf. „Ich werde nun von dir gehen, weil du denkst, du mußt mich fortschicken, denn ich habe

dir die Zuversicht zum Glückseligsein genommen. So wird dich mir bald eine fremde Frau fortnehmen, der du glaubst, daß sie dich namenlos liebt."

"Wie meinst du das?" fragte er verwirrt. Er ward ärgerlich. "Hat dir Wanda etwa auch davon erzählt, von den merkwürdigen Versuchen in dieser Richtung?"

Sie schüttelte das Haupt. "Nein nein. Sie hat nichts gesagt, kein Sterbenswort. Es kann nur nicht anders sein. Daß ich zu dir kam und dich wie kniefällig bat, erlöste deine Liebeskraft.

Aber niemals darfst du selbst für dein Richteramt unglücklich sein, weil es deine Verbrecher wegen deines Urteilspruches sind. Das Richteramt ist nicht an die Engel gefallen, sondern es ist gesetzt, daß Menschen über Menschen richten. Die Richter aber, die sich für fleckenrein gegenüber ihren Sündern hielten, dürften je und je nicht die weisesten gewesen sein. Nein, zu deinem Amt mußt du kraftvoll und in deinem Gemüt frei vor deinen Übeltätern stehen. Ach, ich habe dir gewiß für immer beigebracht, was Sünde und Verführung der Lebensmächte für einen Menschen bedeuten können.

Ich darf dir das alles sagen, denn ich kenne dich dennoch ganz. Während ich drüben in dem fremden Erdteil war und in den schweren Jahren, als ich dich technisch ohne weiteres erreichen konnte und doch niemals zu dir durfte, von der ersten Stunde an, da ich von dir ging, habe ich viel glühender bewußt mit dir gelebt als jemals zuvor. Nicht das fremde Leben in der heißen Welt dort drüben hat mich reifer werden lassen, sondern meine Liebe und Sehnsucht nach dir. Dein Gestaltungswillen war übermächtig. Auch in der Form konnte ich nicht niedrig werden. Du hieltest mich. Ich habe kein Stückchen Band und keine Zehn-

pfennigzeitung kaufen können ohne die Auseinandersetzung mit dir: Was würdest du dazu meinen."

"Wahn! Wahn!" murmelte er erschüttert und stöhnte: "Ich habe doch auch so gelebt."

Sie stand auf. "Es geht über meine Kräfte, auf solche Art bei dir zu sein."

Er erhob sich auch. Wenn er denn keinen Mut mehr hatte, sein beleidigtes und verletztes Leben umzugzingen, so mußte die Entscheidung ausgesprochen werden. Er sagte mit Anstrengung: "So schreibe mir durch deinen Vater, lasse es mich über deinen Vater wissen, wenn du einmal die gesetzliche Scheidung willst."

Sie lächelte trübe. "Nicht einmal das sollte ich dir mitteilen dürfen?"

Sein Herz tat den Tigersprung. "Noch einmal sollte ich die Verzweiflung erleben, daß ich einen Brief von dir in Händen hielt und in ihm stände wieder, daß du einen andern Mann liebst?"

Sie starrten einander totenbleich an.

Er fiel auf die Bank zurück, wandte sich in letzter Beschämung ab.

"Das habe ich dir nicht geschrieben", flüsterte sie. "Ich weiß nicht mehr, was ich dir schrieb. Schreckliches Zeug. Aber das habe ich nicht geschrieben, auch damals nicht. Und wenn ich trotzdem tat, was ich tat, und alles war deshalb nur um so viel grauenhafter . . ." Alles zerbrach in ihr. Nichts konnte mehr gesagt werden. Alles mußte empfunden werden oder nichts galt.

Sie saß neben ihm, nahm seine Hand, küßte sie, drückte sie an ihre Wange, an ihr Herz. "Ich will deine Helferin sein. Nun hast du Arbeit für mich. Ich will endlich

wieder im Hellen mit dir leben. Nur sollst du mich auch wieder lieben.“

Er wandte sich ihr jählings zu. „Es bedarf keines Wortes. Jeder Augenblick schreit die Wahrheit aus. Du bist zu mir gekommen. Du bist meine einzige Frau, die ich für mein Lebenlang lieben kann. Aber wenn du nun bei mir bleiben willst: Jetzt habe ich nicht nur mein Richteramt. Sondern ich habe mich hineingeworfen in den Schlund der letzten Düsternis der Welt. Wenn dir von der Furchtbarkeit im Geheimnis meiner Arbeit wirklich die Ahnung aufgegangen ist: Für sie will ich deine Hilfe. Es bedarf auch darüber keines Wortes, daß du mir unerhört helfen kannst. Doch vermagst du in so finster hoffnungslosen Niederungen der Welt herumzuarbeiten? Es ist ehernes Werk. Arbeit am Strafvollzug ist niemals und für keinen Augenblick Dilettantenbeschäftigung.“

Er fuhr glühend fort: „Wolltest du auf dieser Reise meine Gefährtin sein, so mußt du immer wissen: Wir werden an keinem hübschen Meeresstrand wohnen und nicht in Palmenhainen spazieren gehen. Wir reisen nicht, um den frohen Gefängen südlicher Menschen zu lauschen. Wir würden es nicht aushalten, das glaube mir. Wir haben, es ist vielleicht auch das Allerbeste so, keine Zeit dazu. Am Umfang meiner Aufgabe gemessen ist mein Urlaub knapp. Ich kann nur von einer Strafanstalt in die andere reisen und muß in den kurzen Zwischenpausen meine Eindrücke in Ordnung zu bringen und zu gestalten suchen und die Erfahrungen der nächsten Haltestelle genauestens vorbereiten. Du kennst meine verzweifelt gründlichen Arbeitsmethoden. Sie sind inzwischen nicht lockerer geworden, wenn ich auch auf der großen Linie zu arbeiten lernte.“

Er griff nach ihrer Hand. „Etta! Daß wir in allen diesen Jahren so ohne Unterlaß aneinander dachten, ward vielleicht zur höchsten Gefahr. Wir schütteten unsere Träume in Schattengestalt hinein.“

Er ließ ihre Hand fallen. „Wahrhaftig doch nicht nur in eine Wunschgestalt! Wenn es einmal aufhören dürfte, daß du mir ungefähr in jeder dritten Nacht im Schlaf erscheinst, immer noch nach allen diesen Jahren, leibhaftig und grausam, so gut wie immer zur Drohung — schon diese Befreiung lohnte jede Probe. Ach, und wenn es ginge, mit dieser strengen und mühsamen Reise — dann könnten wir vielleicht wirklich wieder miteinander leben.“

Er sah sie an und verwunderte sich plötzlich beinahe jugenhaft. „Nun siehst du, wie es mit mir altem Straf- richterroß geht. Da verhänge ich wirklich über unser beider Leben die Bewährungsfrist.“

Die Angst kam wieder. „Unser Kurs steht auf Rio. Willst du mit mir zusammen dort aussteigen? Vermöchtest du es? Könntest du es ertragen?“

Sie stand aufrecht vor ihm und wußte nur um die Erlösung. „Ich bitte dich! Du mit mir!“

„Ja. Und du sollst deinem Pater Dom Sebastian sagen, daß er es bestellt an den Menschen dort drüben in Rio — ich werde ihn immer hassen, und er wird mir immer zuwidersein, aber so weit ich kann, will ich diese Sache erledigen — er braucht keine Angst zu haben, etwa, daß du ihn ausgeliefert hast. Ich will durchaus nicht, daß das zu denken möglich ist. Der Pater mag ihm alles bestellen, sobald wir abgereist sind.“

Ihr war Theodor Marich Schmitt und was er dachte und in sich wälzte, nicht sehr erheblich.

Sie hob die Hände zu dem Manne vor ihr auf. „Sage doch noch einmal Herzensseele zu mir“, flüsterte sie. „Ich habe mich danach fast totgesehnt.“

„Kind, wir müssen doch erst wieder zu leben lernen.“

Sie legte zärtlich ihre Hand an seine Wange. „Du siehst aus wie ein Geist. Nach dieser Nacht. Du mußt auch halb verhungert sein.“

„Ach, das bringen wir bald alles in Ordnung, für dich und mich.“

So war es denn:

Er würde von dieser Bank aufstehen und wieder ins große allgemeine Leben hineingehen und seine Formen auch im Nahen, Engen und Kleinen handhaben. Er würde Etta erst einmal mit seinen Tischgefährten, mit dem deutsch-amerikanischen Ehepaar Willmers, bekanntmachen, und er würde ihnen mitteilen, seine Frau sei schon in Boulogne an Bord gekommen, habe sich aber wegen ihrer Seekrankheit rücksichtsvoll für ihn verborgen gehalten. Er habe sie erst für Lissabon erwartet.

Um der Einzeichnung ihrer verschiedenen Wohnorte in ihre Pässe würde er dem Kapitän Mitteilung machen. Da war jede ruhige Einordnung verbürgt.

Sie sprachen von den beabsichtigten Haltestellen seiner Reise. „Du mußt mit mir Vokabeln üben und mich in deine Sprachen einführen“, meinte er. „Und ich darf dir nicht im geringsten dabei komisch werden. Einigermassen schwierig, was?“

Sie sagte: „Überall, wohin ich als eine Frau zugelassen werde in den Strafanstalten, werde ich deine Dolmetscherin sein.“

Das Schiff fuhr durch den siegreichen Morgen seine stetige Bahn.

Droben im Himmel aber nahm endlich der gütige Engel dem strengen und spöttischen das Lebensbuch dieser beiden Menschen fort und schlug gelassen die schönste Seite für immer auf.

Vieles würde nicht leicht sein. Nichts ist zurückzunehmen. Aber sie würden das Schwerste bejahend überwinden.

Sie waren andere Menschen geworden. Das heißt, andere Tiefen als ihnen vormals aneinander wichtig waren, hatten sich als gütig herausgehoben. Aber ihr neues Wesen wollte mit dem andern zusammenwachsen.

Sie waren beide noch jung. Auch für Walter Justin tat sich erst das Tor seiner echten Reifezeit auf. So würden sie mit Absicht und mit gutem Willen den Weg dieses rätselvollen, übermächtigen, furchtbaren und heiß geliebten Lebens wandern zur Bejahung und Verklärung seiner Liebesmacht.